

**Fritz Mauthner**

**Der neue Ahasver**  
Ein Roman aus Jung-Berlin

1. KAPITEL

Der Eisenbahnzug kam über die Moldaubrücke daher. Schon rafften die Reisenden ihr Handgepäck zusammen, da hielt der Zug plötzlich, kaum eine Minute vor der Einfahrt in den Bahnhof des alten Prag. Die vier Insassen eines Coupés zweiter Klasse kamen in Bewegung.

»Es geschieht gewiß ein Unglück,« rief in harter böhmischer Aussprache ein kahlköpfiger alter Herr. »Das beste ist, wir öffnen die Tür und springen hinaus.«

Sein Gegenüber gab sich Mühe, den ängstlichen Mann zu beruhigen. Die Bahnverwaltung wäre in diesen Tagen außerordentlich vorsichtig. Unaufhörlich gingen große Züge mit Soldaten und Kriegsbedarf nach dem Norden, und da müßte man froh sein, wenn die Privatleute überhaupt noch befördert würden. Der

Krieg wäre kein Spaß. Und wenn in dem bevorstehenden Kriege niemanden ein größeres Unglück träfe, als einige Minuten zu spät am Ziele anzukommen, so könnten Preußen und Österreicher leichteren Mutes ins Feld rücken.

In diesem Augenblicke nahte vom Bahnhof wieder ein Militärzug, wie deren heute so viele vorübergefliegen waren. Gleich hinter der Lokomotive hatte in einem Lastwagen die Musikbande Platz genommen und wiederholte eben zum fünften Mal den letzten Vers des »Gott erhalte«. In unabsehbarer Reihe folgten Wagen aller Gattungen und aller Klassen, gefüllt mit schreienden, singenden, lärmenden Soldaten. Trotzdem nur zwei Regimenter vertreten waren, hörte man doch fast alle Sprachen der Monarchie durcheinander tönen. Niemand sang das Lied mit, welches die Instrumente vorn aufspielten; aus dem einen Wagen erklang ein recht wehmütiges slowakisches Volkslied, aus dem anderen surrte und knatterte, von hübschen Stimmen vorgetragen, ein italienischer Gassenhauer, dazwischen wetterten polnische und ungarische Flüche, und aus einem überfüllten Coupé dritter Klasse erklang gar zu den Tönen einer böhmischen Ziehharmonika die Weise »Es ist bestimmt in Gottes Rat« – dasselbe Lied, welches in diesem Augenblick, wer weiß wo überall, bei Freund und Feind, von deutschen Mädchenlippen emportönte zum graublauen Junihimmel hinauf.

Als der schwere Militärtrain unter furchtbarem Prusten langsam bis an den haltenden Personenzug herangekommen war, standen auch alle Passagiere an den Fenstern und winkten und riefen und jauchzten den Soldaten zu. Diese erwiderten die Begrüßung mit einem tollen Geschrei, riefen den Damen unter frechen Blicken und Gesten unverständliche Dinge ins Gesicht, und auch die Offiziere schienen von dem allgemeinen Rausche miterfaßt.

Selbst der alte Herr hatte plötzlich seine Angst wieder vergessen. Während sein Nachbar sich begnügte, durch eine grüßende Handbewegung an der Huldigung für die Truppen teilzunehmen, hatte der vorhin so Ängstliche seinen Kahlkopf weit herausgestreckt. Er schwang mit der Linken sein geblühtes Taschentuch, hielt in der Rechten die gefüllte Zigarrentasche hin und brüllte aus offenem Halse bald ein deutsches »Hurra«, bald ein tschechisches »Slawa«. Plötzlich zog er entsetzt den Kopf wieder herein. Aus einem der letzten Wagen hatten sich ein paar Hände vorgestreckt, das Taschentuch war ihm entrissen, die Zigarrentasche zu Boden geschleudert worden. Aber schon waren die Soldaten vorbei, ein greller Pfiff ertönte, der Personenzug fuhr langsam weiter.

Der Kahlkopf sank ärgerlich in das Kissen zurück.

»Verfluchte Kerls, habe ich ihnen doch nur gewollt zeigen, daß ich möchte geben Zigarren, wenn möglich wär. Schadet nix, wenn nur die Preußen verlieren.«

Und er warf einen bösen Blick in die entgegengesetzte Ecke hinüber, wo ein hübsch gewachsener, gut gekleideter junger Mann scheinbar teilnahmslos da saß und seine Augen nur liebevoll über die Moldau und die herrliche Höhe des Hradschin schweifen ließ. Es lag etwas in seinen offenen Zügen, seiner männlichen Haltung, seinen klugen und träumerischen Augen, was seine Reisegeossen wohl veranlassen mußte, ihn für einen Norddeutschen zu halten.

Der junge Mann hatte das ganze lärmende Schauspiel nicht unbeachtet gelassen, aber sein Gesicht zeigte einen Zug von Trauer, ja von Bitterkeit, als die wilden Rufe ertönten.

Ihm waren diese Uniformen, diese Lieder, diese Rufe vertraut, aber dennoch vermochte er nicht, seine Ecke zu verlassen und sich an dem kriegslustigen Auftritt zu beteiligen.

Hier in dem ehrwürdigen hunderttürmigen Prag war er geboren, hier hatte er sprechen und fühlen gelernt, hier in Böhmen kannte er die Wellenlinien jedes Gebirges, die Farbe und den Wellenschlag jedes Flusses. Aber draußen im Reiche, in Leipzig, hatte er seine Studien vollendet und eben gestern erst das alte Symbol des Doktorhutes erworben. Draußen im Reich hatte er hinter dem Biertisch gesessen, Ellenbogen an Ellenbogen mit guten Freunden aus Schwaben, aus der Mark und aus Westfalen, hatte mit ihnen um die Wette im

Liede nach der Größe des deutschen Vaterlandes gefragt, hatte außer seinen medizinischen Kollegien noch manche Vorlesungen gehört, in welchen begeisterte Lehrer in kühnen Worten die Zukunft Deutschlands unter preußischer Führung priesen.

Auf welcher Seite stand er nun hier mit seinem Herzen? Wenn es sich nur, wie bei einer kindischen Rauferei, um die Gefahr und um die Ehre des Sieges gehandelt hätte, so wäre er gern mit dem niederösterreichischen Regimente marschiert, bei welchem einige seiner alten Schulkameraden standen. Aber es handelte sich um die Zukunft des großen Deutschlands – mußte das Vaterland nicht auch im Ernste und in der Prosa größer sein?

Freilich, was lag dem stolzen Deutschland an dem dreiundzwanzigjährigen Heinrich Wolff, den man erst seit vierundzwanzig Stunden Doktor Heinrich Wolff nannte? Wenn aber das Vaterland ihn entbehren konnte, er konnte des Vaterlandes nicht entraten, und deshalb war es ihm, als ginge die Grenzlinie, welche man jetzt zwischen Österreich und Deutschland aufrichten wollte, mitten durch sein junges Herz.

Der Zug war in die Halle eingefahren. Heinrich übergab sein Gepäck einem Dienstmann, der unterwürfig die Sachen in Empfang nahm. Heinrich nannte als Adresse ein Haus in der Zaikerlgasse und bemerkte nicht das enttäuschte, verächtliche Gesicht, das der

Dienstmann dazu schnitt. Der Neuangekommene wollte zu Fuß und allein durch die Stadt wandern, die er seit nun sieben Jahren nicht gesehen hatte.

Verändert hatte sich da freilich nicht viel. Links schloß die mächtige Bastei die Straße ab. Oben wandelten bereits geputzte Spaziergänger hin und her. Auch auf dem Wege war der schöne Sonntagmorgen nicht zu verkennen. Alle Läden waren geschlossen, und von den entfernten Kirchen klangen die Glocken mehr freundlich als feierlich herüber. Von allen Seiten strömten festlich gekleidete Frauen, das Gebetbuch in der Hand, der Altstadt zu, wo die meisten und die ältesten Kirchen die Beter lockten.

Heinrich setzte seinen Weg fort und schlenderte unter all diesen Kirchgängerinnen und ihren verliebten oder mürrischen Begleitern selbst wie ein Spaziergänger mit dahin.

Vor dem grauen halbverwitterten Pulverturm teilte sich der Menschenstrom. Viele traten gleich rechts in die nächste Kirche, die Mehrzahl aber wandte sich links nach dem »Graben«, um ein Stündchen vor der Messe oder gar anstatt des Kirchgangs zu lustwandeln. Lächelnd blieb Heinrich Wolff stehen und blickte die breite schöne Straße hinab. Dort, nicht weit von dem großen Gasthof, stand ja das Klostergebäude der Herren Piaristen, bei denen er in die hohen Kenntnisse des Unter-Gymnasiums eingeführt worden. So wie damals gingen die Leute noch heute auf dem »Corso Prags«

spazieren. Vor sieben Jahren war ihm hier fast kein Gesicht fremd gewesen. Heute würde er niemand wiedererkennen, und doch war der Anblick derselbe wie damals. So hatte er schon vom Viadukt aus den Fluß bewundert; es war dasselbe Bild wie einst und doch kein Wassertropfen der alte.

Munter schritt Heinrich unter den schwarzgrauen Spitzbogen des Pulverturms weiter; er betrat die seltsam gekrümmte, von alten, dunklen, stark profilierten Häusern eingefasste Zeltnergasse, in welcher die geputzten Menschen im Gedränge herauf- und herunterzogen, während aus den zahlreichen Durchhäusern immer wieder neue Menschenströme sich ergossen.

Bei dem letzten dieser Durchhäuser, einem weitläufigen Gebäude, dessen Höfe und Flure die Verbindung zweier Parallelstraßen herstellten, mußte Heinrich doch stehenbleiben. Drüben lag der kleine Platz, an welchem das Haus seiner Eltern gestanden hatte. Dort war er geboren, dort hatte er auf der Straße mit dem Kreisel gespielt, hatte die ersten Schläge bekommen, an die er sich erinnern konnte; dort hatte er froh und unbewußt bis in sein sechzehntes Jahr gelebt, hatte nichts von der weiten Welt gekannt als seine Eltern, seinen uralten Großvater aus der Zaikerlgasse, seine Lehrer und seine Bücher – ja, noch jemand hatte er dort gekannt: den guten Onkel Kolliner und die kleine Tina, mit der er fortwährend in Zank gelebt und

für die er hundert kleine Wege gemacht hatte. Wahrscheinlich war das seine erste Liebe gewesen. Sie war aber schwerlich von der rechten Art, denn Heinrich lächelte beinahe spöttisch bei der Erinnerung.

Mächtig zog es den jungen Mann, das Haus seiner Eltern wiederzusehen. Seit jenen furchtbaren Wochen, in denen fast alle Leute im Hause an der Seuche erkrankten und starben, bis schließlich auch seine Mutter und dann sein Vater sich krank niederlegten – bis man ihn eines Morgens plötzlich trotz seinem Weinen und Bitten zum Großvater in die Zaikerlgasse brachte, ihn ganz schwarz anzog und er dann im dumpfen Schmerze auf den jüdischen Friedhof mitging und bedeutet wurde, dem Großvater alle unverständlichen Worte nachzusprechen, alle unverständlichen Gebärden nachzuahmen – seit jenen Wochen hatte er das Haus nicht wiedergesehen.

Aber heute durfte er sich nicht aufhalten lassen. Der Lebendige hatte ein Recht an ihn, der alte Großvater selbst, dem zuliebe er nach Prag gekommen war.

Eben streifte ihn wieder einmal ein geschäftiger Küchenbäckerjunge mit seinem Warenkorbe. Heinrich schüttelte mit einer raschen Kopfbewegung die Erinnerung ab und schritt bewegten Herzens weiter die wohlbekannte Straße entlang.

Hier mündete sie in den großen Altstädter Ringplatz. Wahrhaftig, alles stand noch so da, als hätte Heinrich

es gestern zum letztenmal gesehen. Hier die »Einhorn-Apotheke«, nach welcher er am Todestage seiner Eltern vier- oder fünfmal unter heißen Tränen gelaufen war – und dort an der Ecke die Buchhandlung, in deren Schaufenstern er so bequem die neuesten Bilder bewundern und die neuesten Büchertitel lesen konnte. Rechts ragten in steiler Pracht die Türme der Teyn-Kirche über den Dächern der umschließenden Häuser in die Höhe. Links ruhte in breiter Würde das gotische Rathaus, vor welchem die Hauptwache noch immer die beiden ungefährlichen Kanonen bewachte. Alles wie einst. Nur kleiner, niedriger erschien ihm alles. Aber fremd geworden war es ihm nicht.

Oder doch? Wo entlang ging er denn weiter zum Hause des Großvaters? Drüben führte sicherlich der Weg, dort, wo die Häuser sich so dicht aneinander schlossen, daß man zwischen ihnen nicht die Mündung einer neuen Gasse wahrnehmen konnte. Ging er da besser rechts oder links?

Er fragte einen Vorübergehenden nach dem Wege. »Die Zaikerlgasse? Das ist in der Judenstadt,« lautete die Antwort. »Da müssen Sie links über den Dreibrunnenplatz gehen.«

Und der Mann schritt hastig weiter. Heinrich stand betroffen da, die Antwort hatte ihn peinlich berührt und doch – was war ihm denn geschehen?

Freilich, seit sieben Jahren hatte ihn nichts, aber auch gar nichts daran erinnert, daß er kein schlichter Mensch sein sollte wie alle andern auch, und nun, kaum daß er in der Heimat angekommen, sagte ihm der erste beste Unbekannte: »Dein Großvater wohnt in der Judenstadt. Von dort bist auch Du hervorgegangen, da ist noch Dein Vater geboren.«

Der Mann hatte es gewiß nicht böse gemeint. Aber warum sagte er »Judenstadt«? Der Stadtteil hieß doch seit vielen Geschlechtern, dem guten Kaiser Josef mehr zum Dank als zur Ehre, die »Josefstadt«. Warum wollten sich die Leute nicht an die gebührende Bezeichnung gewöhnen? Warum klang es immer noch so ähnlich wie »Ghetto«?

Und wieder kehrte Heinrich die Frage gegen sich selbst. Er freute sich doch sonst, wenn er alte Sitten, alte Trachten, alte Namen im Wesen und in der Sprache des Volkes erhalten fand. War es da nicht abscheulich von ihm, daß er den guten wohlbegründeten Namen verachtete?

Unter solchen Gedanken hatte Heinrich den Ringplatz durchschnitten und war durch ein kleines Seitengäßchen bis an die Grenze des »fünften Stadtviertels« gelangt, den das Volk hartnäckig die »Judenstadt« nannte. Heinrich lachte bitter auf. Der sonnige Morgen mit seiner Weihestimmung lag hinter ihm. Er war wie durch die Künste eines Theatermaschinisten plötzlich

in einer fremden Umgebung. Das Volk hatte so Unrecht nicht, wenn es die fremde Bezeichnung beibehielt.

Sichtbarlich war hier freilich das Proletariat der ganzen Stadt angesammelt. Schon übertraf sogar der tschechische Pöbel den jüdischen an Zahl; solange aber noch ein Stein dieser Häuser auf dem andern stand – solange die Gewohnheiten dieser Winkelgassen sich erhielten – solange hieß es mit Recht die Judenstadt, und wenn auch kein einziger Jude mehr in diesem Bezirk sich aufhielt.

Aus welchen Jahrhunderten stammten diese schmalbrüstigen, krummlinigen, triefäugigen Häuser und Häuschen, deren Dächer sich wie die Köpfe einer verschüchterten Schafherde übereinanderschoben, deren mißfarbene rissige Mauern allen Gesetzen der Baukunst zum Hohne noch aufrecht standen, deren winzige Fenster eher von feindlichen Kanonen hineingeschossen, als von einem vernünftigen Maurermeister vorbedacht erschienen? Aus welchen Jahrhunderten stammte das Holz der Haustüren und der Fenster, das keinen Nagel mehr in seinen morschen Fasern duldete? Aus welchen Ländern, aus welchen Zonen kamen die Formen und die Farben der unzähligen Lappen und Fetzen – man sah nicht, ob vor oder nach der Wäsche –, die auf unsäglich schmutzigen Stricken sich kreuz und quer von Winkel zu Winkel zogen?

Draußen ruhte die Stadt vom Treiben der Woche, und hier? Jeder Fußbreit Boden eine Trödelbude, jeder Mensch ein Schacherer, der kaufen oder verkaufen wollte. Als hätte sich der gesamte Geschäftssinn dieses Viertels auf die wenigen Stunden der Sonntagsfrühe beschränkt, so drängte sich hier alles auf dem engsten Raume zusammen.

Auf fliegenden Gerüsten hielten jüdische Männer und Frauen ihre unbeschreiblichen Waren feil. Mit einem widrigen Jargon lockten sie die Käufer – dem gräßlichsten Deutsch, das noch überboten wurde durch die Töne, mit denen sie sich untereinander verständigten. Da pries eine dicke schwarzhaarige Frau, der eine silbergestickte Festhaube schief auf den ungeordneten Zöpfen saß, ihre Gänse an. Neben ihr stand – nach den vertraulichen Schimpfnamen zu schließen, die sie einander zuriefen – ihr Mann und blickte mit stumpfem Gleichmut auf die vor ihm ausgebreiteten Handelsabfälle. Verbogene Lichtscheren, in deren Höhlung noch Talg saß, und kleine Nägel, mit und ohne Spitzen – Öllampen, deren abgebrochene Füße neben den zerbrochenen Kugeln lagen – Schlüssel ohne Bart – Schlüssel ohne Griff – Schlösser ohne Federn – Ofentüren ohne Angeln – durchlöchernte Kochtöpfe – Stricknadeln von ungleicher Länge und Dicke, und alles alt, ekelerregend und rostig.

Daneben hockte der Bücherhändler. Ungeordnet, die einzelnen Bände desselben Werkes hierhin und dorthin

verstreut, lagen die Bücher da. Schmierige, zerlesene, veraltete Schulbücher, unaufgeschnittene Lagerhüter unbekannter Schriftsteller in zahlreichen Exemplaren, griechische und römische Klassiker in wohlfeilen und in wertvollen Ausgaben, Romane und einzelne Hefte von Prunkwerken. Dahinter saß der Verkäufer, ein blasser unreifer Judenjunge, der selbst in einem seiner Bücher eifrig las, während er ein zweites, schon aufgeschlagen, auf den Knien versteckt hielt, und fast zornig über die Störung die kleinen Ziffern nannte, wenn einer der Umstehenden, in den Büchern blättern, nach ihrem Preise fragte.

Und daneben der Kleiderhändler mit seinem übelriechenden Knäuel von verschossenen Gewandstücken. Und weiter oben sein ärmerer Genosse, der sich mit dem Verkaufe von abgelegten schadhaften Wäschestücken, von unmöglichen Schuhen, von abgerissenen Knöpfen, fingerlosen Handschuhen, zahnlosen Kämmen, schrecklichen Zahnbürsten, zerbrochenen Brillen, unentwirrbaren falschen Zöpfen begnügen mußte.

Und Tausende von Käufern drängten sich in dem krummen Gäßchen umher, die Landbevölkerung, die des Sonntags zur Stadt gekommen, und die Städter selbst. Die Käufer benahmen sich nicht wie im Kaufmannsladen, sie stritten mit den Verkäufern wie Diebe um die Beute. Das war ein Schreien und Schimpfen, ein Schwören und Jammern, als ob von dem Kaufen

eines haarlosen Maurerpinsels das Lebensglück abhing.

Und zwischen den Verkäufern und Käufern hindurch drängten sich, ihre Waren ausbrüllend und stereotype Witze reißend, die Viktualienhändler. Kolatschen, Knödel, Würste, Krapfen, Buchten, in Schmalz gebackene Kuchen und Fische, geschmorte und gekochte Geflügelstücke wurden mit unsauberer Gabeln zugereicht, mit den Fingern ergriffen. Und der widerliche Geruch all dieser Speisen vermischte sich mit dem Moderduft, der aus allen Kelleröffnungen herauskroch, durchzog unbarmherzig die ganze schwere Schicht von unsichtbarem Dunst und Staub, die auf der Gasse lagerte, und wälzte sich wie eine Krankheit auf Heinrichs Brust.

Mit kräftigen Ellenbogen brach er sich Bahn. Jetzt war er nicht mehr weit von des Großvaters Hause und fand sich schnell zurecht. Noch hundert Schritte, und er stand in dem Gäßchen, dessen gleichen er nicht wieder gesehen, und das jetzt in der Wirklichkeit womöglich noch enger, noch finsterer, noch abenteuerlicher aussah, als in seiner Erinnerung. Und in dem kleinsten, schwärzesten Häuschen des Gäßchens lebte froh und munter, als gäbe es draußen nicht Licht, nicht Luft, nicht Feld und Wald – hier lebte seit mehr als neunzig Jahren der kluge milde Greis, sein Großvater.

Als Heinrich über die Schwelle trat, geriet der Großvater, der geraume Zeit wie träumend in seinem Lehnstuhl sitzen blieb, nicht in Aufregung.

»Das ist er. Babette, tragen Sie auf!« Das war alles, was er der alten, freilich erst siebzigjährigen Wirtschaftlerin zurief. Dann ließ er sich vom einzigen Enkel, den er seit sieben Jahren nicht gesehen, das Fahren auf der Eisenbahn wie etwas ganz Unglaubliches beschreiben.

Seit fünfzig Jahren war Großvater Witwer, und seit diesen fünfzig Jahren ging das Leben in dem alten Hause der Zaikerlgasse einen Tag um den andern gleichmäßig hin. Stundenlang nach Heinrichs Ankunft kamen die alten Leute noch auf ihre angefangenen Gespräche, die Heinrich nicht recht verstand, zurück, bevor sie ihre Gedanken dem Gaste zuzuwenden vermochten.

Aber aus hundert kleinen Zeichen konnte Heinrich dennoch merken, wie lieb ihn die Alten hatten. Ohne viele Worte wurde ihm jeder Wunsch von den Augen abgelesen; es wurde für ihn geschmort und gebacken wie für einen Feinschmecker, und das beste Zimmer des Hauses war für ihn eingerichtet.

Heinrich war nicht verwöhnt. Trotz der behaglichen Verhältnisse, in denen Wohlstand der Eltern und Liebe des Großvaters ihn hatten aufwachsen lassen, lebte er in Leipzig jahraus jahrein in demselben hochliegenden Studentenkämmerlein, bei derselben geschwätzi-gen bedürftigen Wirtin. Aber dort war doch Sonne, Luft; der deutsche Himmel schaute mehr oder minder freundlich, aber immer vertraut durch das Fenster herein. War er hier in der Prager Judenstadt noch unter

deutschem Himmel? Was da hereinsielte – das bißchen Licht, das zwischen den hohen engen Häusern wie ein verirrter Vogel ängstlich umherhuschte, waren das Strahlen der deutschen Sonne? Wie in ewiger Dämmerung begraben erschien ihm das Haus des Greises, bald finster wie ein Kerker, bald abenteuerlich wie ein Märchen.

Und die Möbel und Geräte erst, welche die kleinen winkligen Zimmer so beengten, daß für die Lebendigen kaum Freiheit der Bewegung blieb! Daß alles alt und unmodern war, hätte er ja bei der Geschmacksrichtung der Zeit nur als einen Vorzug empfinden können. Aber das war nicht die stille, nachgedunkelte Pracht eines alten Patrizierhauses – das war Urväterhausrat, der Hausrat seltsamer Urväter. Sicherlich hatte Heinrich als Kind unbefangen oft in diesen Räumen gespielt, sicherlich war nur sein schlechtes Gedächtnis, am Ende gar seine Pietätlosigkeit Schuld daran, daß ihn die alten Gebilde nun störten, daß sie ihn in wirren Verbindungen bis in seine Träume verfolgten.

Über dem Tisch hing eine Lampe, deren phantastische weitausladende Formen die Neugier jedes Sammlers hervorgerufen hätte; sie mochte vor vielen hundert Jahren die Werkstatt eines italienischen Meisters verlassen haben. Es war wohl das älteste Stück der Einrichtung. Daneben gehörte jeder Stuhl, jedes Glas einer anderen Zeit, einem anderen Lande, einem anderen Geschmacke an. Hier hatten sicherlich seit manchen

Geschlechtern Leute gehaust, denen der Sinn für behaglich harmonische Abstimmung der Umgebung fehlte oder die darauf wie ewige Reisende Verzicht leisten mußten.

Auch die Erklärung des Rätsels hatte ihre Symbole in der Stube. Auf der Kante eines schmalen hohen schnörkelhaften Silberschranks stand zwischen kalbsledernen Bücherbänden ein schlanker siebenarmiger Leuchter, wie ihn die fromme jüdische Sitte brauchte, und dahinter an der Wand hing ein absonderliches Bild. Es stellte den Moses mit seinen Gesetztafeln dar; aber nicht aus Linien war die Zeichnung entstanden, sondern aus geschickt zusammengestellten, in kleinster Zierschrift ausgeführten Buchstaben des hebräischen Alphabets – denselben Buchstaben, welche doch wieder auf den Tafeln des Bildnisses ganz natürlich die Zehn Gebote in der Ursprache mitteilten. Und, wie Heinrich diese Zeichen nicht verstand, so blieben ihm auch die Geister dieses Heims verschlossen; so viele Mühe er sich auch gab, sich in seine Kindertage zurückzusetzen und Großvaters Behausung, seine eigentümliche Sprache und die lächerliche seiner Dienerin als das Natürliche zu empfinden – es gelang ihm nicht.

Tag um Tag verging in einförmigem Stilleben. Kein Laut des nahenden Kriegslärms drang von der böhmischen Grenze bis in die Zaikerlgasse. Wenn der Enkel einmal davon zu sprechen begann, so erzählte der Großvater bald von Napoleon, den er anno 13 ganz

in der Nähe gesehen hatte. Und wenn Heinrich eine Zeitung nach Hause brachte, welche die Beschlüsse der Bundesmächte mitteilte, so hielt der Großvater das Blatt auf seinem Schoße fest und entrüstete sich über die Königsmörder des Konvents.

Der junge Arzt hatte nur selten Zeit, in die Stadt zu gehen. Immer wieder von neuem mußte er die kleinsten Begebenheiten aus seinen Studentenjahren, das Leben im Kolleg, in der Kneipe und die Freuden der Ferienreisen beschreiben.

Der Großvater mochte wohl die Entfremdung des Enkels bemerkt haben. Ohne Groll, aber mit nachdenklichem Lächeln ruhten seine Augen oft auf dem Jüngling, wenn dieser mit einem Buche am Fenster saß und der Alte ihn ungestört durch seine ungefüge Brille beobachten konnte. Auch bei Tische kicherte er oft hustend auf, wenn die lange Babette die fetten Wunderwerke ihrer jüdisch-rituellen Kochkunst anpries und der junge Mann mit sichtlicher Verlegenheit zweimal, dreimal zugreifen mußte.

Er wollte sich mit seinem Enkel endlich einmal aussprechen, und da Heinrich in Babettens Gegenwart sich nicht mit voller Offenheit gab, so versuchte der Alte einmal nach Tische, die Zeugin zu entfernen. Babette habe dem Gaste noch nicht die Krone ihrer Küche vorgeführt, ihren berühmten Blätterteig. Und Großvater fiel vor Husten fast vom Stuhle, so freute er sich

über die treffliche List; Babetts Blätterteig brauchte vier Stunden zur Zubereitung.

Die Frau ging mit stolzem Lächeln in ihre Küche, und die Unterredung konnte beginnen. Es war dem jungen Arzte bänglich zumute, er wußte selbst nicht, warum.

»Bist Du getauft?« begann der Großvater nach langer Pause mit ruhiger Stimme, indem er unter seinen weißen buschigen Augenbrauen hervor die tiefliegenden Augen fest auf den Enkel richtete.

Heinrich sprang auf. Er fühlte, wie das Blut ihm in die Wangen schoß, und konnte in seiner Verwirrung nichts antworten als: »Wie kommst Du zu dieser Frage?«

»Weil Du kein Jude mehr bist,« antwortete immer gleich freundlich der Alte, »und ich frage Dich noch einmal: bist Du getauft? Du kannst es mir ruhig gestehen.«

»Ich versichere Dir, lieber Großvater, daß ich nie daran gedacht habe und nicht daran denke, mich formell vom Judentum loszusagen.«

»So, so! Formell! Ganz wie Dein Vater! Der hat auch immer sein Judentum vergessen wollen. Er hat am Ende gar keinen Glauben mehr gehabt. Dich hat er in christliche Schulen geschickt, zu den Geistlichen. Und zu Hause hat kein jüdisches Fest gefeiert, keine jüdische Speise gekocht, kein jüdisches Wort gesprochen

werden dürfen. Er hat Dich erzogen wie einen Christenbuben, aber formell – sagtest Du nicht so? – hat er sich auch nicht losgesagt. Er war ein Phantast . . . «

Bevor der Alte weiter sprechen konnte, trat die lange Babette herein. Ohne viele Umstände stellte sie einen tiefen irdenen Napf hin, in welchem große Klumpen von Mehl, Eiern und Gänsefett durcheinanderlagen; alsdann begann sie erst mit der Kelle, dann mit ihren knochigen Händen einen festen Teig zu mischen und knetete ihn bald mit solcher Kraft, daß der Napf hin und her flog und bald da, bald dort auf der Tischplatte zu zerschellen drohte. So sehr Heinrich auch schon an das Verhältnis zwischen Babette und seinem Großvater sich gewöhnt hatte, so mußte er doch jetzt etwas verwundert dreingeschaut haben, denn der Großvater sagte, wie entschuldigend, mit lautem Lachen: »Die Babette werde ich nun bis zu meinem seligen Ende nicht mehr los. Kein Gegenstand! Ich leb' jetzt schon so lange auf dieser Welt, daß mir es eigentlich leid tun müßt', wenn's heißt: wandern! Gott sei Lob und Dank, ich hab' einen Trost. Wenn ich werde sterben müssen, werd' ich fromm an Babette denken und an ihre Neugierde, und ich werde froh sein, daß ich sterben kann.«

Babette faßte den Teig nur noch grimmiger an.

»Du mußt wissen, Heinrich,« fuhr der Großvater fort, »wenn man bald hundert Jahre alt ist, steht man jeden Tag dicht vor der großen Revolution. Da hören die Standesunterschiede von selber auf, und man läßt's

alle Tag Jubeltag sein, wo Herren und Diener einander gleich sind. Ich werd's in diesem Leben nicht mehr fertigbringen, vor der Babette Geheimnisse zu haben.«

»Habe ich doch gewußt, worum es sich wird handeln,« rief die lange Babette, »daß ich muß gehen, Blätterteig machen, wie für ein Regiment. Sie wollen dem Heinrich die Partie reden mit der Tina.«

Heinrich lachte ärgerlich: da bemerkte er, wie der Großvater sich anschickte, von derselben Sache weiterzusprechen. Er wußte, daß der Alte kein größeres Vergnügen kannte, als in seiner gutmütigen Art ein bißchen Vorsehung zu spielen und passende junge Leute miteinander zu verheiraten. Wie oft hatte der Großvater nicht schon arme Mädchen ausgestattet, um ihnen einen Mann zu schaffen; als Ehrengast bei Hochzeiten und als Pate war der Großvater ein vielbeschäftigter Mann. Um ihn nicht zu verletzen, sagte Heinrich jetzt gezwungen lustig: »An mir werdet Ihr einen schlechten Kunden haben. Vorläufig kann ich ja ans Heiraten nicht denken, erstens, weil ich zu jung, und zweitens, weil ich gar nicht ein bißchen verliebt bin. Wenn's aber einmal so weit ist, dann hole ich mir meine Braut vom Monde. Großvater, Du sollst auch einmal etwas ganz Neues erleben und durch eine Heirat aus Liebe überrascht werden.«

»Überrascht!« rief Babette. »Heirat aus Liebe! Herr Wolff, hat man je so etwas erlebt! Ich will Ihnen was sagen, mein lieber Heinrich: Ihr Großvater und ich,

wir sind alte Leute, auf uns kann man schon hören. Heirat aus Liebe! Sind mir in meinem ganzen Leben zwei Heiraten aus Liebe vorgekommen! Und wie sind sie ausgegangen? Ausgegangen sind sie, wie sie haben ausgehen müssen: daß Gott jedes Judenkind davor bewahren soll! War da, der Romio, der hat sich verheiratet, wo die Eltern nicht einig waren, und sind richtig alle an Gift gestorben. Und da war der Ferdinand mit der Luise. Gott, dieselbe Geschichte, daß ich acht Tage lang geweint hab' und der Großvater mir hat einreden wollen, es wär' alles erlogen. Heirat aus Liebe, wie heißt! Und die Tina werden Sie doch heiraten. Es ist schon alles fertig.«

Heinrich lächelte und sagte zum Großvater gewendet: »Nicht war, von solchen Plänen wird nicht mehr die Rede sein? Für Euch ist es ein Scherz, mich aber beleidigt es in tiefster Seele.«

»Ein Scherz? Ein Scherz, Herr Wolff!« rief Babette und schob den Topf energisch von sich fort. »Ein Scherz! Das soll wohl heißen: ein Spaß? Ein Spaß die Hochzeit, zu welcher Herr Kolliner mir versprochen hat ein schwarzes Seidenkleid? Die Sache ist fertig, sag' ich!«

»Nun verbitte ich mir aber jedes weitere Wort!« rief Heinrich jetzt wirklich empört. »Der Großvater tut ja ganz recht daran, wenn er in allen Dingen auf den Rat einer so treuen Dienerin hört, ich aber bitte, mich und irgendein junges Mädchen nicht mehr in Ihrer Weise

zusammen zu nennen. Verheiraten Sie Fräulein Tina Kolliner, mit wem Sie wollen, nur nicht mit mir!«

Die lange Babette warf einen giftigen Blick auf den jungen Mann. Sie faßte ihren Napf mit beiden Händen und stürmte in die Küche hinaus, dort setzte sie ihn heftig nieder, daß er klingend zerbrach. Nach einer Welle hörte man sie die Treppen hinunterlaufen und eifrig mit sich selber sprechen.

Der Großvater kraulte sich in seinem weißen Haar. »Du willst also wirklich nicht heiraten? Willst mir kein Urenkerl schenken?«

»Aber liebster Großpapa, frage mich nach zehn Jahren wieder!

»Nach zehn Jahren? So lange kann ich warten, aber Tina nicht. Schade, schade! Es ist eine gute Familie, und die Tina braucht einen Mann, der studiert hat und was vorstellt. Sie kann schlecht geraten, wenn sie nicht an den Rechten kommt. In Dich ist sie verliebt. Schade! Jetzt ist's aber doch vorbei. Lang Babette ist schon auf den Weg zu Kolliners, verlaß Dich darauf. Sie erzählt dort, daß Du nichts mehr von Tina wissen willst, und morgen hat der Kolliner eine andere Partie für sie. Und ich hab' mich fest auf Dich verlassen. Hab's ihm schon versprochen. Bah, kein Gegenstand. So erfährt er's durch die Babette, und ich brauch' nichts zu reden.«

Heinrich wollte für seine Heftigkeit um Entschuldigung bitten.

»Ich tat Unrecht, Deine Dienerin so aufzubringen. Du wirst unter ihrer schlechten Laune zu leiden haben.«

»Kein Gegenstand,« sagte er. »Wenn Jausenzeit ist, wird sie wieder da sein und uns einen guten Kaffee kochen. Lang Babette und Du, Ihr habt jedes geredet, wie ihr müßt. Narren ihr, Kinder Ihr! Werdet erst ein paar Jahre älter, so hört Ihr auf zu streiten.«

Der Großvater lehnte sich in seinen Lehnstuhl zurück und schloß die Augen. Heinrich glaubte, er schlief. Da begann der Alte aufs neue, ohne die Augen zu öffnen: »Also getauft bist Du nicht. Es freut mich bei alledem. Aber Du mußt deshalb nicht glauben, daß Du noch ein Jude bist. Das scheint nur so. Du bist auch einer von den Neuen, die ihren Gottesdienst für sich haben wollen. Es freut mich aber doch, daß Du Dich nicht hast taufen lassen.«

Der Alte richtete seinen Blick in voller Liebe auf den Jüngling.

»Du bist mir keine Rechenschaft schuldig, ich bin nur Dein alter Großvater, nicht Dein Vormund. Dein schönes Geld liegt sicher angelegt und wird Dir bald ausgezahlt werden. Mein bißchen Vermögen wirst Du auch einmal bekommen – über hundert Jahr,« unterbrach sich der Alte hustend und kichernd. »Ich werde Dich nicht enterben. Du bist Dein eigener Herr. Ich werde mich aber freuen, wenn Du mit mir aufrichtig über Deine Zukunft reden willst.«

Heinrich rückte dicht an den Stuhl des Alten heran, faßte innig seine Hand und begann lebhaft seine Meinung darzulegen. Er sei entschlossen, draußen im Reich zu bleiben, in seiner Universitätsstadt Leipzig, am liebsten aber in der preußischen Hauptstadt wolle er als Arzt tätig sein. Da habe er seine Freunde, seine Lehrer, seine politischen Gesinnungsgenossen, seine Nation. Nun sei er aber noch zu jung und unerfahren, um mit gutem Gewissen Rezepte verschreiben zu dürfen. Er wolle daher vorerst einige Jahre seine Bildung und seine Kenntnisse durch Reisen ergänzen.

Der Großvater nickte nur immer mit geschlossenen Augen und hielt den gesenkten Kopf noch immer horchend dem Munde des Sprechenden zugewendet. Endlich sagte er: »Reisen kostet viel Geld. Kein Gegenstand. Reisen ist gut. Du sollst reisen, auf meine Kosten, nicht für Dein Geld. Und Du willst auch später nicht bei uns bleiben? Du hast draußen Deine Freunde, sagst Du? Du wirst Deine Freunde einmal im Jahre sehen und Dich dann jedesmal über sie wundern. Und die Lumpen unter ihnen werden Geld von Dir borgen. Kein Gegenstand. Du hast draußen im Reich Deine Lehrer, sagst Du? Lehrer kennen nur Schüler, und wenn sie Dir nichts mehr zu sagen haben, so sehen sie Dich nicht mehr an. Du hast politische Gesinnungsgenossen? Das versteh' ich nicht. Steuern zahlen kannst Du auch hier, und rebellieren wirst Du auch dort nicht.

Und dann hast Du draußen Deine Nation, die Deutschen? Ich will's glauben, daß es draußen besser ist als bei uns. Wenn Du aber fünfzig Jahre lang mit einem von ihnen gegessen und getrunken, gelebt und gehandelt hast, wenn Du ihm zehnmals das Leben oder einmal das Kind gerettet hast und eines Tages gefällt ihm nicht der Zwirn, womit ist zugenäht der Knopf an Deinem Rock, wird er Dich an der Gurgel packen und schreien: Du Jud!«

Der Großvater hatte sich erhoben und ging unter einem heftigen Hustenanfall mit schweren Schritten auf und ab. Als Heinrich düster schwieg, setzte sich der Alte wieder nieder und fuhr fort:

»Es ist vor kurzem gewesen, Du warst acht Jahr alt und bist gekommen zu Deinem Vater gelaufen. Ein Gassenjunge hat Dir Mauschel nachgerufen. Du hast wissen wollen, was das heißt. Dein Vater hat Dir gesagt: Mauschel bedeutet einen kleinen Mann mit Stulpenstiefeln. Du hast nämlich an dem Tage hohe Stiefel angehabt. Und so hast Du es viele Jahre nicht anders gewußt, als daß Mauschel einen kleinen Mann mit Stulpenstiefeln bedeutet. Und Dein Vater hat immer laut aufgelacht vor Freude, wenn Du auf dem Spaziergang einen Bauern, einen Pfarrer oder einen Studenten gesehen und gerufen hast: Papa, ein Mauschel!«

Der Großvater lehnte sich wieder mit geschlossenen Augen zurück, und Heinrich wagte nicht, sein Sinnen

zu stören. Nach einer Weile bewiesen die tiefen regelmäßigen Atemzüge, daß der Alte schlief.

Heinrich schlich sich fort und eilte, aus dem Banne der Judenstadt zu gelangen. Es trieb ihn durch die engen Straßen der Altstadt fort, an den heiligen Statuen der steinernen Brücke vorüber, über die bräunlich schimmernde Moldau hinweg auf die Burg empor. Erst dort, angesichts des ragenden gotischen Domes, vermochte er wieder über die schweren Gedanken des Großvaters zu lächeln, der ja einem vergangenen Jahrhundert angehörte. Heinrich schüttelte sein lockiges Haar, und die Schatten waren verschwunden. Nur Freude empfand er noch darüber, daß er seinem Großvater alles mitgeteilt und bei dem lieben Greise Teilnahme gefunden hatte.

Mit frischen Augen blickte Heinrich auf seine Vaterstadt hinunter. Der Punkt, auf welchem er stand, bot eine prächtige Rundschau. Neben ihm das alte düstere Landhaus, aus dessen Fenstern Slawata und Martinitz auf gut altböhmisch hinausgeflogen waren, und drüben der Brückenturm, in welchem noch heute die Schwedenkugeln aus dem dreißigjährigen Kriege stecken. Und jenseits der Stadt lag im grünen Sommerschmuck der Ziskaberg, der so viel Schreckliches von den Hussitenkriegen zu erzählen wußte. Krieg, Krieg und immer wieder Krieg! Der Widerschein der untergehenden Sonne strahlte aus den Fluten der Moldau rötlich zurück. Sollte der Fluß nicht für alle Ewigkeit

rot fließen, ein Zeuge aller Glaubenskriege, die an seinen Ufern getobt hatten?

Langsam schritt Heinrich über die alte Steintreppe auf einsamem Wege den Berg hinunter und ließ sich von einem Fährmann übersetzen. Der alte Ruderer erzählte ängstlich, was heute die Gerüchte gebracht hatten: daß die Preußen zwei Stunden vor Prag standen, daß sie alle Dörfer auf ihrem Wege angezündet, die Frauen und Mädchen geschändet und die Männer und Knaben unters Militär gesteckt hatten.

Kaum war das Boot am andern Ufer angelangt, als Heinrich von einem Straßensjungen ein Extrablatt der »Bohemia« ausrufen hörte. Die Nachrichten der Zeitung waren unklar und verwirrend. Aber eins war deutlich zu ersehen: Die Preußen waren über die Grenze gegangen, der Krieg begonnen, das erste Blut geflossen.

Heinrich eilte noch an demselben Abende, in einem Spitale seine Dienste als Arzt anzubieten. Man wies ihn in ein zum Spitale eingerichtetes Kloster. Es war das Piaristenkloster, dasselbe Gebäude, in welchem er als kleiner Gymnasiast aus- und eingegangen war. Mit Freuden wurde sein Anerbieten angenommen; schon morgen sollten die ersten Verwundeten eintreffen, Heinrichs Dienstleistungen konnten gleich beginnen.

Die Überraschungen folgten einander rasch in diesem Kriege. Kaum hatten die österreichischen Berichtserstatter gemeldet: »Sieg auf allen Linien,« so war die Schlacht von Königgrätz auch schon geschlagen, und wenige Tage später waren die Preußen in Prag.

Nur in den ersten Tagen hielten sich die Sieger mißtrauisch von den Einwohnern fern, dann ließen sich's die wackeren Landwehrmänner wohl sein in den behaglichen Quartieren. Vor allen Haustüren konnte man sie sitzen sehen, die Pfeife im Munde und die Kinder des Hauses auf den Knien. Freilich nur die kleinen Kinder bekamen sie zu sehen, die Erwachsenen – Knaben wie Mädchen – waren fast alle fortgeschickt worden, und die wenigen, welche die letzte Verbindung mit dem Süden versäumt hatten, trauten sich nur selten ins Freie hinaus. Was der Fährmann von den schrecklichen Taten der Preußen erzählt hatte, das war bis zur näheren Bekanntschaft mit dem Feinde der allgemeine Glaube. Und als dann die eleganten oder doch gemüthlichen Sieger ihren Einzug gehalten, als man die frühere Furcht vor ihren Brutalitäten belächelte, da freuten sich dennoch alle Väter und Mütter, die ihre schönen Töchter und herangewachsenen Söhne in der Ferne wußten.

Mit dem siegreichen Heere war ein seltsamer Troß von lustigen Damen nach Prag hereingeströmt. Alle Straße waren voll von ihren bunten Kleidern, ihren gemalten Wangen, ihren frechen Blicken und frechen

Reden. Da hieß es für die wenigen Bürgerstöchter, die daheim geblieben, fein zu Hause sitzen, wenn sie nicht mit den fahrenden Fräulein verwechselt werden wollten. Und manche ehrsame Bürgersgattin, deren fünfzig und mehr Jahre sie wohl hätten kühn machen können, verzichtete auf jeglichen Ausgang, ja ließ sogar die betrügerische Köchin die Markteinkäufe besorgen, um nur nicht der Gefahr ausgesetzt zu sein, daß ein junger preußischer Leutnant sich an ihr verging.

Um so auffälliger war es für Heinrich, als er eines Abends – während der für die Ärzte gebotenen Ruhe- und Promenadenzeit – eine offenbar anständige junge Dame am Arme eines älteren Herrn vor sich hergehen sah. Die Dame mochte zwanzig Jahre zählen; sie war auffallend hübsch, die vollen Formen, die prächtigen schwarzen Haare, die glänzenden, langbewimperten Augen, der große feingeschnittene Mund, die scharf profilierte Nase ließen sofort die Jüdin erkennen. Aber dieser neugierige Blick, mit welchem sie den Kopf hin und her bewegte, alle Vorübergehenden rechts und links musterte, auch wohl einmal hinter sich schaute, dieser wogende Gang, dieser pfiffige Zug um die Augen? Wahrhaftig, das war Tina Kolliner, seine Jugendfreundin, und ihr Begleiter war kein anderer als der Onkel Kolliner.

Bevor Heinrich noch wußte, ob er das hübsche Mädchen ansprechen sollte oder nicht, hatte eine andere Gruppe sich genähert. Drei preußische Infanterie-Offiziere faßten Posto, und ihr Begleiter, ein blutjunger roter Husar, ein einjährig Freiwilliger, trat rasch auf das erglühende Mädchen zu. Heinrich, der überrascht zusah, konnte sich den Vorgang nicht erklären; zu sehr widersprachen sich Haltung und Tat des jungen Soldaten. Er legte die Linke, militärisch grüßend, an seine Mütze, stammelte, sich höflich verbeugend, ein paar Worte, kniff aber gleichzeitig mit einer gewissen geschäftlichen Ruhe das Mädchen in die Wange. Sie schrie auf; ihr Vater zog sie erblässend fort, aber schon war Heinrich zur Stelle, wies den kecken Kavalieristen zurecht, tauschte mit ihm die Karte aus und bot den Geängstigten seinen Schutz und seine Begleitung an.

Der Vater zitterte noch immer vor Aufregung. Tina jedoch hatte nicht im mindesten ihre Fassung verloren. Sie scherzte mit einer gewissen kindischen Freude über das Abenteuer; sie dankte ihrem Retter in wohlgesetzten Worten, aber es war nicht recht deutlich, ob der Angreifer oder der Befreier ihr mehr Interesse einflößte.

Herr Kolliner, in dessen Nähe es abscheulich nach Patchouli roch, lud den Fremden ein, in seine bescheidene Wohnung einzutreten. Er sei zwar nur ein schlichter Guanohändler, aber der tapfere Herr werde sicherlich zugeben müssen, daß Herr Kolliner seine Privatwohnung von seinen Geschäftsräumen fernhalte. Es rieche in seinem Wohnzimmer anders als in seinem Warenlager. Wie auf einer anderen Welt sei er, wenn er seine Wohnung betrete.

Als Heinrich endlich für angemessen fand, seinen Namen zu nennen, wurde der alte Herr verlegen. Auch Tina wurde rot, faßte sich aber schnell und begrüßte den Jugendfreund aufs herzlichste. Man trennte sich mit der Versicherung, einander in dieser schlimmen Zeit nahe zu bleiben; doch konnte es dem jungen Arzte nicht entgehen, daß Tina schon von seinem Gespräche mit Babette wußte und sich jetzt nicht mehr so unbefangen gab wie wenige Augenblicke zuvor dem Fremden gegenüber.

Einige Tage darauf mußte Heinrich seinen kleinen Ritterdienst in einem Schlägerduell ausfechten. Sein Gegner war noch Student und nannte sich Victor von Laskow. Als die Angelegenheit mit einem tüchtigen blutigen Hieb über Heinrichs Ohr und Wange erledigt war, trat der junge Husar gemütlich auf seinen Gegner zu, der eben verbunden wurde.

»Ich bedaure es lebhaft,« sagte er mit breiter mecklenburgischer Aussprache, »daß ich einen braven und

fleißigen Arzt für einige Tage dienstunfähig gemacht habe. Nicht wahr, Herr Doktor, Sie lassen es meine Kameraden nicht entgelten, daß ein preußischer Husar Ihre Dame angerempelt hat?«

Und Heinrich fühlte, wie eine weiche warme Jünglingshand seine Rechte ergriff und heftig preßte. Er verbiß den Schmerz, den seine Wunde ihm doch bereitete, und sagte ernst: »Und nicht wahr, Herr, Sie werden fortan ihre Liebkosungen bloß den geeigneten Damen zukommen lassen?«

Die Zeugen lachten, und der Husar rief mit einigem Schmollen: »Jetzt lachen die Kameraden mich gar noch aus. Ich will Ihnen aber den ganzen Vorfall erzählen, Herr Doktor, damit Sie nicht falsch von mir denken. Die Kameraden behaupteten nämlich immer, ich hätte in meinem Leben noch kein Mädchen geküßt. Und jetzt, hier in Prag wäre die schönste Gelegenheit, es zu lernen. Da mag ich denn ein bißchen renommirt haben – kurz, wir gingen eine Wette ein, daß ich das nächste uns beegnende Frauenzimmer in die Wangen kneifen würde. An anständige Damen dachten wir gar nicht. Und da mußte der Teufel gerade die hübsche Jüdin in den Weg führen. Auf Ehrenwort, Herr Doktor, ich habe bei ihrem Anblick Angst gekriegt wie nie zuvor in meinem Leben. Aber was half's? Die Kameraden schauten mit boshafte Gesichtern zu, ich mußte meine Wette gewinnen. Weiß Gott, ich wollte jetzt, ich hätte sie verloren.«

Heinrich verabschiedete sich herzlich von seinem Gegner, sehr gemessen von den Zeugen und fuhr mit dem Arzt zum Hause des Großvaters. Der Alte schüttelte den Kopf, die lange Babette brachte durch ihr Schreien die ganze Gasse in Aufregung. Die Preußen hätten den guten stillen Heinrich totgeschlagen, das müßte bestraft werden, sie würde zum General, sie würde zum König laufen. Erst als Heinrich nach zwei Tagen wieder ausgehen durfte, beruhigte sie sich und fing Heinrich selbst zu schelten an. »Hat man je so was gehört? Herr Wolff, unser Enkel duelliert sich! Herr Wolff! Mit blanken Säbeln haben sie aufeinander losgehauen, ohne zu schreien und die Patrouille zu rufen! Wär' ich da gewesen, Gott, hätte ich geschrieen! Mit blanken Säbeln! Der Heinrich ist verrückt. Was weiß ich, er ist im Stand und schießt sich noch einmal mit Pistolen, mit geladenen Pistolen! Gott soll jedes Judenkind bewahren!«

Auch Herr Kolliner und Tina waren über das Duell sehr aufgeregt. Herr Kolliner kam herein, duftend und schlotterig, wie ein in Köllnisch Wasser getauchtes Sacktuch, und dankte dem Helden der Zaikerlgasse mit Tränen in den Augen. »Ach, wenn Sie wüßten,« rief er ein über das andere Mal, »ach wenn Sie wüßten, was Tina von Ihnen gesagt hat! Tina, Du darfst es dem Herrn Doktor ins Gesicht sagen. Ich erlaub's Dir.«

Aber Tina benahm sich sehr gesittet. Sie wäre stolz darauf, daß zwei so ritterliche Männer sich ihrethalben

geschlagen. Auch Herr von Laskow wäre ein Kavalier; er hätte in einem feinen Briefe um Verzeihung gebeten. Es wäre doch mit solchen Herren ein anderes Leben als mit den Verwandten und Geschäftsfreunden ihres Vaters.

Und Tina seufzte schwärmerisch auf und richtete ihre großen Augen mit dem Ausdruck unbestimmter Sehnsucht auf Heinrich. Dieser fühlte sich bei den wiederholten Besuchen seiner Jugendfreundin seltsam befangen. Es war ihm ganz behaglich in der Nähe des schönen leidenschaftlichen Mädchens; er hätte gar zu gern einmal seinen Arm um sie geschlungen und den schönen Mund mit Küssen bedeckt. Aber er wußte dennoch, es war nicht Liebe, was er empfand; er atmte jedes Mal wie erleichtert auf, wenn Tina und ihr wohlriechender Vater die Stube verließen.

Als er endlich wieder ausgehen und sein Amt im Hospital der Piaristen antreten konnte, fand er eine schlimme Nachricht vor. Noch wußte man's nicht in der Stadt. Aber die Spitalärzte konnten sich's nicht verhehlen: Die Cholera begann in den Spitälern ihre Herrschaft. Und sie war kein eleganter Sieger wie die Preußen. Sie war häßlich, barbarisch und rücksichtslos.

Ein furchtbarer Dienst begann für die Ärzte. Jeder von ihnen mußte mit dem Einsatz der ganzen Persönlichkeit seine Pflicht tun; keine Stimme durfte von außen hereindringen. Und je schwerer die Arbeit war, welche die Ärzte leisten mußten, desto undankbarer

wurde sie. Im Spital starben die Verwundeten, im Kloster daneben die andern Kranken.

Die stattlichen Herren Piaristen zogen sich in ihre wohnlichen Zellen zurück, wo sie sich hinter verschlossenen Türen, jeder in seiner Weise, gegen die Seuche zu schützen suchten. Aber bald aus dieser, bald aus jener Zelle rief ein schriller Glockenton die dienenden Brüder herein; drinnen lag dann wohl der Pater, zitternd vor Frost und Angst in seinem Bette und rief nach dem Arzte. Und einer nach dem andern von den Lehrern starb, unter deren Obhut Heinrich die ersten lateinischen Vokabeln gelernt hatte.

Es war dem jungen Arzte, als ob mit jedem Leichenzuge, der das Gebäude verließ, ein Stück seiner Jugend von ihm wiche. Und in den Dämmerstunden, wenn er die Krankensäle verließ und sich zu neuer Kraft eine Stunde im Klostergarten erging, da sah er immer wieder den kleinen zehnjährigen Heinrich Wolff, wie er einst täglich um acht Uhr das Gebäude betrat, in einem der großen Säle Platz nahm, mit den Mitschülern spielte, lärmte, balgte, wie dann plötzlich der große dicke Ordinarius eintrat, die Hände über dem mächtigen Bauche faltete und ein Gebet zur heiligen Jungfrau anstimmte, in welches alle Schüler einfallen mußten, durften – nur Heinrich nicht, der jüdische Schüler, der jetzt in eben diesen Räumen Freund und Feind nebeneinander sterben sah.

Und wieder in einer Dämmerstunde brachte man aus dem Kloster einen Sarg, einen auffallend langen Kasten, stellte ihn vor dem Klostergarten hin und schaffte den Leichenwagen herein, der die Leiche heimlich, damit die Bevölkerung nicht noch mehr erschreckt wurde, auf den Kirchhof schaffen sollte.

Heinrich fragte nach dem Namen des Verstorbenen. Der Tote war der lange Pater Hufenrichter, der Katechet, der in den unteren Gymnasialklassen den Religionsunterricht erteilte.

Der Arzt zog finster die Stirn zusammen, und wieder sah er den zehnjährigen Heinrich Wolff vor sich. Es war damals ein strenger Winter. Der Knabe stand stets am Montag und Donnerstag erst um neun Uhr morgens im luftigen Korridor vor dem Klassenzimmer und hüpfte vor Kälte von einem Bein aufs andere.

Von acht bis neun Uhr war nämlich Religionsunterricht, an dem der jüdische Schüler nicht teilnehmen durfte. Und der Schuldiener läutete die neunte Stunde. Aus den anderen Klassen kamen die Lehrer heraus und eilten, in ihre Pelze gehüllt, durch die grimmig kalten Korridore nach ihren Zellen. Sie schauten den Knaben wohl mitleidig an, niemand aber blieb stehen. Nur Pater Goeffner, der schwindsüchtige Botaniker, legte ihm jedesmal die magere Hand auf den Kopf und sagte ihm auf Lateinisch, das der Knabe noch nicht

verstand, ein paar freundliche Worte. Und die Tür seines Klassenzimmers öffnete sich noch immer nicht. Eine Ewigkeit schienen dem frierenden Knaben die fünf oder zehn Minuten, bis Pater Hufenrichter länger, als er sollte, in der Klasse verweilte. Und wenn er endlich mit langsamen, feierlichen Schritten herauskam, so mußte der kleine Heinrich seine Mütze ziehen und sich verbeugen; der Pater Hufenrichter aber sah ihn nicht und dankte nicht; er ging vorüber, als stünde vor ihm nicht ein kleines Menschenkind, dem vor Zorn und Scham die Tränen in die Augen traten. Wenn dann der kleine Heinrich in den Saal trat, so sprangen seine Kameraden munter umher, äfften den salbungsvollen näselnden Ton des Pater Hufenrichter nach und verhöhnten die Bibelsprüche und Dogmen, die sie auswendig lernen sollten.

An einem bösen Morgen aber – es froh zwar nicht gar zu arg, aber es war naßkalt und der Knabe fröstelte – ließ ihn der Katechet noch länger als gewöhnlich warten, und als er endlich herauskam, behielt er noch eine Weile die Türklinke in der Hand und zögerte, als wollte er den kleinen Heinrich absichtlich von der warmen Stube fernhalten.

Da faßte sich der Knabe ein Herz und wartete. Als der Pater aber endlich an ihm vorüber fortging, da führte Heinrich die Hand nicht zur Mütze und grüßte auch mit keinem Worte. Der Pater, der durch den

Knaben immer hindurchgesehen hatte wie durch eine Glasscheibe, wandte sich heftig und fragte:

»Warum bezeugst Du mir nicht die Ehrfurcht, Sohn Davids, wie es sich gebührt?«

Da antwortete der Knabe:

»Weil Sie's nie gesehen haben, Herr Professor. Und grüßen ist Höflichkeit, danken ist Schuldigkeit – sagt mein Vater.«

Da gab ihm der hochwürdige Herr eine Mauschelle, und Heinrichs Vater wurde zum Direktor zitiert. Dann mußte der Knabe zu Hause alles erzählen. Er wurde aus der Schule genommen und durfte zu Hause Unterricht erhalten.

Längst war der große Sarg des Pater Hufenrichter fortgeschafft. Immer aber noch starrte Heinrich auf den leeren Fleck. Wie damals fröstelte es ihn wieder; er stand draußen, während seine Genossen ihre Religionsstunde hatten. Er wollte hinein in die warme Stube, aber von allen Seiten strömten lange Schatten vorbei und wiesen ihn fort. Und wieder übermannte ihn der ohnmächtige Zorn, wie damals, als der Pater hohnlächelnd auf ihn niedersah.

Fort! Nur fort! So rief es in ihm. Fort aus dem Lande, hinter dessen Grenze schon die Barbarei begann; fort von dem Volke, in dessen Mitte Genossen seiner Jugend in dumpfer Gewohnheit wie Parias lebten, wo die Mädchen, die er als Knabe gekannt, von alten Weibern dem ungeliebten Bräutigam zugeführt wurden. Fort

aus dem schönen Prag, wo das Alte nicht verschwinden, nicht seine Herrschaft aufgeben wollte. Hinaus nach Deutschland, dem Mutterlande, dem Reiche der Sehnsucht, wo jetzt eben der gewaltige Kampf um Freiheit und Einheit zu beginnen schien!

## 2. KAPITEL

Als Heinrich zu Beginn des Winters seine Vaterstadt verließ, war es ihm, als erwache er frisch und fröhlich nach einem langen, tiefen Schläfe. Seine Lehrzeit war vorüber! Das »Dr.« auf seinen Karten kümmerte ihn wenig, daß er aber die letzte Prüfung abgelegt hatte, die ihn zu einem arbeitsamen Leben nach freiem Ermessen berechtigte, das kam ihm jetzt so recht deutlich zum Bewußtsein, da er frohen Mutes auf die Wanderschaft ging.

Die Welt sehen! Nicht die Freude an Abenteuern zog ihn hinaus. Er wollte lernen, fleißiger, gewissenhafter, ununterbrochener lernen als in den Hörsälen Leipzigs. Aber es war doch ein ander Ding, wenn er jetzt in Paris seine Empfehlungsschreiben abgab und von den bedeutendsten Ärzten achtungsvoll als junger Kollege begrüßt und in ihre Kliniken und Operationssäle geführt wurde – wenn er im nächsten Jahre eine wissenschaftliche Expedition an die Küste des Mittelländischen Meeres begleiten durfte – wenn er im folgenden Sommer die Verhältnisse Londons studierte. Unbeirrt blieb er seinem Vorsatz getreu, sich nicht zerstreuen zu

lassen und unablässig an seinen zukünftigen ersten Patienten zu denken – seinen Ideal-Patienten, dem er dereinst, ausgerüstet mit allen Kenntnissen und Erfahrungen der zivilisierten Welt, kühn entgegenzutreten wollte.

Und warum nur der zivilisierten Welt? Waren nicht die Kräuterweiber seiner Heimat die Lehrerinnen manches tüchtigen Landarztes geworden? Hatte er nicht auf seinen Reisen allmählich einen bescheideneren Begriff von der Unfehlbarkeit der Kulturländer erhalten?

Und, als der Antrag an ihn herantrat, einige neugierige englische Touristen als ihr Arzt und Gelehrter nach dem nordwestlichen Afrika zu begleiten, da überlegte er nicht lange, sagte zu und schnürte sein Bündel. Ein Testament brauchte er nicht zu machen. Er stand ja allein auf der Welt, so mutterseelenallein, daß es für jeden anderen als einen Afrikareisenden zum Verzweifeln gewesen wäre. Doch auch der Afrikareisende empfand es bitter, daß er seinen Entschluß keinem Sterbensmenschen mitzuteilen hatte als dem uralten Großvater drüben in der Prager Judenstadt.

Als er nach Ablauf eines Jahres gebräunt, gestärkt, männlicher und frischer wieder nach Europa zurückkehrte, als er vor der Rückkehr nach Deutschland noch einmal sein altes Prag mit herzlicheren Gefühlen und milderem Sinn aufsuchte, da war auch hier niemand mehr, der nach ihm fragte. In dem wackligen Hause der Zaikerlgasse, welches nun ihm gehörte, lebte als treue Verwalterin, sie selbst dem Tode nahe, die lange

Babette. Der Großvater war eines Nachmittags, während er den letzten Brief des Enkels las, wie gewöhnlich eingeschlummert, aber nicht mehr aufgewacht. Er hatte tags vorher zum erstenmal in seinem Leben geklagt: über seine nun abnehmende Sehkraft. Es sei zwar kein Gegenstand, hatte er gesagt, lesen sei gut, nicht lesen sei besser.

Und die lange Babette erzählte noch viel von dem alten Herrn. Aber auch sie hatte ihre Munterkeit und ihre Heftigkeit eingebüßt, seitdem sie in dem düsteren Hause allein war. Sie konnte nicht mehr schlafen, seitdem Herr Wolff nebenan nicht mehr hustete – sie konnte nicht mehr essen, seitdem sie für Herrn Wolff nicht mehr kochte – sie konnte nicht mehr in Aufregung geraten, seitdem Herr Wolff sie nicht mehr mit seinem »kein Gegenstand« beruhigte.

»So soll mir Gott helfen in meiner Sterbestunde,« sagte sie, »es wäre mir lieber, Herr Wolff säße hier mit Ihnen, und ich läge draußen auf dem guten Ort. Gott, was hab' ich vom Leben! Niemand ist hier, mit dem man reden könnt'. Sie sind fortgelaufen, was weiß ich, zu den Menschenfressern! Und die Tina hat sich aus Gram lassen überreden zu heiraten einen großen Spekulanten aus Berlin. Was weiß ich, vielleicht ist sie nach Berlin gegangen, um Sie dort zu treffen, ja Sie, Heinrich! Was sehen Sie mich so an? Es wär' gewesen ein Glück für Sie beide, wenn Sie hätten geheiratet die Tina. Sie hat gemacht eine feine Partie. Aber wer wird

mir schenken das schwarze Seidenkleid, was mir hat versprochen Herr Kolliner? Es ist geworden eine neue Welt, wo die jungen Leut' reisen zu den Menschenfressern, um zu machen eine Heirat aus Liebe. Natürlich, wo die Menschen, mit Respekt zu melden, nackt herumgehen, da braucht man nicht zu schenken Seidenkleider an gute alte Freundinnen.«

Heinrich kaufte der kindischen Frau, wonach sie sich sehnte, und ließ sie mit ihrer Freude allein.

Und als er den Fuß auf deutschen Boden setzte, da erfuhr er erst, was er im Auslande wohl so in den Blättern gelesen, aber nie recht deutlich verstanden hatte. Deutschland erstand. Der alte Traum, unter dessen Zaubermanen auch er manches Glas geleert und manches Lied gesungen hatte, wurde Wirklichkeit. Und eben jetzt, da er versuchen wollte, sich zurecht zu finden und alles inzwischen Geschehene zu fassen, da grollte es zwischen Deutschland und dem alten Widersacher, als ob ein Entscheidungskampf bevorstände um Deutschlands Ehre und Deutschlands Größe.

Und der große Krieg brach aus. Wieder war Heinrich bereit, den Verwundeten seine Dienste zu weihen, aber es war anders als damals in Prag im Kloster der Piaristen.

Umsonst sagte er sich, daß das Vaterland überall der treuen Hände bedürfe, daß er auch in einer stillen Tätigkeit in friedlichen Städten nützlich werden könne. Unerbittlich zog es ihn hinaus ins Feld, wo blutig um

die Zukunft, um die Unabhängigkeit gekämpft wurde. Er fühlte sich ein säumiger Schuldner seiner Volksgenossen, solange nicht eine Kugel ihn traf oder doch an seinen Ohren vorbeipfiff. Und als er die Möglichkeit wahrnahm, als Militärarzt mitten im Feuer, vom Tode umdroht, mit dem Tode um das Leben zu kämpfen, da war kein Besinnen möglich. Jubelnd zog er den Soldatenrock an, und stillfreudig tat er seine Pflicht. Offiziere und Soldaten freuten sich ihres unermüdlichen Arztes, der ohne Tollkühnheit doch nirgends fehlte, wo man seiner bedurfte.

Der Feldzug nahte freilich seinem Ende, als Heinrich endlich dazukam. Er fühlte die Pflicht, die Ermüdeten abzulösen und seine frische Kraft zu brauchen.

Jenseits der Loire war's, fern von der Hauptmacht. Keine hundert Schritte vor ihm stand das Bataillon im heftigen Feuer und beschäftigte den Feind, während sich hinten ein Husarenregiment zu einem neuen Angriff sammelte. Der erste Anprall war abgeschlagen worden. Er hatte viele Opfer gekostet. Die Ambulanz war unter Heinrichs Führung beschäftigt, die Verwundeten fortzuschaffen.

Drüben lag ein hübscher junger Leutnant ohnmächtig in seinem Blute, sein totes Pferd auf ihm. Mit Mühe wurde er von der Last befreit. Heinrich konnte in der Schnelligkeit nur sicherstellen, daß die linke Hand durch einen tiefen Säbelhieb verletzt war und auch von

einer Kopfwunde das Blut niederfloß. Er half den jungen Offizier aufrichten. Da öffnete dieser stöhnend die Augen, schaute dem Arzt mit wirrer Miene ins Gesicht und flüsterte: »Ich werd's nicht wieder tun. Seien Sie mir nicht mehr böse. Die Jüdin war so schön!« Und die Augen schlossen sich wieder.

Bevor Heinrich noch recht wußte, was er denken sollte, hörte er schnelle Kommandorufe. Er hatte keine Zeit aufzublicken. Er ahnte nur unklar, daß dem Feinde von der rechten Seite Verstärkung gekommen sein mußte, daß das eigene Bataillon seine Stellung veränderte. Das Schießen wurde heftiger, kam näher. Plötzlich ein stechender Schmerz, irgendwo im Kopfe oder an der Hüfte. Heinrich sank ohnmächtig neben dem Leutnant hin.

Dann kamen schlimme Tage. So oft Heinrich aus seinem Wundfieber erwachte, sah er außer dem phantasierenden Leutnant keinen Deutschen um sich. Offenbar waren sie in feindlichem Gebiet zurückgeblieben; und feindlich war jeder Blick, den man ihnen schenkte, freundlich nur jeder Dienst geleistet, der ihnen von den frommen Wärterinnen erwiesen wurde.

Das dauerte lange, sehr lange. Es war grausam, unter schadenfrohen Feinden vielleicht sterben zu müssen, noch grausamer, über das Ende des schrecklich schönen Krieges nichts zu erfahren.

Eines Morgens aber – die Blicke der Leute waren noch böswilliger geworden als sonst – wurde die Tür

geöffnet, und ein preußischer Militärarzt, begleitet von einigen bayerischen Soldaten, trat ein. Heinrich war gerade bei Besinnung, aber er konnte nicht sprechen. Doch die Tränen traten ihm heiß in die Augen und dem fremden Landsmann auch. Es war der Führer eines Sanitätszuges, der in den von den Deutschen geräumten Landstellen nach versprengten Verwundeten suchte.

Mit liebender Vorsicht wurden die beiden Kranken nach dem Wagen gebracht. Wenn auch das Fieber sich am ersten Tage ein wenig verschlimmerte – was schadete das jetzt? Es ging ja der Heimat zu. Auch der Kamerad, der schwer verwundete Leutnant, kam jetzt zum Bewußtsein. Es war richtig Victor von Laskow, der kecke Freiwillige aus Prag. Heinrich schloß mit ihm innige Freundschaft, während der Sanitätszug, der in dessen seine Aufgabe gelöst hatte, die Rückreise antrat.

Die beiden wurden bis Berlin gebracht, wo sie im Hause eines Freiherrn von Auenheim Ruhe und Pflege fanden.

Die beiden Betten standen nebeneinander an der Längswand eines wohnlichen stillen Zimmers. Die Verwundeten konnten, ohne sich anzustrengen, miteinander plaudern und einander auch die Hand reichen. Nur so viel Raum war zwischen ihnen gelassen, daß die Pfleger bequem hindurchgehen konnten.

Der kleine, immer unruhige Hausarzt der Familie, der Sanitätsrat Friedmann, der sie jetzt in Behandlung

nahm, machte niemals ein bedenkliches Gesicht. Er tröstete Heinrich, dem eine Kugel in den Oberschenkel gedrungen war, sofort damit, daß seine vollständige Heilung nur von der Zeit und von vollkommener Ruhe abhinge. Er nickte zu dem Zustande Victors bloß mit dem Kopfe und traf ruhig seine Anordnungen. Als aber nach einigen Wochen Victors Fieber nachließ, da konnte der kleine Doktor doch nicht umhin, nachträglich zu bemerken, daß er für das Leben des Husaren keine Liebeszigarre mehr gegeben hätte. Jetzt wäre aber die Gefahr überwunden, wenn man vernünftig sein und sich recht sehr schonen wollte.

Für Heinrich begann nun eine fröhlichere Zeit. Sein Zustand war durchaus nicht so schlimm, und nur die unabänderliche Ruhelage, die ihm verordnet worden und die er auch selbst als geboten erkannte, hatte ihn durch die unausbleibliche Langeweile trübselig gestimmt. Nun aber hatte er für jemand zu sorgen, noch dazu für einen sehr launischen Kranken. Heinrich war nun Patient und Krankenwärter zu gleicher Zeit. Täglich hatte er den ungeduldigen Leutnant durch Plaudern zu beschwichtigen und auf eine baldige Genesung zu vertrösten. Am besten gelang dies, wenn er mit seinem tiefen weichen Organ zu ihrer beider Freude etwas Gutes vorlas. Da mußte Victor stille schweigen. Wenn das Buch ihn fesselte, so hatte Heinrich das Spiel gewonnen; wenn Victor aber einschlief, so lächelte Heinrich vor sich hin, las für sich weiter und war's

so auch zufrieden. Die lebenden deutschen Schriftsteller und englischen Dichterinnen las er gewöhnlich zur Erheiterung des Freundes vor, seinen lieben Spinoza aber, der in einer hübschen lateinischen Ausgabe auf dem Nachttisch lag, nur zum Einschläfern.

Heinrich wurde in seinem Pflegewerke trefflich unterstützt. Anfangs hatte ein fremder Wärter Tag und Nacht an Victors Bett zugebracht, dann stand ein Diener des Hauses vollständig zu ihrer Verfügung. Überdies verging kein Tag, ohne daß die Verwundeten Besuch erhielten. Nach dem Frühstück regelmäßig, mitunter auch noch einmal des Abends erschien der Hausherr in tadelloser Gesellschaftstoilette, ging vom einen zum anderen, nannte sie mit einem gewählten patriotischen Worte und ging wieder, nachdem er jedesmal dasselbe versichert hatte: Er wünsche ihnen in seinem eigenen Interesse keine allzu rasche Genesung, hoffe aber das Gegenteil.

Auch Frau von Auenheim ließ sich täglich auf einige Augenblicke sehen. Hinter ihr sprang oft ein kleines allerliebstes Mädchen von etwa zwölf Jahren herein, das Evchen gerufen wurde. Zwischen dem Kinde und den Kranken knüpfte sich bald eine innige Freundschaft. Man nannte einander »Du« und Victor, der entschieden bevorzugt wurde, durfte der Kleinen hie und da von dem Obst zu naschen geben, das neben ihm stand. Und Evchen wollte sich totlachen, wenn sie die Apfelschale am Ende über den Kopf hinwegwarf und nach

ihrer Behauptung regelmäßig ein schönes B oder ein noch schöneres E zum Vorschein kam. Als einmal Victor sie ein kleines naseweises Ding nannte, rächte sie sich, indem sie dem Verwundeten, der sich nicht regen durfte, einige sanfte Nasenstüber gab.

Mit Heinrich war sie lange nicht so intim. Er durfte ihr zwar bei ihren französischen Aufgaben helfen, aber ihre Achtung erwarb er durch seine Hilfe nicht.

»Ich habe mir alle Verwundeten so vorgestellt wie Onkel Victor,« rief sie einmal ärgerlich, als Heinrich einen falschen *passé défini* verbessert hatte. »Du bist gar nicht lustig wie ein Verwundeter, Du bist wie ein Lehrer.«

Auch die näheren Freunde des Hauses kamen häufig, um den Kranken die Zeit zu kürzen. Aber nicht alle diese Herren waren ihnen gleich angenehm. Der eine benutzte das Krankenzimmer nur als Durchgang, um der angesehenen Familie häufiger seinen Besuch machen zu können; der zweite brachte – namentlich Victor – durch sein Geschwätz zur Verzweiflung; ein dritter gar schien nur der Zigarren wegen zu kommen, die er sehr sorgfältig behandelte, ohne sich darum zu kümmern, ob der Rauch im Krankenzimmer erwünscht war oder nicht. Die Freunde hatten Zeit genug, ihre stillen Beobachtungen zu machen. Doch all die Fremden reizten ihre Wißbegier nicht so sehr wie die Mitglieder der Familie, bei der sie so freundliche Zuflucht gefunden hatten.

Es tat ihnen weh, aber sie empfanden für ihren Gastfreund, den schönen Eberhard von Auenheim, nicht dasjenige Wohlwollen, das die Dankbarkeit ihnen vorschreiben wollte. Sie hüteten sich wohl, jemals ein böses Wort über ihn miteinander zu sprechen, aber oft begegneten sich ihre lächelnden Blicke, wenn der Hausherr sie nach einer liebenswürdigen Verbeugung verließ.

Eberhard von Auenheim war ein schöner Mann und wußte das. Das Unglück war nur, daß er sich um nicht viel anderes zu kümmern schien als um diese Kenntnis. Er war wirklich, trotz seiner fünfzig Jahre und der paar grauen Härchen, die er recht kokett sichtbar machte, ein so bildhübscher Mann wie je einer in dem durch Schönheit berühmten Geschlechte derer von Auenheim. Kein Fältchen verunstaltete seine herrliche weiße Stirn. Die Farbe seiner Wangen war gesund, ohne auch nur eine Spur zu viel Röte zu besitzen. Der Mund, die Zähne, die fein umrissenen Augen, die kleinen feingliederigen Hände – alles war allerliebste wie an einer Wachspuppe. Es verstand sich von selbst, daß ein Auenheim sich zu kleiden wußte. Wenn ein Stäubchen am Rock haften geblieben war, so nahm Herr von Auenheim es fort, vorsichtig und liebevoll, nicht anders, als wenn eine Mutter eine Fliege von ihrem schlafenden Kinde scheucht. Doch die wirklich

edle Natürlichkeit in der Haltung des schönen Mannes konnte einigermaßen mit seiner Eitelkeit versöhnen. Freilich durfte man den Beau nur nicht in Gegenwart seiner Frau betrachten oder gar mit ihr vergleichen. Frau von Auenheim war in der Mitte der Dreißig. Sie mochte kränklich sein; jedenfalls hatte ihre einstige Schönheit stark gelitten, und es gab Tage, an denen man sie gar nicht mehr für eine junge Frau gelten lassen konnte, Tage, an denen sie der schöne Eberhard mit einer Zartheit behandelte, die bald etwas von einem Vorwurf, bald etwas von Mitleid hatte. Auch waren die einzelnen Teile ihres Gesichts nicht so ebenmäßig gebaut wie bei ihm, die Nase nicht ganz so zierlich geschnitten, die Ohren nicht ganz so klein, und um die Augen und um den Mund spielten schon einige Fältchen. Wenn aber diese Augen und dieser Mund nur zu einem Lächeln ansetzten, so hatte Herr Eberhard gut sein allerliebstes Bärtchen streichen, er kam mit seiner ganzen interesselosen Schönheit gegen dieses ergreifende Lächeln nicht auf.

Das kleine Evchen sah der Mutter ähnlich. Ihre ältere Schwester, von welcher Evchen mit schwärmerischer Verehrung sprach, hatten die Freunde nie zu sehen bekommen.

Zur Familie gehörten noch einige Besucher des Hauses, deren Beziehungen zueinander und zu Auenheims nicht ganz klar zu durchschauen waren. Der Großpapa, der Vater der Frau von Auenheim, ein Herr von der

Er kam einige Male vom Lande herein. Ein rätselhafter Herr. Er trug immer denselben Mantel, dessen unerhört dilettantenhafter Zuschnitt und dessen verschossenes, verfärbtes Tuch auf Armut des Trägers hätte schließen lassen. Und wie ein Bauer legte er das sonderbare Stück auch in der Stube nicht ab.

Sein Benehmen gegen die Verwundeten war immer gleich zuvorkommend, gegen Victor besonders fast anmutig, sein Auftreten im Hause frei und selbstbewußt. Er brachte einmal seinen Großneffen mit, einen aufgeweckten Jungen namens Bruno, der als Großpapas Liebling draußen auf dem Gute Eggerwitz lebte und für seinen zukünftigen Beruf vorbereitet wurde, den Beruf: das Haupt der Familie von der Egge zu werden. Der schöne Eberhard erschien neben dem verschossenen Mantel stets etwas gedrückt, fast wie ein armer Sünder; dagegen begegnete die Frau des Hauses ihrem Vater äußerst herzlich, und Evchen jubelte nur so, wenn Großpapa eintrat.

Kurt von der Egge, ein entfernter Vetter der Hausfrau, der die Verwundeten sonst täglich besuchte, blieb regelmäßig fort, wenn Großpapa in Berlin war. Nur einmal trafen beide unversehens zusammen, und die Begegnung sah unerfreulich genug aus. Der alte Herr übersah den Gast vollständig. Als Kurt endlich mit einem bösen Blicke laut grüßte, wandte sich der Alte halb herum und sagte kurz:

»Sie auch da, Herr von der Egge? Sie machen sich hier wohl um das Vaterland verdient? Wie schmecken die Kranken-Zigarren?« Und Kurt war für den Alten nicht weiter da.

Dieser Kurt war ein recht angenehmer Gesellschafter, und die Kranken dankten ihm seine Beständigkeit. Aber es war kein Zweifel darüber möglich, daß Kurts Stellung weder zum Hause noch zur Gesellschaft als eine ehrenvolle angesehen wurde. Namentlich Victor hatte für gewisse Anzeichen einer sozialen Ablehnung ein empfindliches Gefühl. Heinrich war eher geneigt, da eine Ungerechtigkeit anzunehmen, wo Victor die Folgen irgendeines schweren Fehls vermutete.

Niemand duzte sich mit Kurt, der bei seinen vierzig Jahren schon Offizier außer Diensten war, den Krieg nicht mitgemacht hatte, offenbar nicht viel Vermögen besaß und doch in Berlin als Privatmann lebte. Herr und Frau Auenheim waren gegen ihn freundlich, aber ein wenig zu auffällig duldsam, die jüngeren Hausfreunde kameradschaftlich, aber sie nahmen sich gegen den älteren Mann manches heraus.

Das Verhältnis zwischen den Verwundeten und dem Hause hatte sich nach Monaten noch nicht herzlicher gestaltet. Schon sprachen sie, wenn sie allein waren und bald auch offen davon, nicht länger zur Last zu fallen. Aber das wollte der Hausherr nicht zweimal hören, und der kleine Sanitätsrat verbat sich zornig solche Einfälle. Er wolle die Burschen nicht halb geflickt

aus seiner Werkstatt entlassen. Jetzt seien sie nicht ohne Gefahr transportabel. Heinrichs Fuß verlange noch große Vorsicht. Und Victor gar solle froh sein, daß man ihm schon so viel Freiheit gestattete. Sie hätten gewiß Lust, sich die Einholung mit anzusehen oder gar mitzumachen? Unsinn! Hübsch im Bett liegenbleiben, sonst stehe er für nichts.

Heinrich, der den Zustand seines Freundes und seinen eigenen wohl beurteilen durfte, wußte wohl, was der kluge Arzt beabsichtigte. Heinrich selbst konnte freilich noch nicht aufstehen. Aber Victors Befinden hätte vielleicht größere Freiheit gestattet, wenn von den Aufregungen des Einholungstages nicht das Schlimmste für ihn zu erwarten gewesen wäre. Der Freund sollte für diese Stunden noch unter der Vormundschaft des Arztes bleiben und von dem Rausche des unerhörten Festes nicht berührt werden.

Aber so streng auch das Krankenzimmer von den übrigen Teilen der Wohnung getrennt war, etwas von dem Treiben der Hauptstadt drang doch wohl herein. Sie hörten tagelang die lebhaften Gespräche, die immer und immer wieder von der Einholung handelten; sie sahen die strahlenden Augen Evchens, die vor Ungeduld nicht essen, nicht schlafen und nicht ihre Aufgaben machen wollte. Und Herr von Auenheim erzählte ihnen genau, mit wie vielen Fahnen das Haus geschmückt war, in welchem sie lagen.

Am Tage vor der Einholung blieben sie den ganzen Tag allein, weil alle Welt mit den letzten Zurüstungen vollauf beschäftigt war, und am nächsten Morgen wurden sie sehr zeitig geweckt – sie wußten selbst nicht, wovon.

Der Salon neben ihrem Krankenzimmer, sonst der stillste Raum der Wohnung, mußte heute den Freunden geöffnet werden. Drei Fenster gingen von dort, zwei von der Nebenstube auf die Linden hinaus. Ein großer Haufen von Blumen und Kränzen lag in der Ecke aufgestapelt, und auch ein reich besetztes Buffet war vorbereitet.

Schon vom frühen Morgen an kamen die Gäste, welche für die vorhandenen Fenster eingeladen waren. Das eine sollte für Herrn von der Egge, seinen Liebling Bruno und für Herrn und Frau von Auenheim frei bleiben. Beim zweiten Fenster derselben Stube faßten bereits die beiden Töchter und ihre Freundinnen Posto. Von der Straße konnte man sechs blühende heitere Mädchengesichter im engsten Rahmen beieinander erblicken, und in dem Übermut des Tages wurde mancher Gruß hinausgeschickt. Im Salon trieben sich mehr als zwanzig Personen umher, uneinig, wie sie sich an die Fenster verteilen sollten. Schon waren eichene Stühle und Tische bereitgestellt, um im letzten Augenblicke den Herren als Galerie zu dienen.

Auch das stille Krankenzimmer wurde nun in das allgemeine Treiben hineingezogen. Früh schon hatte sich

Herr von der Egge anmelden lassen und trat in seinem verschossenen Mantel höflich zu den Verwundeten. Er wechselte mit jedem von beiden ein paar ruhige Worte, aber sie empfanden, daß der seltsame Mann eine tiefe Erschütterung mühsam verbarg.

Dann kamen andere Besucher. Die Freunde des Hauses, die mit ihnen das eine oder das andere Mal eine Partie Schach gespielt hatten, ließen es sich nicht nehmen, die beiden Tapferen zu begrüßen, während die Damen im Salon aufgeregt plauderten. Und jeder hatte irgendein begeistertes Wort für die Weihe des Tages, jeder fühlte sich verpflichtet, die Hände der Verwundeten innig zu pressen. Manche kamen mit der brennenden Zigarre, andere brachten von dem reichen Buffet ein Frühstück und volle Gläser herein und wollten die Kranken zum Anstoßen verführen. Der Arzt hatte doch recht gehabt. Die Aufregung des Tages war zu groß für sie, Heinrich fühlte sich matt und bemerkte mit Besorgnis, daß Victor wirklich ein Glas Wein auf das Wohl der Armee geleert hatte und jetzt mit leuchtenden Augen kleine Kriegserlebnisse erzählte.

Da klingelte es – der Diener brachte die Karte herein. Ein Herr und zwei Damen, die Herrn Doktor Wolff zu sprechen wünschten.

»Ich kenne keinen Julius Feigelbaum,« sagte Heinrich verdrießlich.

Der Diener lächelte verschmitzt: Die eine Dame, die schöne große, hätte gesagt, sie wäre eine alte Bekannte aus Prag. »Sie werden ja wohl wissen, Herr Doktor. Wenn man verwundet ist und unter den Linden, und die Einholung geht vorüber, da erinnern sich an einen die Bekannten. Auch ist drinnen kein Platz mehr.«

»Diese Zudringlichkeit!« rief Heinrich seinem Freunde hinüber. Und dem Diener gab er den Auftrag, die Fremden abzuweisen. Es wäre ihm heut aus Rücksicht auf den Hausherrn unmöglich, Fremde zu empfangen.

Bevor aber der Auftrag noch ausgeführt war, hörte man draußen die Stimme Kurts in ihren einschmeichelndsten Tönen die Damen beschwören, doch ohne weiteres einzutreten. Und schon öffnete sich die Tür, und am Arme des Hauptmanns trat Tina Kolliner herein. Hinter ihnen kam zögernd ein ehrlich blickender, grobknochiger Herr, der aussah wie ein Ochsenhändler und gekleidet war wie ein eitler Minister. An dessen Arm hing ein unbedeutendes, blutjunges Mädchen, das man um seiner rotblonden Haare und großen grauen Augen willen am Ende hätte für hübsch gelten lassen können, wenn nur die bösen Sommersprossen nicht gewesen wären. Und unter den Sommersprossen war sie so rot, als schämte sie sich für jeden der kleinen Flecken besonders. Heinrich, der ärgerlich und überrascht die Halbvergessene erkannt hatte, konnte sich eines bitteren Gefühls nicht erwehren. Das also war

aus dem schönen Mädchen geworden – Frau Julius Feigelbaum, die sich in fremde Häuser drängte!

Tina hatte in dem Augenblicke, da Kurt sich als Verwandten des Hauses vorstellte und ihr den Arm bot, ihre ganze Fassung wiedergewonnen. War sie erst innerhalb der Wohnung, so war sie ihres Erfolges auch sicher. Als bemerkte sie die anwesenden Herren gar nicht, eilte sie mit fast mütterlicher Zärtlichkeit auf Heinrich zu. Sie nannte ihn »lieber Heinrich«, streichelte ihm die Hand, trocknete sich die Tränen aus den Augen und begann wie in seligem Selbstvergessen, Geschichten aus ihrer Kinderzeit zu erzählen. Plötzlich unterbrach sie sich. Sie schien die Anwesenden zu bemerken und errötete – sie errötete wirklich – über ihr Ungestüm und darüber, daß sie die einzige Dame unter so vielen lächelnden Herren war. Ihre kleine Schwägerin zählte nicht mit.

»Nicht wahr, lieber Heinrich, trotz meiner Jahre bin ich noch immer die kindische Tina. Ich vergaß ganz, Ihnen meinen Mann und seine liebe Schwester vorzustellen. Hier – das ist mein Mann, Julius Feigelbaum, der Name ist nicht das beste an ihm. Und hier – meine kleine liebe Schwägerin, Emma Feigelbaum, ein gutes stilles Mädchen.«

Während das gute stille Mädchen noch tiefer errötete und Heinrich trotz seinem inneren Zorn sich zwang, zu ihr einige gutmütige Worte zu sprechen, hatte sich

Victor auf seine linke Hand aufgestemmt, um, wie die anderen Herren, die schöne Frau zu betrachten.

Tina war wirklich schön geworden. Groß und harmonisch gebaut, die Formen voll ohne Übermaß, so war sie in den Theatern und auf den Straßen Berlins eine auffallende Erscheinung. Fast alle anwesenden Herren kannten das verführerische Weib, das man anfangs für eine Spanierin gehalten hatte, bis man erfuhr, daß sie einem Großen der Berliner Börse ehelich angehörte und in der Tiergartenstraße wohnte. Die Herren benutzten die günstige Gelegenheit, sich der schönen Frau und auch ihrem Gatten vorstellen zu lassen, und Kurt übernahm das Amt wie ein alter Freund des Hauses Feigelbaum. Er hatte ein Art, beim Vorstellen kurz und abgehackt zu sagen: »Herr Feigelbaum«, dann nach einer kleinen Respektspause mit verändertem Ton hinzuzufügen: »Seine Gattin«, daß alle Anwesenden sich in der Stille ergötzen.

Victor hatte schon lange in das schöne Gesicht gestarrt, und als Kurt ihn jetzt vorstellen wollte, sagte er in sichtlicher Verlegenheit und dabei nicht ohne Schelmerei:

»Ich fürchte fast, von Ihnen gekannt zu sein, meine Gnädige.«

Tina schaute ihm einen Moment scharf in die Augen. Dann brach sie in fröhliches Lachen aus und klatschte vor Freude in die Hände. Das war ein wirkliches Abenteuer. Sie hatte das alles so schlau berechnet. Sie

hatte ihre Ungeduld, Heinrich zu sprechen, bis heute verschoben, weil sie an diesem bewegten Tage das ganze aristokratische Nest beisammen zu finden hoffte. Es war über Erwarten gelungen, und nun mußte der glückliche Zufall ihr abermals in die Hände arbeiten.

Ihre Überraschung kannte keine Grenzen. Sie wußte nicht, ob sie noch zürnen sollte. Aber sie hatte ja schon so lange verziehen. Sie sagte das mit einem so entzückenden Schmollen, daß Victor gar nicht übel Lust empfand, sein Attentat zu erneuern. Und nun mußte das Abenteuer erzählt werden. Victor berichtete mit vielem Humor die Vorgeschichte, und als er bei der Hauptsache zu stocken anfang, löste ihn Tina ab und schilderte den eigentlichen Angriff mit so koketter Zurückhaltung, daß schließlich sogar Heinrich sich im Herzen mit der schönen Frau aussöhnte und in die allgemeine Fröhlichkeit einstimmte.

Plötzlich hörte man ein dumpfes Geräusch von der Straße, und im Salon stürzte man an die Fenster. Ein neugieriger Backfisch, der schon lange um die Tür des Krankenzimmers herumgeschlichen war, steckte den Kopf herein und rief: »Sie kommen!« Die Herren blieben verlegen stehen. Der große Augenblick, auf welchen Tina es abgesehen hatte, war nahe.

Sie streckte sich zur vollen Höhe empor und sagte gleichmütig mit dem Tone eines schlechten Schauspielers, der sich empfiehlt und doch weiß, daß seine Szene noch nicht zu Ende ist:

»Adieu, lieber Heinrich; es freut mich, Sie so wohl gefunden zu haben. Wir müssen uns jetzt beeilen, zu unserem Platze zu kommen. Es ist ein ziemlich schlechtes Fenster bei Verwandten meines Mannes.«

Und Tina reichte Heinrich die Hand und nickte den Herren freundlich zum Abschiede zu.

Heinrich, der ihren Plan wohl durchschaute, war hart genug zu sagen:

»Dann eilen Sie nur, daß Sie durch das Menschengedränge noch zur Zeit hinkommen.«

Das konnte Kurt jedoch unmöglich zugeben. Die gnädige Frau finde in ganz Berlin kein besseres Fenster als hier, auch sei der Zug schon so nahe, daß sie in Gefahr komme, unter dem Pöbel bleiben zu müssen. Nein, er lasse die gnädige Frau nicht fort. Und um seinen Worten mehr Nachdruck zu geben, faßte er die nachgebend Widerstrebende bei der Hand.

Tina blickte wie ratlos ihren Gatten an und fragte dann endlich, ob der Herr auch zu einer so überaus lebenswürdigen Einladung bevollmächtigt wäre. Aber inzwischen war Herr von Auenheim selber von einem der dienstbeflissenen Herren gerufen worden und brachte mit einer tadellosen Verbeugung einige Worte vor. Er und seine Damen würden sich herzlich freuen, eine Freundin seiner Verwundeten bei sich zu begrüßen. Die Fenster wären bei dem zahlreichen und

alten Freundeskreise allerdings schon so ziemlich besetzt, aber für zwei Damen würden die Herren gewiß noch Raum schaffen.

»Nun, so bleibe ich mit meiner Schwägerin; ich bitte, uns Ihren Damen vorzustellen. Du, lieber Julius,« wandte sie sich an Herrn Feigelbaum, »tust am besten, wenn Du eilst, zu unserem Fenster zu kommen. Du kannst uns ja im Wagen abholen, wenn alles vorüber ist.«

Feigelbaum warf seiner Frau nur einen halb mißbilligenden, halb bewundernden Blick zu und ging.

Auenheim führte Tina und deren Schwägerin in den Salon, wo sie von den fremden Damen sehr kühl aufgenommen wurden. Auch Herr von der Egge und Frau von Auenheim waren zurückhaltend. Während aber Emma, die gute stille Schwägerin, sich sofort in den Winkel zu den Blumen zurückzog und dort unter dem Schein einer Blumenliebhaberin ihr Gesicht verbarg, trieb sich Tina wie zu Hause umher. Sie schien die feindlichen Blicke der jungen Damen nicht zu bemerken, und auch von dem Triumphe, den sie so voll wie nur selten in ihrem Leben empfand, war in ihrem Gesichte nichts zu lesen.

Bald hatte sie den besten Platz vorn am Mittelfenster. Und da mehrere Herren, besonders der Hauptmann, in ihre Nähe zu kommen trachteten, so fühlten sich die Damen, welche bisher die Plätze innegehabt hatten, arg gekränkt. Ob Tina das empfand oder

ob sie sich davon sonst eine gute Wirkung versprach – sie verließ plötzlich, ohne die Damen zu beachten, ihren Standort und verlangte als Spätgekommene nur ein Plätzchen auf der Galerie. Sie belegte eine Stelle auf dem Tisch mit ihrem Opernglase, und als die Straße mehr als bisher die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken begann, schwang sie sich, auf Kurts Arm leicht gestützt, elastisch auf den Tisch.

### 3. KAPITEL

Die beiden Verwundeten waren allein geblieben. Mit der schönen Frau hatten alle Herren das Krankenzimmer verlassen, und Victor lachte herzlich über den raschen Sieg, den die Fremde davongetragen. Er plauderte lange und versuchte, den Ärger seines Genossen durch geschickte und lustige Nachahmung des vorangegangenen Auftritts zu verscheuchen. Aber wie allmählich die Falten auf Heinrichs Stirn sich legten, verlor auch Victor seinen Übermut.

Die Tür zum Salon war nur angelehnt, und immer häufiger hörten die beiden Ausrufe des Staunens und des kindlichen Entzückens, bald wieder ein fröhliches Lachen. Immer schwerer kam über die beiden Kranken die Empfindung, daß heute die Hunderttausende beisammen waren, die Siegesfreude auf einmal und an einer Stelle, wie verdichtet, voll und ganz zu genießen, während sie in einem abseits liegenden Krankenzimmer den Tag vertrauern mußten.

»Der verfluchte Doktor!« rief Victor ein über das andere Mal. »Ich glaube wahrhaftig, er hat uns nur die Freude verderben wollen. Sind wir nicht beide gesund? Könnten wir nicht morgen wieder hinaus in den Krieg? Heinrich, Heinrich, ich bin weiß Gott nicht neidisch! Aber daß jetzt die Kameraden alle so was erleben dürfen und wir hier liegen müssen wie im Grabe, das ist hart!«

Heinrich wollte trösten, aber auch ihm war es weich ums Herz geworden. Schon konnte man in der Ferne ein dumpfes Brausen vernehmen wie eine verhallende Brandung. Es waren undeutliche Hurrarufe der Masse vor dem Brandenburger Tore. Und das dumpfe Brausen kam näher. Totenstille wurde es nebenan im Salon; auch auf der Straße vor dem Hause verstummte das laute Treiben. Alles lauschte. Und langsam, langsam kam es heran. Immer deutlicher konnte man aus dem wachsenden Donner der fernen Rufe das »Hurra« heraushören, und schon vermochte man die Namen der großen Führer zu erkennen, welche wie im gelernten Chore mit dem Hurrarufen um die Wette ertönten. Dazwischen klangen dumpf und abgerissen einige Trompetenklänge. Eines fügte sich zum andern. Es war eine Musikbande, die sich näherte.

Und jetzt – Victor zuckte zusammen und faßte mit seiner Hand Heinrichs rechte, die dieser ihm im selben Augenblick entgegenstreckte –, jetzt mußte der erste

Reiter zwischen den mächtigen Säulen des Tores hindurch sichtbar geworden sein, denn mit einem Schlage kam ein wirbelndes Leben unter die Masse, auf der Straße und im Salon riefen alle auf einmal »Sie kommen!« und stürzten dahin und dorthin und schleppeten die Blumen und Kränze von dem duftenden Berge zu den Fenstern, und als erst einer von der Straße das Hurra gerufen hatte, packte es die Tausenden wie im Fieber, und ein tolles jubilierendes Hurrarufen begann, bald sich steigernd, bald nachlassend, während der Zug sich allmählich näherte.

Die beiden Freunde sahen einander nicht an. Heinrich starrte zur Decke empor und versuchte vergebens, die Tränen zurückzuhalten, die sich ihm vor Lust und Schmerz in die Augen drängten. Victor hatte sein Gesicht dem Salon zugewendet und hörte nicht auf, den Arzt, den Hausherrn, die Fremden, die Kameraden, die Erde und den Himmel, vor allem aber den verdammten Franzosen, der ihn mit dem Säbel getroffen, mit den wildesten Flüchen zu bedenken. Dazwischen rief er mit mächtiger Stimme wie anfeuernd sein »Hurra«, so oft es draußen für Augenblicke ein wenig ruhiger wurde, und preßte Heinrichs Hand, als ob er ihn zum Mitrufen aufmuntern wolle.

Und näher und näher kam der Zug, mächtiger und mächtiger dröhnte der Jubel der Menge herein. Victor schwieg, grenzenlos ergriffen; dann stimmte er, unbeirrt von dem Tosen der Massen, feierlich und ernst sein

Lieblingslied an: »Ich hatt' einen Kameraden«. Und enger und enger schlossen sich seine Finger um Heinrichs Hand. Heinrich fühlte, daß das Lied des treuen Genossen heute ihm besonders galt, und wollte mit einstimmen.

Weil aber auch er sich der Macht dieser Weihstunde ganz hingab, so irrte er sich in der Melodie und sang seinerseits ebenso feierlich und ernst sein eigenes Lieblingslied »O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt«.

Keiner von beiden bemerkte es, daß sie verschiedene Lieder sangen. Unverdrossen, oft laut aufschreiend, um ihre Ergriffenheit zu übertönen, sangen sie eine Strophe nach der anderen, und da Victors Strophen jedesmal rascher zu Ende waren als die Heinrichs, so hatte jener Zeit, immer einige Male »Hurra« zu rufen, bevor auch Heinrich absetzte und beide *a tempo* wieder von neuem begannen. Und wenn einer von ihnen mit seinem ganzen Texte zu Ende war, so fing er getrost wieder mit der ersten Strophe an.

Und immer wilder mußten sie singen, immer öfter mußten sie dazwischen jauchzend aufschluchzen; denn immer näher kam die Spitze des Zuges, immer markerschütternder, immer trunkener tönte der Wirbelsturm der Festfreude herein.

Jetzt mußte ein gefeierter Mann an der Spitze einer neuen Heeresabteilung dicht vor dem Hause angelangt sein. Das ungeordnete Toben vereinigte sich plötzlich

wie durch Zaubermacht zu einem Jubelruf, der den Abschluß des Festes zu bedeuten schien. Denn wie konnte dieser Moment noch überboten werden?

Doch jetzt wurde er überboten. Ungeheuer scholl es an, und als ob all die Bangigkeit, all der erlösende Siegesrausch des langen Krieges sich zu einem Akkord vereinigen wollte, so brach es sich Bahn, laut wie ein Wetterschlag, innig wie ein Gebet.

Die beiden Freunde atmeten schwer, während sie leiser und leiser noch immer ihre Lieder sangen.

Da öffnete sich plötzlich die Tür. Ein wunderbar schönes Mädchen von etwa fünfzehn Jahren trat herein, eine dunkelrote Rose in jeder Hand. Es konnte nur die Tochter des Hauses sein, die Ähnlichkeit mit Herrn von Auenheim war unverkennbar. Nur in einem sah sie bei ihrem Erscheinen weder dem Vater noch der Mutter ähnlich. So lächeln, wie das Kind lächelte, als es über die Schwelle ins Krankenzimmer trat, konnte auf der Welt niemand, niemand wieder.

Tief errötend, aber nicht vor Scham, öffnete sie die Türe. Als sie das seltsame Bild erblickte, die beiden Freunde, die sich innig gefaßt hielten und unbekümmert sangen, da flog das herrliche Lächeln über ihre Züge. Sie lächelte nicht über die Verwundeten und ihr seltsames Treiben. Sie lächelte nur glücklich vor sich

hin, weil die furchtbare Erregung der beiden Kranken ihr sagte, daß sie recht gehandelt, als sie das Fenster verließ und den Verwundeten ihren Anteil an dem großen Tage brachte.

Victor entdeckte sie zuerst, und ein unwillkürlicher Druck seiner Hand lenkte auch Heinrichs Blicke zu ihr hin. Einen Moment lang verstummten beide.

Dann begann Victor plötzlich ganz fügsam »O Straßburg, o Straßburg« zu singen; da Heinrich aber zu gleicher Zeit einlenken wollte und darum »Ich hatt' einen Kameraden« anstimmte, so wurde die gewünschte Eintracht nicht hergestellt, und verlegen schwiegen nun beide.

Das Mädchen aber trat ruhigen Schrittes zwischen beide Lager und legte auf jedes derselben eine der beiden Rosen. Und dabei rief sie ganz leise mit einem feinen Stimmchen jedesmal, während sie die Blume mit spitzen Fingern hinlegte: »Hurra!«

Da schien für die beiden die übrige Welt da draußen zu verstummen, sie versank, und von dem ganzen wild entfesselten Tosen hörten sie nichts als das eine feine »Hurra« und sahen sie nichts als das köstliche Mädchengesicht mit dem glückseligen Lächeln. Beide faßten je eine Hand des Mädchens, welches stumm grüßend zwischen ihnen stehen blieb.

Als sie aber merkte, daß die Verwundeten ihre Hände nicht losließen und ihr die Arme schwer zu werden begannen, wollte sie sich niedersetzen. Sie zögerte

einen Augenblick. Als aber die leuchtenden Augen des jungen Arztes den ihren begegneten, da setzte sie sich vorsichtig auf den äußersten Rand von Victors Lager. Der Leutnant freute sich darüber, während die Blicke des Mädchens immer wieder zu Heinrich zurückkehrten.

Niemand von ihnen wußte, wie lange sie so wortlos beieinander blieben und lauschten.

Als der Aufruhr auf der Straße sich legte und nur noch das Geplauder von den Fenstern des Salons hereinschwirrte, strich sich das Mädchen, wie unwillig erwachend, die braunen Haare aus der Stirne und sagte, indem sie mit der Miene eines flehenden Kindes die beiden Rosen betrachtete:

»Ich werd's Mama'n gleich eingestehen. Aber bitte, klagen Sie nicht über mich, weil ich gestört habe. Ich weiß nicht, wie's plötzlich über mich kam. Aber die Soldaten waren schon alle bekränzt, und immer noch flogen aus allen Fenstern ganze Blumengärten hinunter. Da dacht' ich, unsere Herren sollen auch ihre Einholung haben. Seien Sie mir nicht böse.«

Und das Mädchen eilte mit gesenktem Köpfchen hinweg. Nebenan forderte der Hausherr die Gäste auf, sich am Buffet ein wenig zu stärken, und Frau Feigelbaum, die am Arm des Hauptmanns vom Tische heruntergesprungen war, rief: »Ja, es fängt doch schon an, monoton zu werden.«

Die beiden Verwundeten ließen die Tür zum Salon schließen. Aber es half nichts, die Stimmung war vernichtet. Auch taten sie nichts, um einander durch Mitteilung ihre Eindrücke in besonders gehobener Stimmung zu erhalten.

Victor nannte die Tochter des Hauses ein schönes Mädchen, und Heinrich widersprach nicht. Dann bemerkte Heinrich wiederum, daß das mit den Rosen ein hübsche Aufmerksamkeit gewesen wäre, und Victor stimmte ihm vollständig bei.

Victor stellte seine Rose in ein Wasserglas und fragte verwundert, wo denn Heinrich die seinige habe. Der gab keine Antwort, aber das philosophische Buch auf seinem Nachttisch zeigte zwischen den Blättern einen verdächtigen Spalt, als ob die Blume da geborgen wäre. Victor wollte necken, aber es gelang ihm heute nicht.

Einige Gäste blieben bis gegen Abend im Hause. Tina hatte die Kranken noch einmal besucht und sich dann rasch verabschiedet.

Spätabends kam noch der kleine Doktor, um sich zu überzeugen, ob die Aufregungen des Tages seinen Kranken nichts geschadet hätten. Er war ziemlich zufrieden, und Victor erhielt schon für morgen die langersehnte Erlaubnis aufzustehen. Zu seiner Überraschung unterblieben die Vorwürfe, die der Arzt von ihm erwartet hatte. Nein, Victor war mit seiner Einholung ganz zufrieden, und er blinzelte den Genossen lachend an.

Auch Heinrich sollte binnen acht Tagen das Bett verlassen dürfen.

Herr von Auenheim, dem die Kranken schon angefangen hatten, unbequem zu werden, war nun wirklich gerührt, als er die Freude sah, mit der die jungen Leute ins Leben zurückkehrten.

Zwar, solange Heinrich nicht gesund war, verließ auch Victor nur selten das Krankenzimmer.

Als aber endlich auch der junge Arzt die ersten Gehversuche machte, die so über Erwarten glücklich ausfielen, und der kleine Doktor bald darauf die Herren aus seiner Pflege entließ, da leuchtete aus beiden frischen Gesichtern die helle Genesungsfreude. Ein kleines Fest wurde erst jetzt veranstaltet und beide Verwundeten gleichzeitig feierlich in die Familie eingeführt.

Victor hatte zwar kein Wort darüber gesprochen, aber es war doch eine großmütige Handlung von ihm, daß er sich nicht ohne seinen Freund gezeigt. Wie hatte er ein Wiedersehen mit der schönen Rosenspenderin herbeigesehnt! Aber es schien ein Verrat an Heinrich, das herrliche Wesen allein ansehen zu wollen, das ihnen gemeinsam, wie allen Menschen die Sterne, erschienen war.

Lange konnten sie sich des Umgangs mit der lebenswürdigen, ruhig milden Hausfrau, dem immer gefälligen Herrn von Auenheim und den beiden Kindern

nicht mehr erfreuen. Sie waren genesen und mußten sich beeilen, das Schlaraffenleben aufzugeben.

Victor ging mit schwerem Herzen zu seinem Regiment zurück. In einer letzten Unterredung befragte er den Genossen um seine Zukunftspläne. Und Heinrich antwortete, daß er sich in Berlin als Arzt niederlassen wollte. Es war abscheulich von dem Freunde! Wie durfte Heinrich in ihrer Stadt wohnen, während er, der arme Victor, in die Ferne zog und einen neuen Krieg herbeiwünschte, nur um aufs neue verwundet und von Auenheims aufgenommen werden zu können.

Beim Abschiede auf dem Bahnhofe fielen die Freunde einander in die Arme. Dann sprachen sie von gleichgültigen Dingen. Erst als der Zug sich schon in Bewegung setzte, rief Victor zum Fenster hinaus: »Grüß' von mir bei Auenheims – Du weißt schon, wen!«

Heinrich hatte allerdings den Entschluß gefaßt, in Berlin zu bleiben. Wenn ihm Victor oder ein anderer gesagt hätte, daß seine Überlegungen von der Erinnerung an das Lächeln eines fünfzehnjährigen Mädchens gelenkt wurden, so hätte er es jedoch nicht geglaubt.

Er war fortan mit der Einrichtung seiner Wohnung und von den Äußerlichkeiten seiner Ansiedlung so sehr in Anspruch genommen, daß er auf Kleinigkeiten nicht achtete. Und da kein Mensch in der großen Stadt von der getrockneten Rose in seinem Spinoza etwas wußte, so konnte es auch keiner Seele auffallen, daß er beim Wohnungssuchen nicht über die Umgebung der Linden

hinaustrachtete – daß er am Ende eine recht versteckte, also für einen Arzt nicht eben passende Wohnung von drei kleinen Zimmern wählte, nur aus Eigensinn, nur um in der Nähe der Linden zu bleiben – daß er in seinem Sprechzimmer zwei Töpfe mit prachtvollen kirschroten samtglänzenden Rosen stehen hatte.

Heinrich hielt den Spinoza jetzt sehr oft in der Hand. Er las zwar selten darin, schlug es auch wohl nur auf, um über das Buch hinweg zu träumen, aber er fand diese Art des Studiums sehr seelenberuhigend und fast noch tiefer ergreifend als den Text. Das ist ja wohl das Schöne an einem solchen Buche, daß man darin oft nur wenige Zeilen zu lesen braucht, um die umgebende Welt, wie vom Gipfel eines Berges, im Lichte der Unendlichkeit zu erblicken. Und in so einem Buche ist eine getrocknete Rose als Lesezeichen nicht zu verachten. Ihre Blätter werden zwar welk und runzelig, aber noch schimmert überall das schöne Rot hindurch, und fast unzerstörbar schleicht ein süßer Duft aus den Blättern der Rose, bald aus allen Blättern des Buches und zaubert dem jungen Philosophen ein wenig Frühling in sein Arbeitszimmer.

Heinrich hatte vollauf Zeit, sich seinen Neigungen, seinen Lieblingsstudien hinzugeben. Niemand in der Stadt kannte den jungen Arzt. Und wenn ja einmal eine besorgte Mutter aus der Nachbarschaft den nächsten Arzt an das Bett ihres todkranken Jungen holen wollte, so wurde Heinrich gewöhnlich zu spät gerufen,

um von seiner Praxis mit einiger Zuversicht reden zu können.

Da er ein behagliches Leben gesichert hatte, so machte ihm der Mangel an Patienten weder Kummer noch Sorge. Er hatte so manche wissenschaftliche Aufgabe lieb gewonnen, an deren Lösung er bescheiden mitarbeitete. Ohne den Anspruch auf ungewöhnliche Bedeutung zu machen, begann er doch in medizinischen Fachzeitschriften allerlei Mitteilungen über Beobachtungen zu veröffentlichen, die ihn seinen strebenden Kollegen und auch einigen Gelehrten vorteilhaft bekannt machten und ihn allmählich dazu führten, auch persönlich den Berufsgenossen näher zu treten, die sich mit ihm über seine auf Reisen gesammelten Erfahrungen besprechen wollten.

So zogen ihn die ärztlichen Kreise doch hie und da aus seinem einsamen, fast studentischen Leben.

Nur ein beinahe sentimentaler Zug seines Wesens, eine knabenhafte Scheu vor dem geschäftigen, modernen Treiben faßte den jungen Arzt mitunter und führte ihn immer wieder zu seinem Spinoza mit dem welkenden Lesezeichen zurück.

Außerhalb seines Berufskreises hatte Heinrich fast gar keine geselligen Beziehungen.

Natürlich war er auch einige Male bei Auenheims gewesen. Die kleine Eva hatte ihn jedesmal mit einem wilden Freudenschrei empfangen, Clemence ihm mit einem verwirrten Knicks die Hand gereicht. Frau von

Auenheim war stets die gleiche, freundliche Wirtin, deren Güte um nichts weniger wohltat, weil sie allen in gleichem Maße zuteil wurde. Das Wesen des Hausherrn jedoch, dem die Besuche vor allem gelten mußten, war ihm zu fremd, als daß trotz beiderseitigem gutem Willen ein herzliches Einvernehmen zustande gekommen wäre.

Als Victor zu Weihnachten ein Fäßchen Wein sandte und in einem närrischen Begleitschreiben nach Auenheims fragte, mußte Heinrich antworten, daß der kleine, wenig beschäftigte Arzt sich in dem aristokratischen Hause ohne den Freund nicht behaglich fühle, daß er seit Beginn des Winters nur zweimal, auf feierliche Einladung, im Frack und weißer Binde, niemals aber auf ein gemütliches Plauderstündchen dagewesen sei. Victor solle die Zurückhaltung nicht für Undankbarkeit halten. Er werde die Familie von Auenheim niemals, niemals vergessen, nur könne er ein seltsames Gefühl nicht überwinden, das ihn an der Schwelle ihres Hauses zugleich banne und fortweise.

Nur im Hause des kleinen Sanitätsrats Friedmann verkehrte er häufiger und fühlte sich inmitten der fröhlichen Familie wohl.

Der vielbeschäftigte Doktor hatte ausnahmsweise einmal einer Sitzung eines Ärztevereins beigewohnt, hier einen kurzen Bericht seines ehemaligen Patienten angehört und den jungen Kollegen trotz der späten

Stunde und auf der Stelle mit nach Hause geführt, seiner rundlichen, still geschäftigen Frau vorgestellt und mit den älteren Kindern – die jüngeren lagen schon zu Bett – bekannt gemacht.

Der Sanitätsrat, dessen nervöse Unruhe sofort einem frohen Behagen Platz machte, sobald er über die Schwelle seiner behaglichen Wohnstube trat, sagte dem Gaste auch gleich, daß er ihn schon im Auenheimschen Hause liebgewonnen habe. Aber damals sei ihm noch das zurückhaltende, träumerische Wesen bei einem so jungen Manne nicht recht gewesen. Heute abend habe er aus den ersten Worten der Rede sofort den tüchtigen Fachmann erkannte, und deshalb bitte er um Heinrichs häufige Besuche.

»Nicht daß ich mit Ihnen hier von interessanten Fällen reden möchte! Bewahre! Meine Privatwohnung ist nur ein großes Kinderzimmer, da darf der Beruf nicht hereindringen. Aber ich kann mir nicht helfen: Bevor ich mich einem Menschen anschließe, muß ich wissen, daß er in seiner Art ein brauchbarer Arbeiter ist.«

Heinrich kam oft und gern wieder, wenn auch die ironische Lebensanschauung und das höhere Alter des Sanitätsrats ein intimes Freundschaftsverhältnis verhinderten. Dafür freute er sich jedesmal über die innige Liebe, mit welcher Kinder und Eltern aneinander hingen, und über die freiwillige Beschränkung, die sich die Letzteren in Umgang und Gesprächen um der Kinder willen auferlegten.

Eine kleine Überraschung erlebten beide Ärzte, als Heinrich einmal zufällig von seinem Großvater und der absonderlichen Welt der Zaikerlgasse sprach.

»Auch Sie sind ein sogenannter Jude?« rief der Sanitätsrat. »Nun, ich wünschte, daß dieser antiquarische Umstand Ihnen nicht so vielen Kummer bereiten möchte, wie mir im Anfang meiner Tätigkeit. Der Adel, dessen Stammtafel bis auf Abraham zurückführt, ist kein Segen für die Nachkommen.«

Heinrich fragte erschreckt, ob denn auch im Herzen Deutschlands die Gleichheit der Menschen noch immer nicht vorhanden sei. Der Sanitätsrat zog als Antwort nur die Augenbrauen in komischer Verwunderung hoch. Dann fügte er hinzu: »Sie sind sehr jung, daß Sie noch so fragen können. Die zwanzig oder dreißig jüdischen Familien, welche das an der Börse gewonnene Geld dazu benutzen, um mit unseren alten Aristokraten in Verschwendung und Hochmut zu rivalisieren, diese Handvoll Menschen genügen, um den alten Haß bei Müßiggängern und den kleinen Beamten ohne Gehalt von Zeit zu Zeit wieder aufflackern zu lassen. Wir Arbeiter des Mittelstandes hätten sonst längst all die dummen Geschichten vergessen dürfen. Denken Sie nur an Ihre schöne Freundin Tina Feigelbaum, und Sie werden mich verstehen. Was mich an solchen Leuten immer am tollsten reizt, das ist, daß ihre Fehler und Sünden ganz und gar nicht jüdisch sind. Wenn es

überhaupt – was ich leugne – besondere jüdische Stammeigentümlichkeiten gibt, so gehört dazu sicherlich die Heilighaltung des Familienlebens. Und diese Frauen, auf welche der Neid mit Fingern weist, vernachlässigen ihre Kinder um ihrer Toiletten und Soireen willen, treiben ihre Männer zu wahnsinnigem Gelderwerb und werden am Ende vielleicht sogar schlecht aus Eitelkeit, aus Blasiertheit, aus Nachahmungstrieb, was weiß ich!«

Der Sanitätsrat kam auf diesen Gegenstand noch oft zurück und bestärkte den jungen Kollegen in seinem Entschluß, sich in das nachgemacht vornehme Leben dieser Kreise nicht hineinziehen zu lassen.

Heinrich hatte Tina nach seiner Genesung eine förmliche Visite gemacht, die schöne Frau nicht zu Hause getroffen und auf die entzückenden, zart parfümierten Briefchen, die ihn um Wiederholung, um häufige, gemütliche Wiederholung seiner Besuche baten, höflich, aber ausweichend, am Ende ablehnend geantwortet.

So war der Winter vergangen, ohne daß Heinrichs Stellung sich wesentlich verändert hätte. Zwar gewann ihm eine glückliche Zahnoperation das volle Vertrauen der Portiersfrau, und durch deren Vermittlung sah er von nun an manchen armen Kranken bei sich; aber trotzdem hatte er in seiner Sprechstunde manche müßige Minute, in welcher er in seinem Spinoza das Wesen der Leidenschaften studieren und die philosophische Definition der Liebe bezweifeln konnte.

Eines Nachmittags – es war im April und ein abscheulich naßkaltes Wetter – saß Heinrich ganz allein in seiner Klausur. So sehr hatte er sich am Ende in sein Lieblingsbuch vertieft, daß er Zeit und Ort ganz vergaß und nicht darauf achtgab, daß es – bald nach Schluß seiner Sprechstunde – klingelte und im Nebenzimmer ein vornehmes Rauschen hörbar wurde. Erst als der Besuch nach längerem Harren hustete, sprang Heinrich auf, um den seltenen Patienten hereinzuführen. Als er die Tür nach dem Vorzimmer öffnete, glaubte er zu träumen; er blickte in das heitere, unter einem kurzen Schleier errötende Gesicht der Frau Tina Feigelbaum.

Tina tat, als zögere sie, die Schwelle des Sprechzimmers zu überschreiten.

»Sind Sie schon so beschäftigt, lieber Heinrich, daß Sie die Patienten warten lassen dürfen? Was seh' ich da? Na, ich verspreche Ihnen, es nicht weiterzuerzählen, daß Sie während Ihrer Ordinationsstunde Romane lesen. Was denn anders? Natürlich etwas Medizinisches? Unsere Romane sind ja ohnehin fast alle so unappetitlich, als ob sie medizinisch wären! Was? Spinoza? Und das romantische Lesezeichen? Heinrich, Heinrich! Lesen kann ich das Buch doch nicht. Sie müssen mir's ins Deutsche übersetzen, und wenn Sie einmal zu einem gemütlichen Tee in die Tiergartenstraße kommen, dann plauschen wir den ganzen Abend über Spinoza. Warum kommen Sie nie, Sie Abtrünniger?«

Heinrich entschuldigte sich, so gut er konnte. Er war im ersten Momente wie berauscht von der herrlichen Erscheinung. Ihm war der enge Verkehr, ihm war schon die Nähe einer Dame etwas Ungewohntes. Und nun gar diese üppige Gestalt, die sich in seiner Stube so sicher bewegte, als wäre sie in ihrer eigenen Wohnung – diese selbstbewußte Frau im prächtigen Pelzmantel, das glühende Gesicht, dessen Augen unter dem schwarzen, mit großen Federn fast überladenen Hute so spöttisch und verwegen hervorsahen! Zu diesem Weibe hatte er vor Jahren »Du« gesagt, hatte mit ihr gerauft, die Widerstrebende im Spiele gewiß mehr als einmal emporgehoben und in seinen Armen wohl auch eine Strecke weit fortgeschleppt.

Und als Heinrich daran dachte, daß man dieses Weib einst im Ernst und Scherz zu seiner Braut bestimmt hatte, da mußte er seine Augen schweigen heißen, um Herr seines Willens bleiben zu können.

Auch Tina mochte in der kurzen Pause an die Vergangenheit gedacht haben und auch sie fand es recht warm in der Stube. Ohne zu fragen und ohne sich zu besinnen, legte sie den Mantel ab und setzte sich in ihrem knisternden, straff die vollen Formen umspannenden Atlaskleide dem Arzte gegenüber nieder.

»Ich will's Ihnen nur gleich eingestehen, Heinrich, ich komme zu ihnen mit einer Bitte. Es ist nicht wenig, was ich von Ihnen verlange – doch je nachdem. Für manchen anderen wäre es eine Gunst. Heinrich,

warum wollen Sie nicht mit mir umgehen? Warum haben Sie sich von mir losgesagt?»

Heinrich faßte ihre Hand und bat für die Vergangenheit um Verzeihung. Er sei menschenscheu. Auch passe er mit seiner bescheidenen, ängstlichen Lebensanschauung schwerlich in das reiche Haus des Millionärs Feigelbaum.

»Eben darum hätten Sie mich nicht verlassen sollen,« rief Tina, indem sie die Hand des Jugendfreundes festhielt und mit ihren weichen, fein behandschuhten Händen zärtlich über seine schmalen Finger strich. »Lassen Sie mich sprechen! Sie wissen ja, wie solche Ehen geschlossen werden! Unsere Vermögen haben sehr gut zusammengepaßt, ich aber, ich passe nicht zu einem Manne, der nicht besser, edler ist als ich.«

Tina war aufgesprungen und maß nun mit heftigen Schritten die Stube, während sie nervös an ihren Handschuhen zupfte und die abgezogenen dahin und dorthin auf den Boden warf. Auch Heinrich hatte sich erhoben und stand ratlos mit glühenden Wangen da.

Tina trat wieder an ihn heran und faßte ihn unter den Arm, wie wenn sie mit ihm auf- und abgehen wollte.

»Heinrich,« rief sie, »nehmen Sie sich meiner an. Man ist nicht umsonst eine schöne Frau und die Frau eines zerstreuten Börsenmannes. Man hört Dinge flüstern, die man nicht hören sollte. Man lernt das Leben

als einen großen Handelsmarkt auffassen, auf dem immer nur der augenblickliche Vorteil gilt. Heinrich, auch mein Mann hat mich einst gekauft, freilich von mir selbst, die ich mich blenden ließ von seiner glänzenden Firmentafel, seinem Golde; und nun nähern sich mir rücksichtslose Menschen, Nachkommen der alten Raubritter, die mich lehren wollen, daß mein Mann die Ware ohne Garantie gekauft habe. Heinrich, retten Sie mich!«

Und Tina neigte ihren Kopf erschüttert gegen Heinrichs Brust. Ihr wildes schwarzes Haar duftete zu ihm empor, ihre weiße zuckende Stirn lag im Bereiche seiner Lippen.

Er führte nur langsam seine Hände empor, drängte sie behutsam, nach langem bangen Zaudern, zu einem Sitz und sprach leise: »Arme, arme Frau!«

Sie aber legte, unter Tränen lächelnd, ihre Hände auf seine Schultern und schaute glücklich zu ihm auf. »Warum hast Du Eurer alten Babi nicht gefolgt, Heinrich, und mich nicht zur Frau genommen? Nein, verbiet' es mir nicht, laß mich Dich ›Du‹ nennen wie in unserer Kindheit! Dir hätte ich mich so gern gebeugt. Die Männer, die mir den Hof machen, halten mich alle für herrschsüchtig, für intrigant. Ich bin nur ein hilfloses Weib, das nichts will, nichts sucht als einen Herrn! Und ich bin herrenlos wie ein wildes Pferd, und ich hungere, hungere nach Liebe, Heinrich.«

Heinrich rang nach Fassung. Er wußte, daß er das schöne Weib nicht liebte, nicht so liebte, wie sie es verlangen durfte, und doch wurde es ihm schwer, unsäglich schwer, die Selbstvergessene mit kalten, harten Worten an ihre Pflicht zu erinnern.

Er suchte vergeblich nach milden Worten. Als er aber voll Mitleid auf sie niedersah, da stieß sie plötzlich einen schmerzlichen Ruf aus und eh' er wehren konnte, lag sie schluchzend an seiner Brust.

Heinrich schlang seine Hände um ihren Nacken und bedeckte ihr Haar und Stirn und Augen mit seinen Küssen. Sie blickte auf, öffnete sehnsüchtig die Lippen und flüsterte: »Was mußt Du von mir denken! Deine Rosen haben mich so berauscht!«

Da war der Zauber von Heinrich gewichen.

Zitternd machte er eine heftige Anstrengung, sich aus der weichen, warmen Umarmung zu befreien.

Tina sank in den Stuhl zurück und bat mit aufgehobenen Händen ängstlich: »Sag', daß Du mich liebst!« und als Heinrich schwieg, lachte sie bitter auf, faßte seine Hände, schüttelte sie zornig und sagte leise: »Ich will ja nur eine ganz kleine Liebeserklärung. Du brauchst nichts Neues, nichts Poetisches zu erfinden, Du brauchst Deinen Geist meinetwegen nicht zu bemühen, Du brauchst nicht einmal leidenschaftlich zu reden. Nur einmal möchte ich's von Deinem Munde hören – wie es auch klingen mag –, daß Du mich liebst. Du schweigst? Du liebst mich nicht? Aber ich weiß es

ja, Du harter Mensch! Lügen sollst Du um eines schönen, verzweifelnden Weibes willen, ein bißchen lügen! Du sagst mir, ohne Dir was dabei zu denken, drei Worte nach, und ich bin zufrieden!«

Heinrich verbarg das Gesicht in seinen Händen! »Du bist schön,« stammelte er, »Du bist schön! Mehr weiß ich nicht, und lügen kann ich nicht. Ich kann nicht sagen, was Du von mir verlangst.«

Tina stand hoch aufgerichtet vor ihm. Ihr Atem ging schwer. Sie faßte das Nächstliegende, ein Papiermesser, und schlug damit so lange auf den Schreibtisch, bis es zerbrach. Dann griff sie nach dem nächsten Buche.

»Das also lernen Sie aus Ihrem Spinoza? Sie sind ein großes Kind, Heinrich! Um einer Frau willen, wie Tina Feigelbaum eine ist, darf man schon ein bißchen lügen, wenn Herr Professor Spinoza es auch verbieten sollte.«

Sie warf das Buch auf den Tisch, die Rose flog hervor.

»Oder ist es vielleicht nicht der Spinoza, der Sie so pedantisch macht? Ei, liebster Heinrich, schenken Sie mir diese Rose.«

Heinrich sprang auf, nahm ihr die Blume aus der Hand, legte sie mit dem Buche beiseite und begann, zuerst in linkischen Worten, sodann aber mit ruhigem Ernste von ihren Pflichten zu reden. Auch er berief sich auf ihre Kindheit, er beschwor sie, das herrliche Geschöpf, das er in ihr bewundern müsse, nicht leichtsinnig zu zerstören, er bot ihr seine ehrliche Freundschaft

und schloß: »Und wenn ich Sie auch liebte, Tina, ich könnte doch nicht anders!«

Tina hatte ihre Handschuhe wieder aufgelesen, ihren Hut vor dem Spiegel geordnet, und während sie die Handschuhe zuknöpfte und den Mantel anzog, hatten ihre Züge sich beruhigt. Sie klopfte dem ernstesten Redner auf die Schulter und sagte freundlich: »Sie sind taktlos, lieber Heinrich, sprechen wir lieber von der wichtigen Sache, die mich hergeführt hat. Ich bin unter anderem Vorstandsdame eines Vereins für Pflege armer Wöchnerinnen. Da brauchen wir nun plötzlich einen recht gutmütigen Arzt, der unsere Kranken besucht. Ich war natürlich nirgends selbst, aber es soll schrecklich sein. Sie werden in den Keller und unter das Dach kriechen müssen, Heinrich, und das alles ohne Entgelt. Wollen Sie das Amt übernehmen?«

Heinrich sagte lächelnd zu. Tina dankte ihm im Namen des Vereins.

Und als ob die letzte Stunde ein Traum gewesen wäre, plauderte sie noch eine Weile gleichmütig von ihrer reizenden Wohnung, von ihrem großen Verkehr und ihren glänzenden Gesellschaften; dann erinnerte sie sich, daß sie ihren Mann beim Diner nicht warten lassen durfte. Heinrich mußte versprechen, sich bald sehen zu lassen – ein herzlicher Händedruck, und – fort war sie.

Als Heinrich vor dem Schlafengehen wieder nach seinem Buch langte, war die Rose verschwunden.

#### 4. KAPITEL

Tina bewohnte mit ihrem Manne ganz allein das prächtige Haus der Tiergartenstraße, welches Herr Feigelbaum schon als Junggeselle gebaut und nun für seine schöne junge Frau mit allem ihm bekannten Luxus ausgestattet hatte.

Als Tina nach einer eiligen Hochzeitsreise in ihr neues Heim einzog, war sie geblendet von der Pracht, die sie umgab.

Für die stilvolle Einrichtung der einzelnen Zimmer, für die wertvollen Ölgemälde an den Wänden hatte sie zwar wenig Empfindung. Aber diese dicken Teppiche, welche den Schritt unhörbar machten und dadurch allein das Leben im Hause zur Vornehmheit zwangen – diese marmornen Kamine, die Bronzen, die hundert beim Raritätenhändler auf einmal gekauften Nippes, vor allem aber diese funkelnden Gaskronen flößten ihr eine Hochachtung für ihren Mann ein, die sie ihm während ihrer Hochzeitsreise noch versagt hatte.

Zum Unglück für Herrn Feigelbaum hielt diese freundliche Gesinnung nicht lange vor, Tina gewöhnte sich an die reiche Umgebung und erfuhr außerdem zu bald, daß nur ihre kleinstädtische Bescheidenheit sie manches Selbstverständliche hatte bewundern lassen. Sie erfuhr mit der Zeit, daß Gasflammen in der großen Stadt nicht zu den Privilegien der Reichen gehörten, und als sie einmal in einem fremden Salon eine

Wachskerzenkrone als vornehmer rühmen gehört hatte, fing sie ihr plebejisches Gas zu verachten an.

Sie verkehrte viel bei den Geschäftsfreunden ihres Mannes und bemerkte mit Bedauern, daß das Hauswesen derselben dem ihrigen merkwürdig ähnlich war. Sogar die Nippes waren dieselben, als ob der Händler die Antiquitäten und ausgegrabenen Säckelchen gleich zu Hunderten bezogen und nun jedem Käufer das gleiche Sortiment überlassen hätte.

Sie war zu fremd in der Berliner Welt, als daß sie sofort einen Plan zur Veränderung ihrer Lage zu fassen vermochte. Sie hatte nur einen Gedanken: Sie wollte ihren Kreis ausdehnen, sie wollte an bestimmten Tagen der Woche die Türen ihrer Wohnung weit öffnen und die Menschenwogen der Millionenstadt ihre Salons durchfluten lassen. Ein jeder sollte sie kennen, ein jeder sollte sie grüßen, freundschaftlich und elegant, wie Kurt von der Egge sie grüßte, wenn sie nachmittags in ihrem neuen Wagen allein die Siegesallee auf und ab fuhr – allein oder doch nur in Begleitung ihrer kleinen Schwägerin; vielleicht störte der grobe Gesichtsschnitt ihres Julius den leichten Bau ihres Coupés, vielleicht paßte sein dunkler Teint schlecht zu dem blauen Atlasüberzug der Polsterung.

Tinas Absicht war bis zu einer gewissen Grenze nicht gar schwer zu erreichen. Immer reicher, immer ungewzogener strömte die Welt durch ihre Salons. Aber Herr Feigelbaum schüttelte dazu den Kopf, und auch

Tina sah bald das Bedenkliche dieses Treibens ein. Wer waren diese Leute? Der Hausherr kannte sie nicht, und die Gäste kannten einander nicht. Wie ein höflicher Portier stand Herr Feigelbaum an der Eingangstür, nur daß er jedem Eintretenden die Hand reichte. War der Fremde tadellos gekleidet, in gewissen Jahren und wohlbeleibt, so nannte er ihn »Herr Kommerzienrat«. Jeden jüngeren Mann, der einen Kneifer auf der Nase trug und sich in seinem gealterten Frack geniert fühlte, begrüßte er als »Herr Doktor«.

Und Tina thronte in ihrem entzückenden Boudoir und wunderte sich, daß sie bei ihren eigenen Gesellschaften so wenig Bekannte hatte.

So ging es manche Saison hindurch.

Da kam eine wilde Zeit, in welcher Tina sich von ihren bisherigen Besuchern lossagte. Erst langsam, dann schnell und stürmisch kam das Geldfieber ins Land. In ihren Salons ging es nicht mehr ganz ruhig zu. Abgehetzt von der Aufregung des Tages, mit glänzenden Augen und wieherndem Lachen stürzten die Männer herein und ans Buffet. Dort bildeten sich Gruppen, in denen laut – lauter, als anständig war – Zahlen und nichts als Zahlen gerufen wurden. Wenn die Leute fortgingen, so drückten sie den Dienern abgeschmackt große Summen in die Hand. Herr Feigelbaum fühlte sich immer mehr als Portier, seitdem ihm einmal ein enteilter Gast ein Zwanzigmarkstück als Trinkgeld geschenkt hatte.

Und der Luxus in Tinas Häuschen fing an, unter den neuen Geldmännern ganz gewöhnlich zu werden. Was zur Zeit ihrer Verheiratung noch eine Seltenheit, noch ein Vorzug ihrer engeren Kreise gewesen war, das gehörte wenige Jahre später zu den Ansprüchen jedes Eintagsmillionärs. Tina bildete sich doch ein, die Gattin eines Matadors zu sein. Es war nicht zu ertragen, wie jetzt jeder neue Ankömmling es ihnen gleich zu tun gedachte. Tina faßte große Pläne, wie ihr Haus den veränderten Verhältnissen anzupassen.

Herr Feigelbaum widersetzte sich anfangs. Er sei ein vorsichtiger Geschäftsmann, kein Schwindler. Er wolle bestehenbleiben, auch nachdem der gegenwärtige Sturm vorübergebraust sein werde. Er wolle sich jetzt von der Börse zurückziehen. Er habe das äußerst Mögliche getan, die Haushaltung koste genausoviel, wie er als solider Geschäftsmann bei seinem jetzigen netten Vermögen überhaupt aufwenden könne.

Aber Herr Feigelbaum war in seine Frau verliebt, und als sie ihm erst einmal vier Wochen lang kein gutes Wort gegeben hatte, ging er von neuem zur Börse.

Und wieder sah er ein, wie klug seine Frau war, wie er ihr in allem gehorchen mußte. Von Gefahr war noch lange nicht die Rede, das Gold rollte ihm nur so zu, er brauchte nur einzusacken. Und Julius Feigelbaum war kein Geizhals wie sein Vater, der alte Isaak Feigelbaum, der Geld- und Rückkaufhändler aus der Linienstraße,

der freilich erst durch seinen Geiz und seine schmutzigen Geschäfte den Sohn zu einem reichen Manne gemacht hatte.

Tina durfte nun ihre kühnsten Pläne ausführen. Das benachbarte Gartengrundstück wurde erworben und so für einen feenhaften Wintergarten, für ein Badehäuschen und hinten sogar für einen kleinen Reitplatz Raum geschaffen, auf welchem Tina im köstlichen Amazonenkleid bei Kurt Reitunterricht nehmen konnte. Einen ganzen Sommer, den Tina natürlich auf Reisen zubrachte, dauerte es, bevor alle neuen Schöpfungen und die Verschönerungen des Hauses vollendet waren. Als Tina im Herbst zurückkam und alles in Augenschein genommen hatte, fiel sie ihrem Mann um den Hals, küßte ihn auf die dicken Lippen und nannte ihn ihr gutes Männchen.

Das Haus war ein wunderbares, künstlerisch abgestimmtes Interieur, es fehlte nur die Staffage, die geeigneten Menschen. Tina war aber jetzt gewitzigt. Kaum ein Dutzend von ihren bisherigen unzähligen Gästen wurde mit Einladungen beehrt. Dafür hatte sie in der Schweiz und in Ostende recht brauchbare Bekanntschaften gemacht, von den sich einige verwenden ließen. Und endlich hatte sie ihren Kurt.

Kurt hatte die schöne Frau, deren er sich am Einholungstag so ritterlich angenommen, bald wieder vergessen. Als er sie jedoch bei einem Wohltätigkeitsbasar unter den Verkäuferinnen fand, wurde die Freundschaft rasch erneuert, und da ihn Tina mit ihrer glänzenden Schönheit abermals aufs tiefste erregte, suchte er nun den Verkehr durch eine größere Zuvorkommenheit gegen den Gatten zu befestigen. Es wurde ihm nicht allzu schwer gemacht.

Als nun das neue Leben in dem vergrößerten Heim beginnen sollte, war Kurt von der Egge der Grundpfeiler einer neuen Geselligkeit. Und Kurt behagte sich gar wohl in einem Kreise, der bewundernd zu ihm, dem Herrn von der Egge, aufsah. Seine alten Kameraden waren alle Pedanten, die verjährte dumme Geschichten nicht vergessen wollten, wenn sie auch seinen Gruß erwiderten und seine dargereichte Hand höflich annahmen. Diese törichten Kameraden, die sich für konservative Aristokraten hielten und doch die adelige Qualität für verlierbar, durch eine Kleinigkeit verlierbar ansahen! Hier bei Tina Feigelbaum war man noch wahrhaft konservativ gesinnt. Man glaubte hier an die Unzerstörbarkeit aristokratischer Eigenschaften. In diesem stolzen Selbstgefühl wurde er nur wenig erschüttert, als er wahrnahm, daß Tina mit ihm allein nicht zufrieden war, sondern von ihm bald auch die Zuführung seiner Freunde verlangte. Wie hübsch Tina das zu erklären wußte! Er würde sich auf die Länge in ihrem Hause

unbehaglich fühlen, wenn er dort niemals befreundete Uniformen sähe. Da diese Forderung aber nicht ganz leicht zu erfüllen war, so protestierte Kurt vorläufig gegen die bescheidene Annahme der Hausfrau.

Ihr Salon litt sehr unter den alten Pflichten, die sich nicht so leicht abschütteln ließen. In dem ehemaligen Gewimmel war manches verschwunden, worüber selbst der anspruchslose Kurt jetzt die Nase rümpfte. Aber Tina konnte doch nicht alle Rücksichten vergessen. Sie konnte doch ihrem Schwiegervater nicht das Haus verbieten, dem alten Isaak Feigelbaum, in Firma »Feigelbaum und Bumcke«.

Der alte Isaak war ein schlimmer Wucherer und brachte Herrn Bumcke, seinen Kompagnon, regelmäßig mit in die Gesellschaft. Die beiden Herren, welche einander ingrimmig haßten und sich nur in boshaften Versuchen begegneten, »ihrer Schwiegertochter« durch ihre bloße Gegenwart die Freude an ihrem Leben zu verderben, brachten aus ihrem alten Lagerhause in der Linienstraße unmögliche Gewohnheiten in die Tiergarten-Villa mit. Dort, in ihren Geschäftslökalen, wo Feigelbaum im ersten Stocke die vornehmen Kunden bediente, während der Kompagnon im Hintergebäude das alte Rückkaufsgeschäft leitete, waren sie an ihrem Platze: solide, gründliche, rücksichtslose Wucherer. Hier waren sie wirklich nicht zu ertragen.

Aber der alte Isaak war nun einmal der Vater des Hausherrn, sehr, sehr reich und spielte nicht an der

Börse. Als Tina den Versuch machte, den Alten herauszuärgern, wurde Julius ernstlich böse, und sie kam nicht mehr darauf zurück.

Dagegen entdeckte Tina in ihrem Gatten bisher verborgene Talente. Nicht, daß sie in allen Punkten mit ihm zufrieden gewesen wäre. Daß ihr Julius es ihr im Streben nach Bildung gleich zu tun suchte, bewies zwar seine Gutmütigkeit, gelang aber doch zu unvollständig, um Aufmunterung zu verdienen; denn Tina, die gute Lehrer gehabt hatte, bemerkte bedeutende Lücken in seinem Wissen. Und als sie ihn einmal darüber belehren mußte, daß »Goethes Frauengestalten« weniger von Raphael als von Kaulbach herstammten, da begann ein Mißtrauen sich in ihr festzusetzen, das dem Ansehen ihres Gatten bei ihr nicht förderlich, den galanten Bemühungen des lustigen Kurt sehr günstig war. Julius hatte in seiner Junggesellenzeit nur in zweierlei Richtung tüchtige Kenntnisse erworben: er bewegte sich hinter manchen Kulissen sehr gewandt und verstand sich vor allem wunderbar auf die Zusammenstellung und Beurteilung eines Diners.

Diese Tugend ihres Mannes wurde sofort mit Kenneraugen anerkannt, als Kurt erst einmal zwei seiner Intimen eingeführt hatte. Ein jeder trug die Geschichte von dem ausgezeichneten Keller weiter, und dem Salon Tinas kam dieser Ruf zugute. War die Auswahl auch nicht ganz nach dem Wunsch von Frau Tina erfolgt, so kannte sie doch jetzt schon das Mittel, die Gäste bei

jedem Saisonwechsel zu dezimieren und dadurch zu veredeln.

Und noch eins kam dazu, um Tinas Salon ihrem Geschmacke zu nähern.

Gerade die minderbemittelten jüdischen Familien, auf deren Freundschaft sie keinen Wert legte, begannen sich von ihr freiwillig zurückzuziehen, als sie offener und rücksichtsloser die Ritterdienste Kurts in Anspruch nahm, sich von ihm ins Theater, in Konzerte, in Gemäldeausstellungen begleiten ließ, oft von der schwärmerisch zu Kurt aufblickenden Emma geleitet, noch öfter allein.

Diese Familien zeichneten sich weder durch Glanz noch durch *chic* aus. Die Männer waren ernste Geschäftsleute, Großhändler, welche tagsüber in ihrem Berufe hart arbeiteten und darum abends nur widerwillig die Gesellschaften aufsuchten, zu denen sie von dem reichen Börsenspieler geladen wurden. Ihre Frauen kamen gern, sparsam nach neuester Mode gekleidet, zu den lärmenden Festen, einige von ihnen bemühten sich, Tinas Gebaren nachzuahmen und sogar ihre eigentümliche, an die Wiener Mundart erinnernde Sprache zu erlernen. Die Frauen waren nicht prüde in ihren Gesprächen über Stadtklatsch. Sie selbst aber waren so makellos in ihrem eigenen Fühlen, wachten

so streng über die Ehre ihres Hauses, wo sie in innigem Bunde mit den sorgenvollen Männern nur der Erziehung ihrer Kinder lebten, daß ihnen alle Frivolitäten, von denen sie schwatzten, wie Märchen aus 1001 Nacht vorkamen. Eine persönliche Berührung mit einer Frau, die auch nur im Verdachte der Untreue stand, war ihnen unmöglich.

So blieben sie denn weg, als das Verhältnis zwischen Tina und Kurt ihnen nicht mehr gefiel. Zuerst die Älteren, allen voran ein Bruder des Sanitätsrats Friedmann, dann die andern. Und Tina, welche an jedem Empfangsabend die Zahl der Christen und der Juden miteinander verglich, vermißte diese Elemente um so lieber, als dadurch der Prozentsatz der jüdischen Besucher fiel.

Ja, als sie den Grund der Entfremdung erkannt hatte, legte sie alle Vorsicht beiseite. Emma durfte das Pärchen nicht mehr begleiten, ob ihre Augen auch noch so flehend dem stolzen Herrn von der Egge nachblickten und ob Kurt auch beharrlich seine kleine »Bauernschwägerin« zum Mitgehen aufforderte. Emma mußte zu Hause bleiben, und niemand bemerkte, wie sie täglich blasser wurde.

So half Kurt die alten Freunde des Hauses verscheuchen, während er neue herbeizog.

Die zwei Herren, welche Kurt zuerst vorgestellt hatte, waren beide ihrem Stande nach nicht zu verachten: der eine ein ehemaliger Zuchthauslehrer, jetzt unbeschäftigter Literat, der andere ein Rittergutsbesitzer, der zwar sein altes Besitztum verkauft, ein neues noch nicht ausgewählt hatte, inzwischen aber in dem großen Berlin ein etwas unruhiges, doch reiches Leben führte. Diese beiden Herren bevölkerten bald Tinas Salon mit ihren – ja, was waren ihre angeblichen Freunde? Kollegen, Gläubiger, Schuldner, Klienten, Zöglinge? Tina erfuhr erst nach und nach durch die Beziehungen ihres unmöglichen Schwiegerpapas, was sie an den neuen Hausfreunden besaß; sie waren ihr aber schon zu nützlich geworden, als daß sie sie so bald zu »dezimieren« gedachte. Nur im Range rückten sie ein wenig herunter.

Der ehemalige Zuchthauslehrer Doktor Stropp hatte ihr gleich bei der ersten Begegnung mißfallen. Auf einem gedrungenen schwerfälligen Körper saß ein Kopf, wie man ihn sonst hinter Eisengittern vermutet. Zwar die Bartstoppeln, die bleiche Kerkerfarbe, die Sträflingskleider fehlten; er war ziemlich gut gekleidet, hatte eine gesunde Röte, und zwei kleine Kellner-Bartkoteletten stachen sauber von dem sonst stets glattrasierten Antlitz ab. Aber etwas in diesem wie von einem Fußtritt plattgetretenen Gesicht erinnerte

immer wieder an das Zuchthaus. Innerhalb der Gefängnismauern war er geboren, vom Gefängnisgeistlichen unterwiesen worden. Eine harte Behandlung hatte ihn frühzeitig lehren wollen, sich zu bescheiden und scheinheilig demütig durchs Leben zu gehen. Dabei plagte ihn jedoch, worüber sein Freund Kurt sich weidlich lustig machte, ein maßloser Ehrgeiz, der unter seiner zur Gewohnheit gewordenen Demut täglich litt und täglich wuchs. Nur wenige Menschen wußten, wie sein Zorn losbrechen konnte. Einmal hatte er in der Strafanstalt beim Bibelunterricht einen am Stottern leidenden Knaben halb tot geschlagen, weil er auch dies Stottern für Heuchelei hielt. Da war er aus dem Amte gejagt worden.

Und was hatte er seitdem nicht alles versucht! Er stürzte sich ohne Mittel, ohne Kenntnisse, ohne Fleiß und ohne Ausdauer in hundert industrielle Unternehmungen, immer bereit, vom Zufall ein Vermögen anzunehmen, immer enttäuscht, immer zurückgeworfen. Dann unternahm er es, Journalist zu werden. Er drängte sich an die radikalsten Blätter, welche seine boshafte Angriffe gegen militärische Mißbräuche abdruckten. Ein Vertrauensmißbrauch machte ihn bei seinem Blatte unmöglich und ließ ihn bald auch seine Stellung verlieren. Er errichtete eine »höhere Töchterschule«; dieselbe wurde plötzlich behördlich geschlossen. Er fand trotzdem bald darauf wieder Gönner, als deren Agent er die Stiftung einer Besserungsanstalt für

gefallene Mädchen durchsetzte. Eine Zeitlang wurde sein Name in gleichlautenden Artikeln aller Blätter als der eines menschenfreundlichen opferfähigen Ehrenmannes genannt. Dann gab es wieder plötzlich einen Skandal; ein anderer Geistlicher übernahm die Führung der Anstalt, Dr. Stropp war verdrängt. Aber Dr. Stropp ermüdete noch nicht. Er zog sich auf ein halbes Jahr zu einer belesenen verblühenden Dame in die Einsamkeit des Landlebens zurück, und als er wieder in Berlin erschien, war sein soeben erschienenes Werk »Das Molekül und seine Allmacht« in den Schaufenstern aller Buchhandlungen zu sehen. Das Buch wurde zwar nicht gekauft, auch die verschenkten Exemplare wurden nicht gelesen, aber in einigen Zeitungen wurde Strops Name wieder ehrenvoll genannt, wenn die betreffenden Notizen den Leser auch über den Inhalt des philosophischen Werkes im unklaren ließen.

In dieser Epoche seines Lebens hatte sich Stropp in Tinas Haus einführen lassen. Das Buch war mit Mystik und Darwinismus gefüllt, Stropp galt für einen kosmopolitischen Freigeist. Als Tina ihm einiges Angenehme über seine Bedeutung für die Geschichte der Philosophie sagen wollte, lehnte er würdig ab. Die Periode, in welcher er an das »Molekül und seine Allmacht« geglaubt, liege schon wieder überwunden hinter ihm. Es gelte jetzt, sich von metaphysischen Träumereien loszumachen und praktische Ideale zu verfolgen. Er gab

eine kleine, in wenigen Exemplaren gedruckte pädagogische Fachzeitschrift heraus, in welcher die Bestrebungen des liberalen Ministers in roher Weise übertrieben wurden. Für dieses Unternehmen borgte er bei Julius Feigelbaum Geld. Gleichzeitig bewarb er sich um eine Stelle im Unterrichtsministerium.

Die Leute, welche durch diesen Dr. Stropp bei Tina eingeführt wurden, waren hauptsächlich pensionierte »gemäßregelte« Lehrer, durchreisende Künstler, vor allem aber unreife junge Leute, welche tagsüber in einem der neuen Wiener Cafés bei einer Schale Melange Korrespondenzen für kleine Blätter oder Gedichte schrieben und abends in Tinas Salon bei einem guten Souper sehr viel Wein tranken und geistreich plauderten.

Weniger offen lag der Lebenswandel des Rittergutsbesitzers a. D., des Herr von Greisenitz, vor den Augen der Welt da. Daß er auf großem Fuße lebte, ohne ein Amt oder ein entsprechendes Kapital zu haben, war wohl als ausgemacht zu betrachten. Ob aber sein häufiger Verkehr mit heiratslustigen Junggesellen, sein Eindringen in reiche Häuser, in denen es Töchter gab, ob seine innige Teilnahme an zahlreichen Verlobungen und Verheiratungen mit seinem Einkommen in einer ursächlichen Verbindung stand, darüber konnten nur Vermutungen angestellt werden. Man sprach nirgends gern von dieser Möglichkeit, denn Herr von Greisenitz

verkehrte überall. Er liebte es, seine jüngeren und älteren Freunde, die heiratslustigen oder doch heiratsbedürftigen Junggesellen bei allen seinen Freunden aufs Angelegentlichste zu empfehlen, und so dauerte es nicht lange, daß Tinas Salon von diesen Herren wimmelte und Herr von Greisenitz sich in diesem Getümmel einem allezeit siegreichen Feldherrn nicht unähnlich bewegte, es allein beherrschen und entwirren zu können schien.

Da die meisten Freunde des Herrn von Greisenitz ein tadelloses Benehmen hatten, sich in Worten und Kleidung stets von der besten Seite zu zeigen suchten und überhaupt die bescheidensten, gutherzigsten, liebevollsten Seelen der Welt schienen, so gereichten sie dem vereitelten Salon zur Zierde, und die treugebliebenen Damen aus Tinas altem Freundeskreise, die Frauen und Töchter der reichsten Feigelbaumschen Geschäftsfreunde waren mit der neuen Schar von Tinas Besuchern sehr zufrieden.

Und als wieder einmal ein Winter übers Land gegangen war, empfand Tina es mit freudiger Genugtuung, daß sie sich ihrem Ziele mit raschen Schritten näherte. Noch fehlte ihrem Salon – ach, das merkte sie wohl – die Einheit, die Ruhe, die Echtheit; aber die Elemente waren da, aus welchen sich schon etwas machen ließ. Geld, Geist und Adel waren in Fülle vorhanden; Tina hätte eine Stümperin sein müssen, wenn sie auf diesen

drei Säulen nicht ein kleines Gebäude hätte herstellen können, einen Dreifuß, auf welchem für sie berauscher Weihrauch verbrannt wurde.

Und Frau Tina beschaute sich im Spiegel. Sie fand, daß sie noch sehr schön war, daß die Fülle ihrer Formen aber übermäßig zu werden drohte und daß eine angesehene gesellschaftliche Stellung für die späteren Jahre sicherer wäre als ihre Schönheit, über deren Vergänglichkeit alle entzückten Kennerlobsprüche des verliebten Kurt sie nicht zu täuschen vermochten.

Als im Frühjahr der Salon allmählich verödete und nur der alte Wucherer in dem reichen Speisesaale saß und mit seiner zynischen Kritik die Erfolge Tinas schmälern wollte, konnte sie darüber lächeln. Sie hatte diejenige Gesellschaft, die sie kannte, besiegt und schonte den Alten weniger als je.

Isaak Feigelbaum ließ alles über sich ergehen und pflegte nur bei dem einen oder dem andern vollklingenden Namen, der ihm nicht ohne Stolz genannt wurde, eine ausdrucksvolle Handbewegung zu machen, welche sagen wollte: An dem ist nicht viel, mit dem hab' ich zu tun gehabt. Als Tina aber einmal auch, ohne sonderlichen Nachdruck, den Herrn von Greisenitz erwähnte, da wurde der Alte sehr ernst. Er räusperte sich lange, bot endlich Tina die Hand und bat sie, die alten Neckereien zwischen ihnen zu vergessen und ihm in einer wichtigen Angelegenheit beizustehen. Es handle sich um Emma.

Tina war zu gutmütig, um nicht mit dem innigsten Anteil alles zu hören, was ihre kleine stille Schwägerin betraf.

Der alte Isaak hatte beschlossen, seine Tochter rasch zu verheiraten. Nur so glaubte er hoffen zu können, daß sie ihre Zufriedenheit und ihren lieben Gleichmut wieder erlangte. Dieser Herr von Greisenitz befasse sich – Tina dürfe diesmal nicht streiten – mit solchen Heiratsangelegenheiten. Und weil Emma sich zum Schmerz ihres Vaters bei Tina stets so wohl fühlte und weil der alte Isaak überdies das Geld dazu besaß, so war er einer noblen Heirat gar nicht abgeneigt. Eben jetzt stand die Unterhandlung so, daß Greisenitz schon morgen seinen Mann vorstellen wollte. Die Sache war vom Alten schlaue genug eingefädelt, damit weder er noch Emma bloßgestellt werden konnten.

Wer hätte dem Isaak Feigelbaum so viel Rücksicht zugetraut? Er selbst hatte sich dem Vermittler nicht als Schwiegervater vorgestellt, sondern einen minder reichen Mann mit einer schönen Tochter vorgeschoben. Auch der Bräutigam, oder der es werden sollte – ein Offizier a. D. –, durfte bei der Einführung nicht wissen, daß er für eine Heirat in Aussicht genommen sei. Er war Klient des von Greisenitz in beiderlei Beziehung und sollte glauben, daß dieser ihn zum alten Feigelbaum nur behufs einer Geldanleihe bringe. So war alles aufs beste geordnet.

Tina sollte nun – und das war des Alten Bitte – zur verabredeten Zeit bei ihm sein. Sie konnte in dem Comptoir des Kompagnons, dem Glasverschlage, sitzen und den Kandidaten beobachten. Bumcke ließ sich in dem »feinen« Bureau ja doch den ganzen Tag nicht sehen, weil ihn die kleine Kundschaft zu sehr in Anspruch nahm. Während so der Alte Gelegenheit hatte, die Geldverhältnisse zu prüfen, sollte Tina auf die persönlichen Eigenschaften achten. Sie verstehe sich darauf, habe ja die Emma lieb und werde gewiß sagen können, ob der Offizier – die Geldfrage abgerechnet – ein Mann für Emma sei. Tina sträubte sich wohl ein wenig; aber das Abenteuer reizte sie, und so ging sie, als auch Julius seine Bitte mit der des Vaters vereinigte, auf den Vorschlag ein.

Als sie tags darauf, den Besuchern des Comptoirs unsichtbar, hinter den gewellten Glasscheiben saß, überkam sie rasch ein übermütiges, abenteuerlustiges Gefühl. Da saß sie wie ein Zauberweib in ihrer Höhle und lauerte auf den Mann, dem sie nach Gutdünken das stille Mädchen zuführen konnte. Als Herr von Greisenitz mit nachlässigem Gruße eintrat, verwundert, seinen Mann noch nicht hier zu finden, wurde Tina ernster und nahm sich im Herzen fest vor, nicht leichtfertig zu handeln, nein, ihren ganzen Einfluß zugunsten der armen Kleinen aufzuwenden.

Der alte Feigelbaum forderte den Agenten auf, ihm doch jetzt endlich den Namen seines Heiratskandidaten zu verraten. Der Moment der Zusammenkunft sei da, die Prozente könnten ihm also nicht mehr entgehen.

Lachend gab Greisenitz zur Antwort: »Allerdings habe ich aus diesem Grunde bis heute nichts verraten, mein verehrter Halsabschneider. Sie hätten den Mann sonst schon ausgekundschaftet und sich ihm ohne mich zu nähern gewußt. Nun, da jetzt meine Beteiligung bei der zarten Angelegenheit nicht mehr zu leugnen sein wird, will ich den Mann nennen. O, es ist ein feiner Mann, ein hochfeiner Mann, liebster Feigelbaum! Ihre schöne Schwiegertochter . . . «

»Was wissen Sie von meiner Schwiegertochter? Was haben Sie meine Schwiegertochter schön zu finden? Lassen Sie meine Schwiegertochter! Was wollen Sie überhaupt von meiner Schwiegertochter?«

Mit heftigem Schreien suchte der Alte das gefährliche Gespräch aus Rücksicht für die Lauscherin abzubauen.

»Erhitzen Sie sich nicht so, lieber Feigelbaum, ich will ja noch gar kein Geld von Ihnen. Ich wollte nur sagen, daß Ihre schöne Schwiegertochter meinen Kandidaten sehr genau kennt und daß sie Ihnen die beste Auskunft geben wird. Und Ihre gute Tochter? Liebster Feigelbaum, wenn die Herren Eltern doch nur immer mich um Rat fragen wollten, so oft sie aus ihren

Kindern nicht klug werden können. Wir Freunde des Ehestandes wissen manches ebenso gut wie die Dienstboten, und die wissen bekanntlich alles besser als die Herrschaft.«

Bevor Feigelbaum den Sinn der Worte noch überlegt hatte, ertönte draußen ein lauter Schritt. Die Tür wurde ohne Klopfen aufgerissen, und Kurt von der Egge trat rasch ein. In dem Geräusch wurde ein leiser Schrei überhört, der innerhalb des Verschlages ausgestoßen worden. Und ebenso vernahm niemand, daß in der Wohnung nebenan ein Fenster mit zitternder Hand geschlossen wurde und ein bebendes Mädchen mit dem Ruf: »Mein Gott, mein Gott, was will er hier?« auf die Knie niedersank.

Kurt begrüßte den Wucherer obenhin und bat seinen Kameraden, indem er ihm für die freundliche Einführung dankte und seiner Erkenntlichkeit versicherte, ihn nun zur Anknüpfung der wichtigen Unterredung mit dem lieben Papa Feigelbaum allein zu lassen.

»Sie haben recht, lieber Egge,« sagte Greisenitz lachend. »Bei so intimen Herzensergüssen im Schoße der Familie ist der Fremde lästig. Adieu!«

Feigelbaum, der in entsetzliche Aufregung geraten war, als er den schönen Kurt erblickt hatte, rang nach Fassung; er wußte nicht, ob er den ungenierten Kavaliere als Geldsucher oder als Freier um seine Tochter behandeln sollte. Kurt ließ ihn nicht lange darüber in Zweifel.

»Nun sagen Sie mir rasch, Papa Feigelbaum, würden Sie mich zum Schwiegersohn haben wollen? Ja oder nein?«

Der Alte war ein gewiegter Geschäftsmann, der sich nicht so leicht aus der Fassung bringen ließ. Hier an derselben Stelle hatte er schon manchen verzweifelten Schuldenmacher einen tollen Galgenhumor heucheln gehört, hier hatte er selbst über Heiliges und Profanes seine greulichen Scherze gemacht. Aber über das Herz seiner Tochter wollte er nicht auf diesem Fuße verhandeln. Dieser Herr von Egge brachte ihn auf wie nie noch der saumseligste Schuldner. Und doch konnte er ihm nicht antworten, wie er im ersten Unwillen wünschte. Wenn er für seine Tochter aus diesen Kreisen einen Mann suchte, dann war ein Herr von der Egge, war dieser Kurt von der Egge nicht so von der Hand zu weisen. Papa Feigelbaum überschlug rasch, was an diesem Freier Empfehlenswertes war: der stolze Name, die prächtige Erscheinung, das gegen Damen immer galante, immer aufmerksame Wesen. Nein, Papa Feigelbaum durfte diesem Freier seinen Haß nicht zeigen; Kurt wurde sicherlich ein schlechter Schwiegersohn, aber wahrscheinlich ein guter Ehemann, und um seine Verlegenheit zu bemänteln, auch um den von der Egge zur Strafe für seine Überlegenheit nun selbst in Verwirrung geraten zu lassen, faßte er einen kühnen Entschluß.

»Ihr Freund Greisenitz – ein teurer Freund, Herr von der Egge, was? – hat mir schon – und die Ehre ist auch – aber ich weiß nicht – ich hab’ mir gedacht, daß – weil meine Schwiegertochter Sie doch so gut kennt – Ich bin ein bescheidener Mann – Tina, komm herein! – Sie können inzwischen mit der Tina – ich werd’ zu meiner Tochter – Wenn Emma – Sie wissen, man ist ein Vater – ich bin gleich wieder da.«

Und Kurt stand allein, dem schönen Weibe gegenüber, das die Glastür geöffnet hatte und den bisherigen Freund mit entsetzten Blicken maß. Kurt versuchte der peinlichen Lage ein Ende zu machen, indem er sich zu seinem gewohnten Lächeln zwang und wie mit leichter Selbstironie die Hände zusammenschlug. Tina blickte beiseite und biß sich auf die Lippen. Als aber Kurt, immer lustig, auf sie zutrat, beide Hände um ihre Schultern legte und sie an sich ziehen wollte, da riß sie sich heftig von ihm los und warf sich still weinend in den weiten alten Polsterstuhl, in welchem Papa Feigelbaum über seinen Büchern zu brüten pflegte.

Sie war aufs tiefste ergriffen. Sie empfand plötzlich Furcht vor diesem Betrüger ihres Herzens. Sie hatte es zwar von ihrem mitteilsamen Gatten erfahren, daß ihr Anbeter kleine Anleihen bei ihm zu machen nicht verschmähte, aber sie hatte diese Nichtswürdigkeiten noch niemals so bitter empfunden. Sie sah in Kurt von der Egge immer noch den leichtsinnigen Lebemann, den Frauenjäger und Geldverschwender, der

auf das Leben losstürmte, solange es ihm eine Blume zu pflücken bot, der aber ebenso wild mit der Pistole in der Hand aus dem Leben auch hinaustollte, wenn die Ehre in Frage kam. Die unentweihete Mannesehre, das war ja der Adel, der diese Geburtsaristokratie von ihrem Julius und seinem Genossen unterschied! Und dieser Kurt stand jetzt da, vor ihr, ohne die Augen niederzuschlagen, und warb um die kleine häßliche Schwägerin des angebeteten Weibes, warb um die Tochter des jüdischen Wucherers, warb um viele hunderttausend Taler und viele hundert Sommersprossen. War das ihr Kurt? War's ein Abenteurer, ein Verbrecher? Ein Grauen vor diesem Heuchler überschlich sie. Und wenn er in allem ein Lügner war, war dann seine Liebe echt?

Kurt hatte sich mit dem Rücken gegen das Fenster gelehnt, damit Tina seine Züge nicht genau sähe. Er bezwang mit Mühe seine Erregung und warf unruhige, lauernde Blicke auf das Weib, dessen Seelenqualen er ahnte, das ihn aber jetzt nicht verraten konnte, nicht verraten durfte, er versuchte noch einmal, sie rasch wiederzugewinnen.

»Ich wollte immer und ohne Aufsehen in Deiner Nähe bleiben,« begann er.

Sie aber wandte nur ihren Kopf, um ihm mit einem schmerzlichen Blicke zu sagen, daß sie ihm nicht glaube und daß er nicht fortfahren solle. Da preßte er einen Fluch zwischen den Zähnen heraus und erwartete schweigend die Rückkunft des alten Wucherers.

Während der Alte über den Flur hinweg seiner Privatwohnung zuschritt, überlegte er schnell, wie er seiner empfindsamen Tochter die von ihm geplante Heirat vorschlagen sollte. Emma war so ganz aus der Art geschlagen. Sie hatte nicht nur kein Herz fürs Geschäft, sie dachte gewiß auch übers Heiraten wie das erste beste Bürgermädchen, das sich ihren Zukünftigen nach dem so täuschenden ersten Eindruck – was weiß der alte Isaak – im Theater, beim Tanzen, auf der Straße aussucht. Der Alte empfand es unklar, daß er die zarten Gefühle seiner für ihn merkwürdigen Tochter schonen mußte, aber er sann umsonst über die Form für seine Mitteilung.

Bei seinem Eintreten in das gemeinsame Wohnzimmer saß Emma wieder am Fenster und starrte mit glühenden Wangen über ein offenes Buch hinweg auf die Straße. Sie wagte es nicht, den Vater anzusehen, der keine Worte fand und unruhig in der Stube auf und ab ging. Endlich brach er ungeduldig das Stillschweigen.

»Der Hauptmann von der Egge ist drin bei mir,« rief er kurz und ohne das Mädchen anzusehen. »Willst Du ihn zum Mann?«

Alles Blut war aus Emmas Gesicht beim ersten Worte des Vaters gewichen. Bei der brutalen Frage jedoch fuhr sie wieder heiß errötend in die Höhe. Sie preßte beide Hände vors Gesicht, schloß die Augen und blickte dann zu dem erstaunten Manne ängstlich hinüber.

»Vater,« begann sie. »Nicht wahr, Du treibst nicht Deinen Scherz mit mir? Verzeih! Ihr habt es gewiß alle erraten, daß ich ihn so wahnsinnig liebe; da fürchtete ich, Ihr könntet Euch über mich lustig machen. Vater, ist es wirklich wahr? Kurt, Kurt liebt mich wieder, Kurt begehrt meine Hand? Vater, Vater, ich wäre ja gestorben ohne ihn und habe doch niemals im Wachen daran gedacht, daß es möglich wäre.«

Sie fiel dem Alten um den Hals und begrub ihr Köpfchen an seiner schmutzigen verschossenen Samtweste.

»Vater,« fuhr sie fort, »frag mich jetzt nichts, führ ihn auch nicht zu mir. Ich kann ihn nicht sehen, ich würde auf die Knie niederfallen vor ihm und seine Hände küssen. Niemand außer Dir, Vater, liebster Vater, darf wissen, daß ich gestorben wäre ohne ihn. Auch er soll's jetzt noch nicht wissen; er braucht ein stärkeres Weib, er würde mich verachten müssen, wenn er alles wüßte. Hätte er nur mit den Augen gewinkt, ich hätte an seinem Halse gelegen. Und er ist so edel, so gut, jetzt kommt er selbst. Geh Vater! Und wenn ich nun vor lauter Glück sterben sollte, so führ ihn morgen zu mir: er soll mir die flache Hand auf die Stirn legen, und ich wache wieder auf!«

Und Emma flog in ihr Zimmer, um dort, ungesehen, ungestört, erst all den Schmerz der letzten Monate auszuweinen; morgen, morgen wollte sie dann ein starkes Weib werden, würdig des schönsten, des besten Mannes aus dem deutschen Adel.

Nach langem Zaudern erst kehrte Isaak zu den Harrenden zurück, die noch immer in stummem Trotz einander gegenüberstanden. Isaak war so vorsichtig, die Leidenschaft seiner Tochter nicht zu verraten; er begnügte sich zu sagen, daß Emma für den Herrn Hauptmann sehr eingenommen sei. Kurt jedoch bewies durch sein überlegenes Lächeln, daß er sich seines Eindrucks auf das stille Mädchen wohl bewußt war. Jetzt erst erinnerte sich Isaak an die Rede des Vermittlers und begann zu ahnen, daß Kurt mit sicherer Überlegung das Herz seiner Tochter gefangengenommen hatte. Doch nach den wilden Reden des verliebten Mädchens war alles Besinnen umsonst; Isaak mußte froh sein, daß seine Tochter nicht starb, daß der Hauptmann seine günstige Lage nicht zu den härtesten Bedingungen ausnutzte.

Freilich, auf seinen Vorteil verstand sich dieser Schwiegersohn. Erst wurde Tina höflich, aber nachdrücklich gezwungen, das Zimmer zu verlassen, dann begann zwischen dem Vater und dem Bräutigam eine lange nervöse Unterredung, in welcher von vielen Dingen, am wenigsten von Emma die Rede war. Der alte Isaak zitterte oft vor Sorge und Zorn, er wischte sich mit seinem buntseidenen Taschentuch oft den Schweiß von der Stirne, aber der schöne Kavalier ließ nicht nach. Als ob er Isaaks Zwangslage gekannt hätte, so gab er von seinen Plänen und Ziffern auch nicht eine einzige preis. Als er endlich mit einem gutmütigen

Gruße für Emma, die er morgen früh zu besuchen versprach, das Haus verließ, ohne sich umzuschauen, da stand Emma hinter der Gardine verborgen und streckte mit unsäglich verlangendem und dankbarem Blick die Hände nach ihm aus.

Der alte Isaak saß noch immer in seinem Polsterstuhl, und wieder tauchten vor seinen Augen die Gestalten der Zukunft in greifbaren Formen auf. Er starrte stöhnend vor sich hin, immer ängstlicher zuckten seine Züge, immer tiefer sank sein grauer Kopf zwischen den Schultern ein. Dann fuhr er einmal auf, als hätte er sein Kind sterben sehen; rasch aber wischte er mit beiden Händen das Bild vor seinen Augen aus, versuchte über seine Gesichte zu lächeln, ging aber immer noch tief bekümmert zu seiner Emma.

Erst einige Stunden später, als Emma aufjauchzte und auflachte, daß ihr unscheinbares Antlitz sich verschönte und dem sorgenden Vater wie der Abglanz unbekanntem, niemals geahnten Glücks erschien, da verschwor sich der Alte, sein Mißtrauen gegen den Geliebten der Tochter zu besiegen und nur treu über Emmas Glück zu wachen. Zärtlich faßte er den roten Lockenkopf, und während er mit seinen harten Fingern über das Haar strich, betete er leise einen hebräischen Segensspruch zum Heile des Mädchens.

5. KAPITEL

Kurt kam am nächsten Morgen wieder, und Emma versuchte sich ein wenig ruhiger und gefaßter zu geben, als sie empfand. Es gelang ihr nicht sonderlich. Heiße Röte flog in ihre Wangen, wenn Kurt sie mit dem Finger berührte. Und wenn er, wie schon während ihrer ersten Unterredung, ab und zu wie geistesabwesend vor sich hinstarrte und auf ihre ängstlich entschuldigenden Reden nicht acht hatte, so konnte sie ihn so lange aus ihren großen Augen ansehen, bis ihr die Tränen hervortraten.

Kurt achtete nicht darauf. Es lag das vielleicht nur an seiner Eile. Auch dafür, daß er nicht der eifrigste, aufmerksamste Bräutigam war, daß er sich nicht beeilte, sie in seinen Kreisen vorzustellen, daß er auch für Besuche bei Emmas Verwandten und Bekannten keine Zeit hatte, sollte seine Eile eintreten.

Es drängte ihn so sehr, es war seinem ruhelosen Naturell so entsprechend, daß er die Hochzeit über sechs Wochen festgesetzt wissen wollte.

Niemand außer Emma glaubte ihm so recht, aber sein Wille geschah.

Der alte Isaak erheiterte sich nur für Augenblicke, wenn er bei Tische das still verklärte Gesicht seiner Tochter ansah; sein Sohn Julius wußte sich nicht wenig mit dem hochgeborenen Schwager, und da Julius fast ganz allein die Kosten des Bräutigamstandes tragen, sogar den Blumenhändler, der seiner Schwester nun

täglich regelmäßig Bouquets ins Haus schickte, bezahlen mußte, so war ihm eine Beschleunigung der Hochzeit gar nicht unlieb.

Tina konnte mit keinem Menschen von dem sprechen, was in ihrer Seele vorging. Wohl hatte sie einmal daran gedacht, Heinrich ins Vertrauen zu ziehen, ihm ehrlich die entsetzliche Lage zu gestehen und um Emmas Willen seinen Schutz gegen den übermütigen Freier zu erbitten. Als der ernste Mann jedoch in gemessener Weise seinen Besuch machte und seinen Glückwunsch kühl und mit einem kaum wahrnehmbaren Ton der Sorge vorbrachte, da schämte sie sich ihres Wankelmuts und schwieg.

Um so energischer war sie bereit zu beschleunigen, was sie nicht zu verhindern wagte. Das Hochzeitsfest mußte natürlich bei ihr gefeiert werden. Und in ihren vielen Bemühungen, das Ganze nach ihrer Weise zur Genugtuung für ihre Hausfrauenehre und zum Schmuck ihres Salons herzurichten, vergaß sie erst auf Stunden, dann aber völlig, was dieses Fest für sie bedeuten mußte.

Und Emma? Je weniger sie allmählich sprach, desto feinhöriger horchte sie auf jede kleinste Veränderung in der Stimme des geliebten Mannes. Und auch sie freute sich aus mancherlei Gründen auf die nahe Hochzeit. Das Glück, ihm ganz anzugehören, wagte sie freilich nicht auszudenken; das wäre Wahnsinn, das wäre Raub an der Zukunft gewesen, Aber sie empfand mit

ihrem Kurt, daß er sich in den Räumen des alten Lagerhauses, in den unbehaglichen, mit abgepfändeten Möbeln dicht gefüllten Stuben, wo er sie täglich, nein, fast täglich besuchte, nicht heimisch werden konnte, nicht heimisch in der Gesellschaft ihres Vaters. Ja, es war ruchlos von ihr, aber sie konnte nicht anders, sie mußte ihren Mann in einer seiner würdigen Umgebung für sich allein haben, um seiner ohne Scheu froh werden zu können.

So freute sie sich recht über die Eile, mit welcher Kurt alles betrieb. Er nahm sogar für vierzehn Tage, welche noch bis zum Hochzeitstage ausstanden, Urlaub, um seine ganze Familie, wie er sagte, zur Feier einladen zu können. Mit scharfer Betonung fügte er hinzu, seine Braut hätte in ihren Verhältnissen zu Gott und den Menschen sicherlich noch manches zu ordnen. Er wolle sie nicht stören. Und so reiste er ab, vorerst nach dem Gut des alten Egge.

Emma hatte den Teuren wieder rascher als alle anderen verstanden, ihr Übertritt zum Christentum mußte ja selbstverständlich vor der Hochzeit erfolgen. Kurt hatte das zwar nicht in ausdrücklichen Worten verlangt, aber er hatte ruhig die Kirche bestimmt, in welcher die Trauung stattfinden sollte und hatte dabei den alten Isaak so launig – der Alte sagte »giftig« – angesehen, daß ein Mißverstehen ausgeschlossen war. Emma faßte damals erregten Herzens den raschen Entschluß,

ihren Glaubenswechsel vorzunehmen, ohne den altgläubigen Vater erst durch eine Beratung zu kränken; ihr selbst war das Judentum als Religion stets fremd geblieben, sie hatte den Vater nur mechanisch die alten Bräuche üben gesehen, und daß sie Kurt zuliebe Christin werden sollte, das schien ihr eine freudige Aufgabe, wie wenn sie ihr Hochzeitskleid selbst hätte nähen müssen. O, wie gern!

Unter den unfehlbaren Gästen ihrer Schwägerin befand sich ein evangelischer Geistlicher, Dr. Braumann, der ihr einmal während des Essens die Irrtümer des Judentums vorgehalten und sich gerühmt hatte, wie viele Juden schon durch seinen Eifer zum Ablegen ihres Unglaubens geführt worden wären. Schon damals hatte sie in ihren lebhaften Träumen immer den feisten Dr. Braumann vor sich gesehen, wie er sie in der Christenlehre unterwies und schließlich ihre und Kurts Hände ineinanderfügte. Jetzt beschloß sie, von der gefälligen Tina geleitet, den Judenbekehrer aufzusuchen und seine guten Dienste in Anspruch zu nehmen. Mit offenen Armen wurde sie aufgenommen.

In einer Viertelstunde waren alle inneren Schwierigkeiten beseitigt, und Tina hatte Mühe genug, sich selbst dem Glaubenseifer des freundlichen Predigers zu entziehen. Emma aber lernte wie in ihrer Kindheit alles, was Dr. Braumann von ihr verlangte, und

da sie ein weiches Gemüt besaß und manche Forderung der Evangelien wörtlich mit den Lehren zusammentraf, die sie einst als fleißige Schülerin empfangen hatte, so vollzog sich der Glaubenswechsel bei ihr ganz unmerklich. Mit ihrem Bekenntnis stand es zwar noch schwach; aber Dr. Braumann war kein strenger Dogmatiker, er verlangte weniger die Teilnahme des Verstandes als des Gefühls und gab der jungen Christin einige mystische erbauliche Schriften in die Hand. So träumte sich Emma rasch in ein eigentümliches, herzliches Christentum hinein, das aus pietistischen, nationalistischen und echt evangelischen Elementen bunt genug zusammengesetzt war; doch sie war glücklich darin und erwartete in ernster Seligkeit die Rückkehr ihres Bräutigams.

Kurt hatte bei dem unerschöpflichen Julius eine neue, große, letzte Anleihe gemacht und mit dem Geld in der Tasche die Stadt verlassen. Er ließ sich aber Zeit, bevor er auf Eggerwitz erschien. Zuerst reiste er nach einer kleinen märkischen Stadt, in welcher sein früheres Regiment stand. Dort versuchte er durch nobles keckes Auftreten seine ehemaligen Kameraden zu dem alten Ton zu zwingen. Es gelang nur unvollständig; der Oberst und die anderen höheren Offiziere waren für ihn nicht zu sprechen. Nur unter den jungen Leuten fand er einige lustige Brüder, welche geneigt waren, die lärmende Gastfreundschaft anzunehmen, mit welcher er in der kleinen Stadt bald Ärger erreichte.

Schon nach wenigen Tagen mußte er jedoch bemerken, wie sich einer nach dem andern zurückzog, als ob das Treiben des Zurückgekehrten »oben« nicht mit günstigen Augen angesehen würde.

Kurt knirschte vor Wut; er durfte nicht einmal wagen, einen der Abtrünnigen, der Feiglinge und Streber, wie er sie hinter ihrem Rücken nannte, offen zu beleidigen. Das Schrecklichste stand ihm dann wohl bevor: Er wollte es nicht erleben, für »nicht satisfaktionsfähig« erklärt zu werden.

Glücklicherweise war es nun die höchste Zeit, wenn er den Alten noch aufsuchen wollte. Kurt fürchtete sich wie ein Knabe vor dem Blick des Familienoberhauptes, aber es mußte sein. Kurt kaufte für sein letztes Geld einen Fuchs und ritt die drei Meilen nach Eggerwitz hinüber. Das junge Pferd fühlte während des raschen Rittes den bisher verhaltenen Zorn seines Reiters.

Als Kurt gegen Mittag endlich die hohen Pappeln, welche das stattliche Wohnhaus von Eggerwitz umgaben, vor sich sah, nahm er die Zügel fester in die Hand und ritt langsam näher. Da knallte plötzlich ein Schuß, der den Fuchs beinahe scheu gemacht hätte.

Links von der Allee, auf dem kleinen Eggerwitzer See, stand ein schlanker Jüngling allein in einem bedenklich schaukelnden Boot und vergnügte sich offenbar damit, sich im sicheren Schießen auf schwankendem Boden zu üben. Jetzt erblickte er den Reiter, hielt die Hand über die Augen und rief laut: »Willkommen,

Onkel Kurt!« herüber. Kurt antwortete mit einem wilden Fluch und ritt weiter.

So lebte also Bruno, der Liebling des Alten. Wenn dieser Junge nicht war oder wenn er plötzlich ins Wasser fiel und versank, wenn ihm sonst ein Unfall zustieß – Kurt hielt unwillkürlich an und faßte nach der Pistole im Halfter –, dann war Kurt von der Egge der einzige männliche Sproß dieses Hauses, dann mußte der Alte wohl doch ihn als seinen Erben anerkennen, dann brauchte er Emmas schmutziges Geld nicht, dann war er der Meister seines Schicksals! Und die alte dumme Geschichte? Bah, der Herr von Eggerwitz würde schon mit der Vergangenheit fertigzuwerden wissen.

Kurt richtete sich hoch im Sattel auf und zog die Pistole hervor. Er wußte wohl, daß die kleine Kugel nicht auf die halbe Entfernung trug; aber mit bösem Lächeln zielte er zu seinem Spaß auf den verhaßten Jüngling, der nun die Ruder rührte, um nicht zu spät im Hause einzutreffen. Kurt drückte ab und steckte die Waffe ärgerlich lachend wieder ein. Bruno aber hatte den Schuß für einen Gegengruß des Hauptmanns gehalten und rief abermals ein Willkommen hinüber.

Indessen gab Kurt seinem Pferde schon die Sporen und war binnen wenigen Minuten auf dem Hofe angelangt. Dort übergab er seinen Fuchs rasch einem Tagelöhner und eilte ins Haus; er mußte den Alten überfallen, wenn er gewiß sein wollte, vorgelassen zu werden.

Er klopfte kurz an und trat, ohne auf die Erlaubnis zu warten, in die große schmucklose Wohnstube.

Hier saß Herbert von der Egge in seinem Arbeitskittel, den weißen Kopf mit einer Landwehrmütze bedeckt, vor einem Wirtschaftsbuche und rechnete. Als er den Gast erkannte, fuhr er überrascht auf und richtete sich steif in die Höhe.

»Hoho, ist Matthäi am Letzten, daß man zum Onkel Herbert gelaufen kommt? Doch verzeih, ich bin der Wirt. – Hannes, eine Bouteille vom Rotgesiegelten. Rasch – und dann mach, daß Du fortkommst, Hannes, und dem Pferde auch gutes Futter gibst. – Was willst Du von mir, Kurt?

»Ich heirate morgen und komme, Sie zur Hochzeit einzuladen.«

»Was Du sagst! Du heiratest! Und morgen schon? Geht ja recht eilig. Ist aber doch schön; ich hätte nie geglaubt, daß Dich noch eine nimmt.«

»Großvater!«

»Willst Du vielleicht gar den Empfindlichen spielen? Nun, Du hast recht, ich bin der Wirt. Also es wundert mich gar nicht, daß Du heiratest, wenn Dir's so lieber ist. So so, darf ich auch fragen, wen Du heiratest? Natürlich nicht aus unserem Kreise, natürlich, versteht sich. Aber wo hast Du Dir denn Deine Braut hergeholt?«

»Ich habe sie bei Auenheims kennengelernt,« sagte Kurt mit herausforderndem Lachen.

»Bah! So – Junge, Du hast doch nicht meine schöne Clemence gewonnen? Dann soll . . . «

Der alte Herbert stand erregt auf. Aber schon war Kurt mit purpurrotem Gesicht aufgesprungen und rief: »Wenn Sie mich verspotten wollen, so gehe ich wieder!«

Der Alte ging einige Mal stumm auf und ab; dann blieb er vor Kurt stehen und sagte gütig: »Nichts für ungut, Kurt! Verzeih mir der Himmel, mir kam aber in diesem Augenblick der verwünschte Einfall wieder. Wir Alten leben zu sehr in der Vergangenheit. Du weißt ja, Kurt, früher warst Du zum einstmaligen Haupt der Familie bestimmt und solltest darum die Clemence heiraten. Das war früher.«

»Quälen Sie mich nicht!«

»Als es dann nicht mehr möglich war, mußte ich mich an Bruno halten, ich hab's nie vor Dir verleugnet, daß ich mit dem Tausch sonst ganz zufrieden war. Bruno soll auch das Evchen heimführen, ja, guter Stamm soll beieinander bleiben; wir sind nicht katholisch. Da geht denn die Clemence leer aus, und wenn ich Dich so vor mir seh', so schlank und frei und – Donnerwetter, so äußerlich ganz ein Egge, da fällt es mir wieder einmal ein: Es wär ein schönes Paar geworden! Wer einmal ein Egge war, der kann nicht ganz verlorengelassen, und wenn eine es vermöchte, Dich wildes Roß zu lenken, Clemence vermöchte es, die liebe Nonne die.«

Herbert stützte seinen Kopf auf die Hand. Auch Kurt schwieg einigermaßen bewegt. So hatte er sich den Empfang nicht vorgestellt; er glaubte in dem Alten seinen unerbittlichen Feind zu sehen und hatte sich auf einen ernsten Kampf gefaßt gemacht. Nun sah er, daß die lange Fernhaltung viel verändert hatte. Der alte Chef des Hauses zeigte noch immer die frühere Unerbittlichkeit. Aber es war kein Zweifel, der alte Herr war weichmütiger geworden. Kurt wollte seinen Vorteil wahren, rückte dem Alten näher und reichte ihm die Hand hin. Da fuhr der Alte aus seinem Sinnen auf und, ohne die dargebotene Hand zu berühren, fragte:

»Wen heiratest Du?«

»Eine Jüdin.«

»Auch das noch!«

»Natürlich wird sie Christin.«

»Einerlei. Der Vater?«

»Nun, ein Jude!«

»Wie vornehm Du das sagst. Ein Jude! Die Egges haben ihre Grundsätze bisher nicht vom Pöbel geborgt. Wer wie ich die Befreiungskriege mitgekämpft hat, der weiß den Menschen in jedem Kleide zu schätzen. Oh, es gibt Juden und Juden! Deine Großtante, meine selige Mutter, war eine Französin, nicht wahr? Und Du weißt ebenso, wie ich die Franzosen hasse. Und nun – Juden sind noch lange keine Franzosen. Schnell, wer sind Deine neuen Verwandten?

»Der Bruder ist eine Art Getreidehändler.«

»Landmann und Getreidehändler, das gehört zusammen,« lachte der Alte ungeduldig. »Aber der Vater, der Vater!«

»Was liegt denn am Stande des Vaters! Nach Deinen liberalen Prinzipien sind die Kinder für das Leben der Eltern nicht verantwortlich zu machen!«

»Kurt! Reize mich nicht, Junge! Wenn der Vater ein armer Schlucker ist – meinetwegen! Ist er aber reich und heiratest Du sein Geld – still –, so kommt es doch darauf an, ob ein anständiger Mann es anfassen darf oder nicht. Woher kommt das Geld Deiner Braut? Die Wahrheit! Ich bin nicht leichtgläubig.«

Kurt zuckte höhnisch die Achseln.

»Ich sagte es Ihnen ja; er ist ein Jude, ein Wucherer, was weiß ich? Ein Herr Feigelbaum.«

Der alte Freiherr stand langsam und feierlich auf und sprach, die Fäuste auf den Tisch gestützt, mit kühler Höflichkeit wie ein Fürst, der eine lästige Audienz beenden will:

»Nehmen Sie meinen pflichtschuldigen Glückwunsch entgegen, Freiherr Kurt von der Egge. Sie werden mich entschuldigen, wenn ich mit Rücksicht auf meine gebrechlichen Kräfte« – der Alte lachte dabei grimmig und ließ die rechte Faust wie einen Hammer auf die Tischplatte fallen – »darauf Verzicht leiste, der Trauung als Zeuge beizuwohnen. Auch werde ich in Ihrem Hause niemals essen können. Ich fürchte mich vor dem Silberzeug des Herrn Feigelbaum. Und so wird Ihnen

und Ihrer Frau Gemahlin nichts anderes übrig bleiben, als auch mich nicht zu besuchen.«

Der Alte verbeugte sich, als wäre Kurt entlassen. Der biß sich auf die Lippen und wandte sich zum Gehen. Er hatte schon die Türklinke in der Hand, da wandte er sich noch einmal um:

»Ist das Ihr letztes Wort? Auch ich bin ein Egge und wahrhaftig nicht der am wenigsten Starrsinnige. Und wenn Ihr mich alle auf die Straße stoßt, einer alten dummen Geschichte wegen, so sollt Ihr noch erfahren, daß auch ich von den Egges abstamme, die einst auf den Straßen mordeten!«

»Drohungen?« schrie der Alte außer sich. »Ich aber bin nicht feig und schwach und verliebt wie die arme Bäckerstochter, die sich von Dir einschüchtern ließ, als sie Dich ins Zuchthaus bringen konnte! Hinaus, wenn Du drohen willst!«

Sofort schlug Kurt einen anderen Ton an.

»Ihr treibt mich zur Verzweiflung,« rief er schmerzvoll aus. »Meinen Sie denn, Großvater, es falle mir so leicht, dieses gute Judenmädchel zu heiraten? Aber es ist die einzige Rettung für mich. Ich habe kein Haus, keinen Beruf, kein Geld! Ihr werdet mir das alles nicht geben! Unsere Welt will nichts von mir wissen! Wo finde ich anderswo ein Mädchen, welches mehr für mich täte, als mich mit ihrer Liebe beglücken. Diese Emma wird mich retten; sie gibt mir ein Vermögen und ein Haus. Das alles zu verwalten – ist schon ein Beruf für

mich Vagabunden! Ich werde wieder aufatmen! Aber ich brauche meine alte Welt, um in dieser Umgebung nicht trotzdem zu ersticken. Wenigstens meine Familie wird, darf mich nicht fallen lassen!«

Der Alte hatte teilnahmsvoll zugehört.

»Du bist ein guter Schauspieler,« sagte er. »Geh zu Auenheims, sie sollen Deiner Trauung beiwohnen. Mein Herr Schwiegersohn mag mich meinetwegen auch vertreten. Ich aber, ich werde mit der Frau von Egge, geborne Feigelbaum, nie ein Wort zu sprechen haben, niemals!«

Kurt ging finster davon. Unten auf dem Hofe traf er Bruno, der nicht müde wurde, den feurigen Fuchs zu bewundern. Kurt wollte den langweiligen Weg bis zur Eisenbahnstation, von wo er in zwei Stunden Berlin erreichen konnte, zu Wagen zurücklegen. Einem plötzlichen Einfall folgend machte er seinem Neffen das prächtige Tier zum Geschenk. Der Bursche sollte sich auf dem Rücken des bösen Tieres nur tüchtig herumtummeln. Bruno vergaß fast zu danken, so sehr war er von dieser Großmut verblüfft. Kurt aber fuhr davon und stieß zwischen den Zähnen hervor:

»Vielleicht erhalt' ich morgen noch vor der Trauung ein Telegramm, daß der Kerl den Hals gebrochen hat; dann wär' das Pferd bezahlt. Ach was, es ist ein Einsatz wie ein anderer.«

Und als er einige Monate später von Bruno einen Dankbrief bekam des Inhalts, der Fuchs sei jetzt famos

zugeritten und so zahm, daß Bruno ihn während der freiwilligen Dienstzeit – Bruno wollte auf der Flotte als Matrose dienen – der Cousine Clemence zur Verfügung gestellt hatte, da lachte Kurt auf und sagte nur: »Den Einsatz verspielt.« –

Die Trauernachricht traf also vor der festgesetzten Stunde nicht ein; Kurt mußte nach Berlin eilen, sich die Teilnahme derjenigen Personen zu sichern, die er zu Zeugen seiner Hochzeit machen wollte. Er ging vor allem zu Auenheims, an welche er gleich nach der Verlobung geschrieben hatte. Die Damen sagten ihre Gegenwart ohne weiteres zu, und auch der Vater ließ sich gern überreden.

Tina war es in den letzten unruhigen Tagen vor der Vermählung vollends gelungen zu vergessen, was zwischen ihr und dem Bräutigam vorgefallen. Sie lebte nur für den großen Hochzeitsball, bei welchem die vornehmen Auenheims ihr Haus besuchen mußten, bei welchem auch die Zurückhaltenden von Kurts Freunden sich einstellen wollten. Sie hatte diesen seltenen Gästen zu Ehren die Einladungsliste oft und oft verkleinert und dadurch stets verbessert. Nur in wenigen Ausnahmefällen durften die Namen der reichen Geschäftsfreunde stehenbleiben. Großer Reichtum galt für diesen Tag nichts, wenn er nicht wenigstens durch ein paar hübsche Töchter, einen Orden oder Titel entschuldigt war. Dagegen wurde ängstlich alles versammelt, was Kunst und Geist bedeuten wollte und konnte.

Zwei Tage lang hatten Julius und Tina nichts anderes zu tun, als bald gemeinsam, bald getrennt überall da Besuche zu machen, wo eine Zusage Schwierigkeiten kostete. Julius befand sich nicht wohl dabei; die jungen Künstler machten so seltsame Gesichter, wenn er ein falsches Zitat aus »seinem« Schopenhauer vorbrachte. Und anstrengend war dies ganze Treiben, so anstrengend, daß Julius zweimal täglich die Wäsche wechseln mußte. Und durch das Wäschewechseln wurde die Sache ja nur noch anstrengender. Es sei ein *cercle vicinal*, klagte er schmerzlich.

Tina aber war fröhlich. Alles gelang. Auf diejenigen Gäste, welche für sie die Zierde ihres Salons bedeuteten, durfte sie rechnen. Als Zeugen ihres Triumphs mußten mehr als hundert andere kommen; sie mußte heute beneidet werden.

Schon gestern bei dem bürgerlichen Trauungsakte hatte sie eine Probe ihres Talents abgegeben. Wie nett hatte der Beamte ihr zuliebe die Promenadenzeit zur Vornahme der feierlichen Handlung bestimmt; wie prächtig hatte sich der Wagenzug gemacht, der mit einem ganz kleinen Umwege die Siegesallee berührte. Das Wetter war köstlich. Und ihre Standesamts-Toilette! Das war kein Einfall mehr, das war eine Dichtung! Das dunkle Kleid mußte dem Beamten sagen: »Ich nehme Dich nicht für voll! Ich bin nur provisorisch. Morgen erst ist Hochzeit. Da die Ziviltrauung

aber einmal eingeführt ist, so will ich Dir doch zeigen, wie eine vornehme Dame auf dem Standesamt erscheint.«

Heute, am Hochzeitstage, war Tina die bescheidene Hausfrau, welche man neben der schwer geschmückten, von dem Reichtum ihrer Juwelen fast erdrückten Braut nicht bemerken sollte. Sie konnte nichts dafür, wenn man sie doch bemerkte, wenn schon in der Kirche aller Augen auf sie gerichtet waren, wenn beim Diner sogar der Bräutigam die verwirrte Braut einmal verließ, um der guten Hausfrau mit warmen Händedrücken seinen Dank so lebhaft auszusprechen, daß sie rot wurde, und daß ihr Nachbar, der schöne Auenheim, sie mit der Wirkung necken durfte, die sie wie eine Helena sogar auf alte Herren – sein Lächeln sagte, daß er sich selbst meinte – ausübte.

Der schöne Auenheim fühlte, daß er neben der üppigen Frau glänzte und mit ihr ein wirklich malerisches Bild abgab. Jeder mußte das zugeben. Sogar Julius, der Frau von Auenheim zu Tische geführt hatte, sagte, daß die Egges alle schöne Leute seien, daß seine Frau ihnen jedoch nichts nachgebe. Und Frau von Auenheim lächelte dazu milde wie zu allem, was Julius zu ihr redete, während er stöhnend innerlich den Toast überlegte, den er als Vertreter seines Vaters sprechen mußte. Der alte Isaak saß abseits zwischen zwei prächtig frisierten Kommis festgebannt, er durfte nicht laut reden, damit niemand auf ihn aufmerksam würde. Erst als die Braut

sich einmal weinend erhob und sich dem Alten an die Brust warf, fiel es den Hochzeitsgästen ein, daß dieser seltsame Herr, der keinen Bissen berührte, seine lauernden Blicke feindlich über die Tafel schweifen ließ und ab und zu mit häßlichem Grinsen an seinem Frack oder seiner weißen Binde riß, der Vater des Hausherrn war.

»*Soyons amis*, Tina!« hatte Kurt zu Tina gesagt, als er das letzte Mal an sie herangetreten war.

Und Tina hatte sich froh mit ihm versöhnt. Sie sah schon den Kavalier bei seinen einstigen Kameraden in Gnaden aufgenommen, sah ihn seine alten glänzenden Verbindungen wieder anknüpfen, sah ihn dabei der schönen Schwägerin, der Tina Feigelbaum, vielleicht einmal der Tina »von« Feigelbaum zu Füßen liegen, sah mit ihm seinen ganzen aristokratischen Anhang in ihren Salons sich drängen. Die Brillanten in ihren kleinen Ohren zitterten, die wundervolle Halskette von Smaragden und Topasen hob und senkte sich; Tina genoß in ihrer Vorstellung die Zukunft und warf nur einen überlegenen Blick auf ihren Julius hinunter, der mit *seinen* Künsten Frau von Auenheim zu gefallen suchte. Lächerlich!

Doch er konnte wenigstens nichts verderben. Frau von Auenheim war eine gute Dame ohne Energie, überdies offenbar recht kränklich. Von ihr hatte Tina nichts zu fürchten. Nur die jungen Damen waren von Bedeutung für sie, und diese mußten eine Genugtuung

erfahren für den peinlichen Zufall, der ihnen heute eine so unglückliche Nachbarschaft gegeben hatte.

Tina entschuldigte sich deshalb immer wieder beim schönen Auenheim, der stets mit einer herablassenden Bewegung seiner zierlichen Hand anzudeuten schien, daß es ihm bei einer so ungewöhnlichen Gelegenheit auf einen Verstoß mehr oder weniger nicht so genau ankomme.

Als Auenheims vorfuhr, hatte »der Graf«, der vornehmste Freund Kurts, eben im letzten Augenblick absagen lassen. Und der Graf sollte doch Clemence zu Tische führen! Tina war für den Moment außer Fassung. Wen als Tischherrn für die schöne Verwandte des Bräutigams ausfindig machen? Hatten doch alle irgendwie ansehnlichen Herren schon ihre Damen am Arm. Tina klagte der Frau von Auenheim im ersten Schrecken das Unglück, als eben Heinrich Wolff herzutrat und die Damen begrüßte. Tina selbst dachte einen Augenblick daran, daß Heinrich sie aus der Not erlösen könnte. Aber es ging nicht. An ihren kleinen Landsmann, einen wenig bekannten Armenarzt, der nach Schätzung ihres Julius kaum von zwei Kommerzienräten konsultiert wurde, konnte doch nicht die »beste« Dame verschwendet werden. Mit der Nachbarschaft der schönen Clemence mußte einer der schwierigsten Kavaliere belohnt und zum häufigen Wiederkommen aufgemuntert werden. Heinrich brauchte überhaupt keine Dame. Er war weder berühmt noch lustig noch reich. Daß Tina

ihn privatim immer noch ein bißchen lieb hatte, durfte sie nicht für die Interessen ihres Salons blind machen. In der Verzweiflung dachte sie sogar an Bumcke. Bumcke hatte sich beklagt, daß man ihn ohne Dame gelassen. Wenn sie ihm nun die gute, bescheidene Frau Auenheim zuwies und Julius für Clemence frei wurde? Der alte Feigelbaum würde sich ärgern!

Da löste Frau von Auenheim in ihrer kindischen Gutmütigkeit die Frage. Sie bat Heinrich mit Erlaubnis der Hausfrau, er möchte ihre Tochter zu Tische führen. Tina konnte nichts einwenden, und Heinrich reichte Clemence den Arm. Schon hing aber Evchen an der anderen Seite. Sie lasse sich von Clemence nicht trennen.

So wurde denn Heinrich mit seinen beiden Damen aufs beste gesetzt. Die Anwesenheit seiner kleinen Verehrerin, des plaudernden Evchen, kam ihm sehr erwünscht. Er hatte freilich die Einladung nur angenommen, um nach beinahe zwei ganzen arbeitsvollen Jahren die schöne Clemence wieder einmal lächeln zu sehen; jetzt aber fürchtete er die Frage, die nicht ausbleiben konnte: warum er die Familie Auenheim nicht mehr besuchte? Was konnte er antworten? Sollte er die Augen vor der Zukunft verschließen und sich dem Zauber hingeben, der aus den Augen des Mädchens mächtig über ihn hinströmte? Sollte er ihr sagen, daß er sie liebte?

Er wußte zwar selbst nicht, seit wann, er wußte nicht wie sehr. Er war sich seiner Empfindung aber

doch klargeworden, als vor einigen Minuten Clemence in den Saal getreten war. Das war Liebe! Wie wenn ein Kranker an einem frischen Maimorgen erwacht: Das Fieber ist verschwunden, die Sonne scheint herein, als ob es immer so sein müßte, und nur eine wohlige Müdigkeit lehrt ihn, daß die Sonne ihn erst noch vollends wird heilen müssen. Er hätte es sich ja längst sagen können, daß er sie liebte, wenn er nur den Mut gehabt hätte, sich danach zu fragen. Was aber sollte er jetzt antworten, wenn sie nach dem Grunde seines Ausbleibens fragte?

Sie fragte nicht. Sie richtete überhaupt kein Wort geradezu an Heinrich. Was sie sprachen, bezog sich alles auf das liebe Evchen. Und Evchen, die zum ersten Male in ihrem Leben eine Gesellschaft mitmachte, hatte so viel zu fragen, daß Clemence und Heinrich wohl gar nicht dazu kamen, miteinander zu reden.

Evchen konnte sich an der Gesellschaft nicht satt sehen. Sie wollte wissen, ob bei jedem Feste so viel komische Leute beieinander wären und ob sie überall solchen gewaltigen Hunger hätten. Sie wollte sich totlachen, als Julius Feigelbaum zu reden begann und zum Schluß seines Toastes sich plötzlich an den Namen seiner Schwester nicht erinnern konnte, sondern bloß sagte »Kurt von der Egge und Emma – Emma – Emma –,« und als die Hälfte der Gäste lustig einfiel und rief »Emma Feigelbaum!«

Erst als Evchen müde wurde, zu plaudern und zu lachen, fragte sie ihn mit einem herzigen Vorwurf im Ton: »Warum kommen Sie denn gar nicht mehr zu uns, Herr Doktor? Es ist zu langweilig ohne Sie. Wie Sie und der boshafte Leutnant noch in unserer Wohnung krank lagen, war's am schönsten bei uns. Warum kommen Sie nicht zu uns?«

»Ich habe so wenig Zeit, liebes Fräulein,« sagte Heinrich zu Eva gewendet, aber deutlich genug, daß es auch Clemence hören mußte. »Ein Arzt gehört seinen Patienten und darf nicht seinem Vergnügen leben.«

»Ach, das ist aufgeschnitten,« rief Evchen. »Nicht wahr, Clemence, Du glaubst auch nicht, daß der Doktor Wolff so schrecklich viele Patienten hat?«

»Aber Evchen!«

»Ja, jetzt kannst Du heucheln und ›aber Evchen‹ rufen; aber erst vor acht Tagen hast Du geradeso geredet wie ich.« Und Evchen verzog ihren Mund und sagte, indem sie den Tonfall und den Augenaufschlag der älteren Schwester, dann wieder die sanfte Sprache der Mutter nachzuahmen suchte: »Ob wohl Doktor Wolff auch da sein wird? Er hat sich lange nicht blicken lassen. – Du mußt ihm nicht böse sein, Clemence, er hat wohl zu viel zu tun. – Das kann es nicht sein, Mama. Er hat nur wenige Kranke und verreist im Sommer auf viele Wochen. – Woher weißt Du das? – Ach, unser kleiner Sanitätsrat hat's mir erzählt, ich weiß nicht,

warum.« Und in ihrer natürlichen Redeweise fuhr Evchen fort: »So denkt Clemence über Sie. Wenn ich's Ihnen aber ehrlich ins Gesicht sage, dann heißt es gleich: Aber Evchen!«

Jetzt erst bemerkte sie, daß sie etwas Schlimmes angerichtet haben mußte, denn Heinrich kehrte ihrer Schwester fast den Rücken zu und schaute der kleinen Plaudertasche mit einem aus Freude und Verlegenheit gemischten Gefühle in das kluge Gesichtchen, Clemence hatte sich errötend über ihren Teller gebeugt und machte sich mit einigen Kirschen zu schaffen. Evchen erschrak und sagte: »Das hätte ich wohl wieder nicht erzählen sollen? Warum sprichst Du zu Hause auch nur so oft vom Doktor Wolff?«

Clemence errötete noch tiefer, erhob aber jetzt ihren Kopf und wandte sich an Heinrich, der mit keiner Miene zu verraten wagte, was er empfand, und darum recht unverständlich vor sich hinsah. Clemence zog dem Schwesterchen ein ganz, ganz leises Mäulchen, dann schlich aber wieder ihr Lächeln von den ersten Augen hinab zu den Mundwinkeln, und sie sagte mit freundlicher Ruhe: »Ich hatte einen besonderen Grund, Ihr Ausbleiben oft zu bedauern. Mama ist nicht gesund. Sie will's zwar nicht eingestehen, und unser Doktor darf ihr gar nicht von einer gründlichen Kur reden. Ich aber fühl' es doch, sie ist nicht recht gesund. Da hätte ich gern einmal Sie gebeten, Mama im Stillen zu beobachten und im Notfalle Ihren Einfluß anzubieten, daß

Mama ein wenig auf sich achtet. Mama hält viel von Ihnen.«

Nun hätte Heinrich zwar aus allen seinen Himmeln fallen sollen, weil diese Erklärung nur den Arzt, gar nicht den Menschen anging; es lag aber in der Stimme des Mädchens etwas, was Heinrich nötigte, seinen mit edelstem Rauenthaler gefüllten Römer zu ergreifen und mit Clemence auf irgend etwas anzustoßen, das er nicht nannte und sie darum nicht verstehen konnte. Sie neigte jedoch ganz leise ihr Köpfchen, als ob sie sich erst besinnen wollte; dann erhob sie ihr Glas, es klang zusammen, und während Heinrich fast feierlich seinen Wein austrank, nippte Clemence von dem ihren, wie eine Schwalbe sich im Fluge ein Tröpfchen Wasser holt. Die Augen der beiden aber blieben bis zum Ende dieser ganzen stummen Unterhaltung fest und freundlich aufeinander gerichtet.

Als man von Tische ging, eilte Clemence zu ihrer Mutter, und Evchen erzählte – was eigentlich gar nicht richtig war –, daß Herr Doktor Wolff versprochen habe, von jetzt ab häufig zu kommen. Nun schalt ihn auch Frau von Auenheim wegen seiner bisherigen Untreue aus, und Heinrich mußte ganz ausdrücklich sein Wort geben, schon in den nächsten Tagen vorzusprechen. Dann stellte es sich heraus, daß die Mädchen nicht tanzen durften. Evchen war noch zu jung, und Clemence sollte dem Schwesterchen das Herz nicht schwer machen. Nun freute sich Heinrich erst recht. Er war ein

schlechter Tänzer und durfte jetzt mit der Familie Außenheim – nur Papa ließ sich von den schönen Frauen Angenehmes über sich und seine Töchter sagen – in einem stillen Winkelchen des Wintergartens niedersetzen und von dort aus unter freundlichen Gesprächen durch die Glasscheiben in das bunte Treiben des grell erleuchteten Gartens hinausblicken.

Es ging überall fröhlich genug zu, aber man konnte nicht sagen, daß es nur *eine* heitere Gesellschaft sei, die sich's in den stattlichen Räumen wohl sein ließ. Es hatten sich größere und kleinere Gruppen gebildet, zwischen denen nur einzelne gewandte Herren ein Gefühl herstellten.

Das Orchester war auf der Veranda eingerichtet, so daß sowohl in den Sälen als auch im Garten nach den neuen beliebten Weisen getanzt werden konnte. Drinnen im großen Saale ging es ziemlich steif zu. Da wurde von den Mitgliedern der reichen Finanzwelt ein förmlicher Ball abgehalten, bei welchem die hübschen Tanzordnungen, die Orden und Kotillonsträußchen zu Ehren kamen. Die Toiletten waren so prächtig, die Mädchen und Frauen so anregend, daß die adeligen Herren sich gar nicht aus den heißen Räumen entfernen mochten.

Im Garten hatten sich inzwischen die Künstler und Künstlerinnen niedergelassen, und mancher ältere Bankier, dessen strahlende junge Frau sich im Saale von einem Freiherrn den Hof machen ließ, flüchtete

hierher, um mit einer übermütigen Sängerin nach seinem Geschmack zu plaudern. Zahlreiche Gäste wiederum, welche zu wenig Bekannte oder zu wenig Übung hatten, um sich an den großen Verbänden zu beteiligen, gingen entweder stumm und gekränkt bald da, bald dorthin oder schlossen sich vor einem der stattlichen Buffets zu kleinen Kneipgesellschaften zusammen, in denen die Hausfrau öfter leben gelassen wurde, als der Selbstbeherrschung der Begeisterten gut war.

Auch Doktor Stropp ging einsam in dem Gewühl umher. Er war bei seiner schlechtesten Laune. Er war eigentlich immer schlechter Laune, sooft er von einem reichen Manne bewirtet wurde und dabei heimlich seine bejammernswerte Lage verglich. Heute wußte er überdies, daß er den guten Julius Feigelbaum wieder um eine große Summe werde angehen müssen und daß der Bankier sie ihm ohne weiteres schenken werde. Das machte ihn wütend. Zwei fürchterliche Augenblicke standen ihm bevor: Er mußte einmal »ich bitte« und zum zweiten »ich danke« sagen. Er haßte den guten Julius nach jedem gelungenen Anlehen nur noch grimmiger.

Als Stropp in seinem verhaltenen Zorn schon vor einem Buffet neben einigen fremden Herren Platz genommen hatte, trieb ihn ein Toast auf Frau Tina hinweg, den der junge Buchhalter des Hauses Feigelbaum,

ohne den Arm des alten Isaak loszulassen, mit schwerer Zunge lallte. Dr. Stropp knirschte etwas wie »Hundeseelen« zwischen seinen gelben Zähnen hindurch und flüchtete, nicht ohne vorher eine volle Champagnerflasche und ein Glas an sich genommen zu haben. Er wollte sich mit der kleinen Erfrischung auf die Veranda zum Orchester zurückziehen, wo er vorhin ein leeres Plätzchen ausgespäht hatte.

Doch auch hier war ihm jemand zuvorgekommen. Ein kleiner dicker Herr mit roten schlaffen Wangen, die wie Backentaschen aussahen, saß da vor einer Flasche Heidsieck und lüpfte eben stöhnend seine aschblonde Perücke. Stropp wollte sich fluchend sofort wieder zurückziehen, als der Unbekannte ihn erblickte und im größten Berliner Dialekt herüberrief:

»Kommen Sie man immer 'ran, Dokterchen. Sie haben sich ja ooch sone Pulle for 'ne jesundheitspolizeiliche Untersuchung gelangt. Flüssigkeit hätte ick Ihnen nich abjetreten. Aber was Festes zu 'ne Unterlage sollen Sie haben. Hier is noch en Fohtellch. Sitzen Sie ihn man durch.«

Doktor Stropp wollte sich mit einem verächtlichen Blick wieder entfernen. Der andere ließ sich jedoch nicht abschrecken:

»Sie können sich ruhig bei mir neben setzen, Herr Doktor. Ick bin keener, vor den Sie mit Ihre schöne Seele zurückzuhalten brauchen. Ick mag ooch nischt von

diese ganze Judenbagage wissen. Trinken wir'n Glas auf Juliussen seinen Krach. Nieder mit die Juden!«

Stropp setzte sich. Das war einmal ein neuer Fluch, in welchem sich seine ewigen Geldsorgen Luft machen konnten.

Er hatte es in der letzten Zeit mit den Sozialisten versucht und an zwei Abenden recht vergnügt auf die Kapitalisten geschimpft. Das hatten ihm aber die verdammten Bourgeois selbst übel genommen, ihn einmal beinahe in der Klemme steckenlassen und schließlich nur mit einer Verwarnung herausgezogen.

Auch war mit den Sozialisten nicht leicht verkehren. Es waren darunter anspruchsvolle Narren, welche dem herablassenden Doktor Stropp in seine Vergangenheit hineinblicken wollten, phantastische lächerliche Menschen das, die an ihre Ideen wahrhaftig selber glaubten, für sie sterben und verderben wollten und dem neuen Freunde nicht gleich zu trauen schienen.

Und er hatte wahrhaftig nicht die Absicht, sich diesen Verrückten mit Haut und Haar zu verschreiben, wenn sie ihn nicht wenigstens auf der Stelle als ihren Führer anerkennen und ihm durch ihre Macht zu Ansehen verhelfen konnten. Nein, wenn keine der Parteien von Doktor Stropp etwas wissen wollte, so mußte er sich eine neue schaffen. Er suchte schon lange nach einer neuen Fahne, um welche man ein paar Dutzend Leute scharen konnte. Darum hatte ihn der letzte

Ruf des freundlichen dicken Herrn so lebhaft ergriffen. »Nieder mit den Juden« – das klang zwar sehr, sehr niedrig, sehr pöbelhaft, aber – bah! Doktor Stropp durfte nicht wählerisch sein.

»Sie sind dem Hausherrn und seinen Glaubensgenossen nicht freundlich gesinnt, lieber Herr,« sagte er vorsichtig, indem er sich mit herablassendem Gruße neben dem Dicken niederließ.

»Na, glauben Sie denn, es macht einem ehrlichen Christenmenschen 'ne große Freude, sone Selterflaschen zu zehn Mark intus zu nehmen, wenn man weiß, wo's Geld dazu hergekommen is? Der alte Feigelbaum – na, den sollten Sie kennen, ein jüdischer Halsabschneider schlimmster Sorte, ein Kerl, wegen dem sich alle Jahr mindestens ein Dutzend Menschen im Tiergarten aufhängen. Und solche Geschäfte haben diese Pulle bezahlen helfen. Uff! Is des 'ne Hitze! Prost Doktorchen!«

Beide tranken. Doktor Stropp hatte das Gefühl, als ob ihm unerwartet eine neue Fernsicht gezeigt worden wäre; so lebhaft malte er sich in seinem erfindungsreichen Kopfe schon die Bewegung aus, an deren Spitze er sich zu stellen gedachte, eine Bewegung gegen die jüdischen Reichen. Daß ihm das nicht von selber eingefallen war! Es schien doch in der Luft zu liegen! Ein so einfacher Mann, wie dieser behäbige alte Herr, dachte

gar nichts anderes. Doktor Stropp wurde sehr freundlich, wenn er auch seinen zurückhaltenden Ton nicht aufgab.

»Im wesentlichen kann ich Ihnen nicht Unrecht geben, lieber Herr, wenn wir auch gerne alle Überzeugungen achten und alle Religionen nach Verdienst ehren wollen. Allerdings aber ist es für einen Volksfreund, wie ich es bin, betrübend zu sehen, welche Anziehungskraft selbst das übelriechendste Geld auf alle Gesellschaftskreise unserer verblendeten Stadt ausübt. Die Doppelkronen dieses Julius Feigelbaum sind wirklich von niedriger Herkunft; und doch könnte ich sie selbst in meiner Tasche von konservativem Golde nicht unterscheiden. Und das geschieht am grünen Holze! Blicken Sie doch einmal hinein in den Saal und hinunter in den Garten. Ist das nicht der leibhaftige Tanz um das goldene Kalb?«

»Nu, Dokterchen, mir kommt es schon eher vor – wenn ich mir nämlich Juliussen dabei ansehe – wie 'ne Polka um den goldenen Ochsen!«

»Sehr gut, lieber Herr, Sie haben Witz,« sagte Stropp, indem er kräftig lachend näher heranrückte. »Kennen Sie aber auch die Leute, welche hier ihr Heiligstes verleugnen, um ein paar Stunden lang auf Kosten dieses Börsenhais schlemmen und prassen zu können? Sie kennen sie nicht! Da haben Sie Vertreter alter Adelsgeschlechter! Ich bin persönlich Demokrat, aber wer von Adel ist, sollte doch auf dieses Glück etwas halten!

Und was wollen die Leute hier? Der da, der lange Geck, der durch einen tänzelnden Gang zu verbergen sucht, daß ihn sein wohlerworbenes Rückenmarkkleiden nicht mehr geradestehen läßt, angelt mit Greisenitzens Hilfe nach einer reichen jüdischen Braut. Der junge Attaché dort macht seit Monaten einer schönen Bankiersfrau den Hof, ist noch immer nicht zum Ziele gekommen und macht deshalb in jedem Hause des Tiergartenviertels Visite, wo die schöne Melanie verkehrt. An dem Tage, wo der Attaché nicht mehr öffentlich neben der Bankiersfrau zu finden ist, können Sie sicher sein, daß er sie heimlich sieht. Die beiden dicken Barone da und der alte Präsident dazu – schauen Sie sie genauer an und Sie werden bemerken, daß sie alle schlecht passende, geliehene, geschenkte oder im Laden fertig gekaufte Kleider am Leibe sitzen haben –, die kommen nur her, um besser zu essen und zu trinken, als es ihnen ihre Mittel zu Hause oder im Restaurant erlauben. Und unser lieber ›Graf! Wissen Sie nicht, wovon der lebt? Ich glaube fast, er bezieht von ein paar Börsenspielern und reich gewordenen Lieferanten eine feste Jahresrente dafür, daß er bei ihren Gesellschaften erscheint und als ›Herr Graf‹ vorgestellt werden kann. Er lebt von seinem Titel.«

»So is ihm sein Titel doch zu was gut,« warf der Dicke ein, indem er, vergnügt über die unverhoffte Unterhaltung, sich und dem neuen Freunde ein frisches Glas einschenkte.

»Und mit unserer Künstlerwelt steht's um nichts besser,« fuhr Doktor Stropp fort, der allmählich in ein fast rednerisches Pathos überging und sich an seinem eigenen Reden berauschte. »Unsere stolze Sängerin, welche in den ersten Häusern nicht leicht zur Mitwirkung bei einem Konzerte zu haben ist, preßt dort ihren ungeheuren Körper in die Sofaecke, weil Herr Feigelbaum ihr Bankier ist und ihr Vermögen sich unter seinen Händen vermehrt wie das Fett ihres Leibes. Diese Virtuosen und Sänger und Schauspieler schicken nach jeder Gesellschaft, die sie in dieser Gegend besucht haben, ihre Rechnungen ein. Sie werden dafür bezahlt, daß sie freundlichst mitessen und mittrinken. Sogar einen Maler haben wir hier, einen Professor, bei welchem die armen jungen Akademiker lernen sollen, wie man die Größe des Vaterlands zollweis auf die Leinwand bringt und der hier allen Leuten schön tut, damit ihm Julius Feigelbaum sein neues Bild teurer abkauft, als der allzu materialistische alte Adel es bezahlen will. Und die Schriftsteller! Sie werden hier mit den Austern und den Schmeicheleien der eitlen Börsenweiber so üppig gefüttert, daß sie bald für eine andere Gesellschaft nicht mehr passen. O über diese Elenen, welche flüchtigen Genüssen zuliebe ihren Stolz so weit vergessen, bei Leuten zu schmarotzen, welchen bei uns alles unrein vorkommt! Sie sind schlimmer als

die Juden selbst; sie sind nicht Feinde, sondern Verräter, Überläufer und Spione aus unserem eigenen Lager! – Ich bitte, noch ein Glas, lieber Herr!«

»Nu, nu, lieber Dokter, werden Sie nich gleich so grob. In Ihrem famosen Eifer haben Sie jütigst vergessen, daß ick ooch mang diese Verräter bin. Denn ich schütte doch ooch Juliussen seinen Champagner man so runter, und Sie leisten mir ja ganz sachte dabei Jellschaft. Also man ruhig mit das von den Spionen. Wissen Sie, Dokterchen, was können wir denn Besseres tun, als diese reichen Juden arm trinken? Julius sein Magen verträgt lange nicht so viel wie seine Kasse. Also müssen unsere germanischen Kehlen ihre Pflicht tun. Nee, lassen Sie man, det is ganz jut, daß wir hier sind. Wir ruinieren das Judentum schon. Was mir aber besonders fuchst, das is was ganz anderes: daß diese verdammten Juden sich für ganz was Besonderes halten! Und ist nicht der letzte christliche Straßenkehrer noch eher unseres Gleichen als so 'ne aufgekratzte und aufgebürstete, belesene und musikalische Judenfrau? Wenn so'n Judenkerl Geld hat, gleich kriegt er's mit die Bildung, kauft Bücher und Tinte und Papier, schickt seine Jöhren in zehn Schulen uf eenmal und nimmt womöglich noch selber heimlich Unterricht im Lesen, Schreiben und Bilderbegucken. *Das* sollte verboten werden! Dann könnte sich der Amtsrichter, bei dem ich vor kurzem in einer Geldangelegenheit vorgeladen war, nicht mehr über mein richtiges Berliner

Deutsch lustig machen, dann könnte die schöne Frau Tinaloben nicht ihre krumme Nase über unsereinen rümpfen, dann könnten unter uns nicht so verdammte Schufte herumlaufen, denen man's nicht mal mehr anhören kann, ob sie Juden sind oder nich. Ein Unterscheidungszeichen zwischen uns und den Juden *muß* sein, das sag' ich!«

Stropp schüttelte dem Genossen herzlich die Hand.

»Wir haben nicht das letzte Mal miteinander gesprochen, lieber Herr! Sie sollen wissen, daß es ein guter Geist war, der uns heute hier zusammengeführt hat. Sie haben einen Samen in mein Herz gelegt, welcher dereinst aufgehen soll zur Freude aller Gerechten; denn was ich im Kopfe zu tragen pflege, das wird groß. Nun aber sagen Sie mir auch, wer *Sie* sind. Mich scheinen Sie zu kennen, da ich als einflußreicher Publizist ...«

»Ja, Sie sind der Doktor Stropp, Zuchthauslehrer, Zeitungsschreiber und Projektmacher. Ick weiß. Ick aber bin Bumcke. Bumcke, in Firma: Feigelbaum und Bumcke.«

## 6. KAPITEL

Seit der denkwürdigen Hochzeit, bei deren Feier Heinrich der schönen Clemence wieder einmal in die Augen gesehen hatte, durfte er das Haus nicht mehr meiden, in welchem das Mädchen ihm stets gleich ruhig schön, gleich heiter lächelnd entgegentrat. Er hätte

von hartem Stoff sein müssen, um so viel Freundlichkeit nicht zu erwidern, wie ihm hier entgegengebracht wurde.

Die Hausfrau, von welcher die Töchter erzählten, daß sie nun seit Jahren immer scheuer werde und immer ängstlicher die Berührung mit anderen Menschen vermeide, Frau von Auenheim, die sich sonst allabendlich sehr früh in ihr Schlafzimmer zurückzog – auch wenn Gesellschaft da war –, sie konnte nun bis gegen Mitternacht unter munteren Gesprächen dasitzen, so oft Heinrich ein paar Stunden bei Auenheims zubrachte. Und Heinrich kam oft, so oft, daß es ihn zu beklemmen anfing und er sich endlich selbst die Beschränkung auferlegte, nur zweimal in der Woche vorzusprechen. Frau von Auenheim fand diese Einrichtung in der Ordnung, und so regelmäßig erschien er nun am Montag und Freitag im Auenheimschen Hause, so behaglich war es ihm auf seinem Platze, dem dritten vom Fenster, zwischen Evchen und der Mutter, Clemence gegenüber, daß er an ein Ende dieses paradiesischen Zustandes nicht denken durfte und mochte.

Clemence saß immer so still auf ihrem Stuhle, daß das nun fünfzehnjährige Evchen ihr darüber oft Vorwürfe machen mußte.

Auch in Heinrichs Gegenwart schalt sie die ältere Schwester einmal wegen ihrer fremden Zurückhaltung; Clemence aber öffnete ganz leise die Lippen, daß

kaum die Ränder der Zähne hindurchleuchteten und sagte, ruhig weiter stickend:

»Närrchen, Du machst es mir so bequem, Du sagst und fragst ja selber alles, was ich mit dem Herrn Doktor sprechen wollte. Ich bin nun so heimtückisch, mucke nicht, erfahre doch alles, was ich wissen will, und brauche mich niemals wegen einer überflüssigen Frage zu schämen wie Du doch schon manch liebes Mal.«

Wirklich äußerte sich die Zuneigung, welche Evchen in ihrer lebhaften Art zu Heinrich gefaßt hatte, in der Weise, wie eine Schülerin mit einem befreundeten Lehrer verkehrt. Immer war sie um ihn beschäftigt, immer hatte sie ihre beweglichen, neugierigen Augen auf ihn gerichtet, und im Eifer faßte sie ihn wohl gar bei der Hand. Sie mußte deshalb von Mama getadelt werden, noch öfter aber wegen der unziemlichen Fragen, die sie an ihn stellen konnte. Doch war es weder mit der Unziemlichkeit noch mit dem Tadel gar so schlimm. Sie war so neugierig wie ein Kanarienvogel, der auch erregt sein kluges Köpfchen dreht, wenn er was Fremdes erblickt, der aber laut trillernd zu seinem Stückchen Zucker zurückkehrt, sobald er das Geheimnis nicht bald erfahren hat.

So durfte Evchen ihre bald altklugen, bald kindlichen Bemerkungen in alle Gespräche mengen, die sie dadurch belebte. Nur bei der Erörterung eines Gegenstandes mußte Evchen das Zimmer verlassen, falls man

nicht vorzog, darüber zu sprechen, wenn sie durch ihre Schularbeiten in einem anderen Raume festgehalten wurde.

Und seltsam – sooft die Freunde über das Ehepaar Kurt und Emma sprechen wollten, gab es auf allen Seiten rücksichtsvolle Verschweigungen, trotzdem daß außer Heinrich, dem Arzte der blassen jungen Frau, niemand eigentlich etwas Bestimmtes zu berichten gehabt hätte.

Frau von Auenheim selbst war gütig wie immer; sie überwand sich und suchte Emma hie und da auf. Ein solcher Besuch gab mehr zu denken als zu sprechen.

Man findet Kurt nicht zu Hause, man wird von einem sehr vornehmen, sehr impertinenten Diener bei Frau Emma angemeldet, die der Besucherin erschreckt aus ihrem Boudoir auf den Korridor entgegenkommt. Sie errötet so stark, daß man nicht sehen kann, ob die Augen noch besonders rot vom Weinen sind. Emma freut sich unendlich und bedauert nur, daß Kurt – bei Nennung des Namens fliegt es immer stolz über ihre Züge – gerade nicht zu Hause ist. Dann wird man durch alle Zimmer geschleppt, nicht nur beim ersten Besuch, nein, jedesmal. Man muß die hübschen Möbel bewundern, welche Tina für die Schwägerin ausgesucht hat und die nun für Kurts Geschmack sprechen sollen. Dann muß man immer die lange Geschichte von Kurts Galanterie anhören, wie er als Bräutigam ihr so schöne Bouquets geschickt habe und wie er

jetzt noch ganz unglaubliche Summen für Blumen ausgabe. Sie bekomme Blumen zwar nur selten, aber es müßten wahre Prachtstücke sein, denn die Rechnungen des Gärtners seien ungeheure. Dabei zeigt Emma ein kleines Sträußchen von gefüllten weißen Veilchen und fragt ängstlich, ja zitternd, ob das nicht die kostbarsten Blumen von der Welt seien. Und man muß dazu »ja« sagen und eilen fortzukommen, denn man habe das Gefühl, Emma könnte einem sonst plötzlich um den Hals fallen und sich da totweinen.

Es war für gute Freunde und Beobachter, es war für Heinrich, ihren Arzt, nicht schwer, hinter Emmas lebhaftem Wesen eine tiefe Schwermut zu entdecken. Aber nur Frau von Auenheim konnte ahnen, was Kurts schüchterne Gattin in den wenigen Monaten ihrer Ehe erlebt hatte, was sie täglich empfand. Wußte Emma doch in ihrem bescheidenen Herzen selbst nicht, ob sie wirklich elend war oder vor sich selbst nur so erschien, ob's an ihr oder an ihm lag, daß sie manchmal den Kopf zwischen ihre Hände nahm und die Schläfen preßte, als wollte sie ihrem traurigen Denken ein Ende machen.

Wann war wohl die Angst zuerst über sie gekommen? Heute, wo Kurt sie noch seit dem Morgen nicht angesehen hatte? Gestern, als er sie höhnisch mit der schönen, taktvollen und doch auch reichen Schwägerin verglichen hatte? In den vielen Wochen, in denen

Kurt in Berlin sein ehemaliges Junggesellenleben wieder aufgenommen und die Tage mit Sport, bei kleinen Dejeuners und Dinners, die Abende wer weiß wo, die Nächte wahrscheinlich beim Spieltisch zubrachte? Wann war die Angst zuerst in ihr erwacht? Auf der unerträglichen Hochzeitsreise, auf welcher er sie so rücksichtslos in den Hotels herumschleppte, sie bei allen Fragen auf das Reisebuch verwies – er, der doch alle diese Orte und Reize kannte und ihr hätte erklären müssen –, auf der Hochzeitsreise, auf der er ihr seine Freude nicht verbarg, da sie einmal zusammenbrach und durch Unwohlsein gezwungen wurde, ihn allein die Table d'hôte besuchen zu lassen? Wann zuerst? Am Ende gar schon während der Brautzeit, als er, so sehr sie ihn auch darum mit Blicken bat, kein einziges, einziges gutes liebes Wort zu ihr gesagt hatte?

Und war sie sich denn jetzt endlich klar darüber, was sie für den entsetzlichen Mann empfand? Sie fürchtete sich vor ihm. Ja, das war das einzige, was sie mit Bestimmtheit wußte. Aber liebte sie ihn darum weniger, liebte sie ihn nicht noch mehr als damals, da sie im Salon den stolzen Kurt noch von ferne aus ihrem Aschenbrödelwinkel mit leuchtenden Augen beobachtete? Damals war er für sie das Urbild eines Kavaliers gewesen, wie sie's als Kind in der Pension zuerst geträumt, dann in der schmutzigen Ruinenwelt ihrer väterlichen Wohnung phantastisch ausgeführt hatte. Und dieser Kavalier war er ja heute noch! Er spielte, er

trank leidenschaftlich. Er liebte vielleicht auch leidenschaftlich. Alle diese entsetzlichen Dinge waren aber doch wohl sein gutes Ritterrecht! Emma wußte es nicht anders, und Tina, die welterfahrene Tina, schätzte ihn ja gerade um dieser Eigenschaften willen auch! Nein, daß Kurt ein Kavalier war und blieb, daß er in der Ehe nicht Philister wurde, das mußte ihm Emma nun einmal verzeihen; das mußte sie tragen, denn so einen Kavalier, diesen, eben diesen Kurt hatte sie ja geliebt, und wie geliebt, diesen Kurt hatte sie in ihrem unseligen Hochmut zum Manne begehrt und gewonnen.

Aber – gewiß nur ganz leise wagte Emma daran zu rühren – aber er war nicht gut, nein, nicht gut. Nicht gut gegen ihren Vater, den er den jüdischen Wucherer in jedem Worte fühlen ließ, das er überhaupt an ihn zu verschwenden nötig fand, nicht gut gegen den rastlos tätigen Julius, über den er sich ganz ohne Scheu lustig machte – nicht gut gegen die lieben, freundlichen Auenheims, von welchen er in Ausdrücken grimmigsten Hasses sprach – nicht gut gegen sein Weib. Nein, gegen Emma sicherlich nicht. Und konnte ein Mann nicht zugleich ein vollendeter Kavalier und gut sein?

Emma hatte schwer zu tragen an ihren eigenen Gedanken, aber fast noch schwerer an den Fragen und Sorgen ihres Vaters. Der alte schlaue Isaak ließ sich nicht täuschen von allen Künsten seiner guten Tochter. Heinrich, der vom Alten überlaufen wurde, sooft Emma »einer Migräne wegen« zu Bette lag, vernahm mit

Entsetzen und Teilnahme die wilden Reden, in denen des Wucherers Liebe zu Emma und Zorn gegen Kurt sich mischten. O, der alte Isaak ließ sich von Emma nicht betrügen. Ihr Lachen verbannte die tiefen Falten nicht von seiner Stirne. Und die arme Frau, die selbst ihrem Manne zuliebe die Toilettenkunststücke einer großen Dame nicht nachzuahmen vermochte, hatte doch sogar Rot aufgelegt, als der Vater einmal nach einigen Fiebertagen erklärt hatte, sie sähe kränklich aus und das müßte einen inneren Kummer zum Grunde haben. Da hatte der alte Isaak ihr mit dem nassen Finger die Schminke abgewischt und laut aufgeschluchzt, und Heinrich glaubte ihn immer wieder zu hören, wie er beide Fäuste gegen das Arbeitszimmer Kurts erhoben und gerufen hatte:

»Ich weiß, daß Du ihn als Deinen Mann ... Zerstampfen will ich ihn und alle Egges dazu, wenn mein Kind durch ihn ... Wein nicht, Emma, mein Leben, ich tu ihm ja nichts. Aber laß mich schreien, sonst sterb' ich dran. Schminken tust Du Dich, damit ich nicht ... Bin ich blind, bin ich ein verliebter Geck, daß ich nicht soll unterscheiden können zwischen Blut und Karmin? Emma, mein Leben, ich kann kein Blut sehn, ich hab' mein Lebtage kein Blut sehn können! Aber lieber will ich noch Blut sehn, sein Blut – wein nicht, Emma, mein Leben, ich tu ihm ja nichts! Lieber will ich ihn mit diesen meinen Händen ... als daß Du noch einmal sollst foppen wollen mit Komödiantenfarben Deinen leiblichen

Vater! Schiel nicht nach dem Doktor hinüber. Vor dem genier' ich mich nicht! Ausgeführt! Schön hab ich's ausgeführt! Gut hab ich's ausgeführt! Mein einziges Kind einem Räuber! Mein einziges Kind! Dein Bruder Julius soll's mir verzeihen, aber wenn Du nicht bist glücklich, bist Du mein einziges Kind.«

Welche Kämpfe mußte Emma nicht bestehen, um ihren Vater zu beruhigen und zu verhüten, daß irgend jemand auf der Welt ihr Leid erfahre! Solange das nicht geschah, war noch nicht alles verloren. Vielleicht kam Kurt allmählich zur Besinnung, vielleicht – starb sie, bevor die volle Wahrheit, vor der sie zitterte, sie vernichtete. Nur sprechen sollte niemand über ihr Unglück dürfen!

Nicht aus Eitelkeit wollte sie täuschen. Höchstens aus Eitelkeit auf Kurt, den man ja sonst vielleicht falsch beurteilt hätte. Vor allem war es ein empfindliches Schamgefühl, das sie erleichen machte bei der Vorstellung: dort in irgend einem Café, einem Salon oder auf einer Promenade der Stadt stehen zwei Menschen nebeneinander und sprechen gleichgültig oder gar spöttisch von dem heiligsten Gegenstande der Welt, von ihrer Liebe zu Kurt. Niemand hatte ein Recht, sie, die Frau des glänzendsten, schönsten Kavaliers, mit Mitleid zu kränken, niemand.

Dennoch nahmen sich die Leute dieses Recht, und die's am besten meinten, sprachen am häufigsten von

der Ehe des verabschiedeten Offiziers und der Wuchertochter.

Frau von Auenheim wurde nicht müde, sich über die Zukunft des jungen Paares zu bekümmern. Man merkte ihr häufig die Absicht an, ihren Verwandten zu entschuldigen. Sie konnte sogar ganz gegen ihre sonstige Gewohnheit dies und jenes in Haltung, Sprache und Kleidung Emmas tadeln, aber immer wieder siegte ihr echtes Gefühl, und sie schloß mit dem Bedauern, daß der leichtsinnige Kurt ein so liebes, braves Geschöpf nicht nach Gebühr würdige.

Als das Gespräch an einem gemütlichen Montag, fast ein Jahr nach Emmas Hochzeit, wieder auf die unglückliche Angelegenheit kam, hielt Heinrich mit einer traurigen Mitteilung nicht zurück, zu welcher ihn Emma selbst berechtigt hatte. Sie war ernstlich krank und reiste binnen kurzem nach dem Süden, wo sie den Winter zubringen sollte. Es hatte viele Mühe gekostet, die arme Frau zu überreden. Der alte Isaak riß sich vor Gram und Zorn an Bart und Haaren und war anfangs entschlossen, seine Tochter zu begleiten und sein ganzes Geschäft dem Betrüger, dem elenden Heuchler, dem Bumcke – die Damen kannten ihn ja – zu verkaufen. Aber Emma mochte davon nichts hören. Sie wollte allein sein, nur Ruhe konnte sie heilen. Heut war die Abreise endgültig beschlossen worden. Emma ließ grüßen, weil sie sich zu schwach fühlte, um Abschiedsbesuche zu machen.

»Und Kurt?« fragte Frau von Auenheim beklommen.

»Er lacht die Ärzte aus. Er will an keine Gefahr glauben.«

Es wurde still im Zimmer. Die Frau sah den jungen Arzt an, ob sie den bitteren Ausdruck, mit dem er die letzten Worte gesagt, auch in seinen Mienen finden würde. Und als sie ihn dort fand, schwieg sie und legte die Hände in den Schoß. Niemand schien die Peinlichkeit der langen Pause zu empfinden, ein jeder ging seinen eigenen Gedanken nach. Frau von Auenheim dachte an den alten Egge, ihren ehrenfesten Vater, und wie er solche Nachrichten aufnehmen würde – Heinrich an den widerwärtig spöttischen Ton, mit welchem ihm Kurt gesagt hatte: »Mag Emma doch reisen, wenn der alte Isaak nur bei mir bleibt.«

Da unterbrach Clemence das lange Schweigen. Sie hatte wohl stets aufmerksam zugehört, wenn von den jungen Egges gesprochen wurde, sich aber niemals mit etwas anderem als irgendeiner nebensächlichen, von Teilnahme für Emma zeugenden Frage in die Unterhaltung gemischt. Deshalb waren die beiden anderen ein wenig erstaunt, als Clemence mit sicherer Stimme sagte:

»Kurt hätte eine Frau aus seinen Kreisen heiraten sollen, dann wäre all das Unglück nicht gekommen.«

Und als die Mutter rief: »Clemence, ich kenne Dich nicht wieder!« und auch Heinrich sie vorwurfsvoll und erregt ansah, schüttelte Clemence den Kopf, wie sie

überhaupt die Gewohnheit hatte, mit einer kurzen natürlichen Geste ihren Worten zuvorzukommen, die dann nach stummer Überlegung ordentlich folgten.

»Ich meine natürlich nicht,« sagte sie mit leisem Erröten, »daß Kurt eine Adelige hätte heiraten müssen oder daß überhaupt der Unterschied der Stände an diesem Unheil die Schuld trage. Ich meine nur so: Kurt hätte eine Frau aus *seinen* Kreisen heiraten müssen, Mama – die ja nicht unsere, nicht adelige Kreise sind. Ich meine, er hätte unter den minder jungen, minder unerfahrenen, minder guten und nachsichtigen Mädchen aus seiner Bekanntschaft leicht eine finden können, der er gefallen und die doch seine Fehler gekannt hätte. Dann wäre das Schlimmste ausgeblieben: die Enttäuschung für die arme Emma. In dieser Ehe leidet ja nur Emma unschuldig, nicht Kurt. Und Emma ist es, die Kurt nie hätte lieben dürfen, weil er nicht ihrem Kreis angehört.«

Die Mutter lächelte.

»So geht's einem mit den Kindern, Herr Doktor. Was habe ich mir nicht für Mühe gegeben, die Kinder zu einer vernünftigen, menschlichen Lebensanschauung zu erziehen! Wieviel habe ich in meinen letzten Jahren nicht lernen und nachholen müssen, um den milden Humanismus meines Vaters zu verstehen und seinen Enkelkindern mitzuteilen! Und nun wird die Älteste gleich zu einer ganz fanatischen Aristokratin, die jeden Mitmenschen nach seinen sechzehn Ahnen fragt.

Mich wundert es nur, daß sie einen Bürgerlichen wie Sie in Ihrer Nähe duldet.«

Clemence aber wollte in diesem Punkte keinen Scherz verstehen und antwortete sehr lebhaft:

»Du hast mich mißverstanden, Mama, und es sollte mir recht weh tun, wenn auch Herr Doktor Wolff mich mißverstanden hätte. Ich habe ja mit keinem Wort von Aristokratie gesprochen. Im Gegenteil, in diesem Verhältnis scheint mir die arme Emma die edlere Natur zu sein im Vergleich zu unserem Vetter. Ja, Kurt steht unter Emma! Ich dachte bei den bestimmten Kreisen, aus welchen niemand heraustreten soll, an eine Vereinigung der verschiedensten Menschen, die durch Gleichheit und Ähnlichkeit der Anschauungen von Ehre, Pflicht und den höchsten Dingen entsteht. Ich habe das zwar noch nie im Leben gesehen und eigentlich auch noch nie beschrieben gelesen; aber es ist eine Vereinigung im Geiste, welche alle unsere Dichter voraussetzen müssen, da sie ihre Helden und Heldinnen in diesem Sinne handeln lassen. Und diese Vereinigung im Geist muß in der Tat vorhanden sein, sonst könnten wir über diese Dichtungen nicht lachen und nicht weinen.«

Frau von Auenheim forderte Heinrich mit leichten Neckereien auf, Clemence eines Besseren zu belehren. Als er aber ungebührlich lange schwieg und dann begeistert in gleichem Sinne wie Clemence sprach, brach sie das Gespräch ab, wurde aber bald ebenso ernst wie

die beiden jungen Leute, so daß an diesem Abend ein jeder dazu kam, einen Teil seiner Lebensanschauung zum besten zu geben.

Wie das bei so allgemeinen Gesprächen zu gehen pflegt, dachte Heinrich bei den Worten der anderen zunächst an sich selbst und die Bedeutung, welche solche Grundsätze für ihn haben konnten. Und zum ersten Male, seitdem er sich wieder in Clemencens Nähe gewagt hatte, stellte er sich heute auf dem Heimwege plötzlich die Frage nach der Zukunft.

Er war wie im Traume die Linden hinunter bis zum Brandenburger Tore gekommen. Hier blieb er stehen und blickte mit leuchtenden Augen zu der Siegesgöttin empor, die sich nur nebelhaft von dem dunklen Nachthimmel abhob. Wie ein Trunkener streckte er beide Hände aus und rief hörbar genug, daß der Wächter an der nächsten Ecke mißtrauisch stehenblieb:

»Ich liebe Dich ja, wie ich's nie für möglich hielt, daß man lieben kann. Clemence, komm herab! Gelt, Du liebst mich auch ein bißchen!«

Dann wandte sich Heinrich rasch durch das Tor dem Tiergarten zu, unter dessen Bäumen er noch stundenlang die Unruhe zu ermüden suchte, die sich seiner bemächtigt hatte. Es duldete ihn nicht in der Siegesallee, wo immer noch einzelne verspätete Spaziergänger und nimmermüde Liebespärdchen einander im Vorübergehen musterten. Er eilte tiefer in die vielfach verschlungenen Wege hinein, bis er selbst nicht mehr wußte, wo

er sich befand und halb lachend, halb ärgerlich ernsthaft darauf achten mußte, daß er nicht in das pfadlose Gebüsch geriet. Im Suchen nach einem besser beleuchteten Wege gewann er allmählich seine Selbstbeherrschung wieder; aber je mehr sich sein erregtes Blut besänftigte, desto strahlender stieg vor ihm ein Bild auf, das ihn nun schon seit einer Stunde umschwebt hatte, ohne daß er's bisher deutlich zu erkennen vermochte. Jetzt – auf einmal stand es vor ihm, ein Wunder des zweiten Gesichts, ein glückverheißendes Ahnen, nein, Sehen der Zukunft.

In einem kleinen, einfach ausgestatteten Speisezimmer saßen zwei Leute an einem Tisch unter der prächtigen Petroleum-Hängelampe, welche schon jetzt in Heinrichs Speisezimmer leuchtete. Das Abendessen war abgetragen. Das junge Paar plauderte; sie haben eben in einem Buche gelesen, und offenbar bemühte sich Heinrich – der Mann war nämlich Heinrich –, eine Behauptung des Verfassers für Clemence verständlicher zu machen – die Frau war nämlich Clemence. So deutliche Farben nahm das Bild an, daß Heinrich, der sich von jedem Aberglauben frei wußte, erstaunt stehenblieb und sich – die Augen fest auf die Dunkelheit gerichtet – gleichzeitig an der merkwürdigen Schöpfung seiner Phantasie ergötzte und durch Selbstbeobachtung eine Erklärung zu finden suchte. Und wie er über die Erscheinung nachdachte, verschwand sie langsam, und ihm blieb beim Weiterschreiten nur die

Erinnerung daran, daß er sich wie mit leiblichen Augen als Gatten des Fräulein Clemence von Auenheim gesehen hatte.

Droben rauschte es in den Baumkronen, und Heinrich lauschte, ob er aus der Sprache des Windes einen Ruf vernähme, der den jublierenden Stimmen seines Herzens entsprach. Aber wenn der brausende Wind der hochragenden Victoria auch von noch so gewichtigen Dingen erzählt: von ungeheuren Schlachten und Siegen, bei denen auch Heinrichs Blut geflossen – von der großen Liebe des jungen Arztes wußte der alte Wind nichts.

Zwischen den Wolkenflocken schimmerte der Mond herunter. Heinrich suchte zu ergründen, warum die Liebenden seit unvordenklichen Zeiten die matte Scheibe schön finden konnten. Ja, das milde Licht tat wohl wie ein freundliches Wort von des Mädchens Mutter. Aber der Mond mit seinem geborgten Glanze und die Sterne, die so kokett hinter jeder Wolke wie hinter einem großen schwarzen Fächer hervorglitzerten und hervorblinzelten, all die himmlischen Lichter verschwanden in ferner Dämmerung, wenn er die Augen seines geliebten Mädchens auf sich niederblicken sah, lebensspendend wie die Sonne, heimlich wie die Nacht.

Ja, er liebte Clemence. Er liebte sie, wie noch nie ein Mensch vor ihm geliebt hatte. Seine Liebe mußte eine völlig neue Schöpfung sein. Er wußte das ganz

bestimmt, denn die Nachtigall, welche eben im Gebüsch drüben zu schlagen begann, hatte mit ihrem Liede Jahrtausenden als Symbol der Liebe gedient, und ihm kam die einfache Tonfolge im Verhältnis zu seiner unendlichen Sehnsucht unbedeutend, nichtssagend vor.

Also, er liebte sie unsäglich. Und sie? Nun gewiß, sie sah ihn nicht ungern, sie schätzte ihn, sie zeichnete ihn aus. Und wenn sie ihn auch kaum liebte, unbedingt nicht so wie er sie, so liebte sie doch sicherlich keinen andern. Aber war damit eine Ehe zwischen Dr. Heinrich Wolff und Fräulein Clemence von Auenheim schon ermöglicht?

Zwar die äußeren Hindernisse wären am Ende zu besiegen gewesen. Die Mutter war ihm geneigt; Heinrich fühlte das und er fühlte auch den Grund, aus welchem die müde Frau für ihre Tochter einen tätigen, selbständigen Mann, keinen Kavalier wünschte.

Papa Auenheim tat am Ende alles, was seine Töchter verlangten, und nach dem alten bärbeißigen Großvater brauchte der Liebende, wenn er mit Clemence einig war, gar nicht erst zu fragen. Sein reiches Gut Eggerwitz verlangte er nicht, seine Autorität erkannte er nicht an.

Wie aber sollte ein einfacher Dr. Heinrich Wolff um das Freifräulein werben? Und da für ihn das Geständnis seiner Liebe und die Werbung um ihre Hand nur eines gewesen wäre, wie sollte er ihr seine Liebe gestehen? Gewiß, Heinrich empfand stolz und modern

genug, um einen jeden zu verachten, der Standesunterschiede über die Liebe hätte den Sieg davontragen lassen – er dünkte sich Demokraten genug, um als Baron die Hand seiner Tochter dem ersten besten Bürgerlichen und diesem mit Vorliebe zu schenken. Aber er war nicht Demokrat genug, um als Bürgerlicher unbefangen um ein adliges Mädchen zu freien. Sein Stolz empörte sich gegen die Möglichkeit einer Ablehnung, die seine bürgerliche Herkunft zum Vorwande nahm. Und was noch schlimmer war – er fühlte, so sehr er sich mit heimlicher Freude gegen diesen Abfall sträubte – seine demokratischen Grundsätze gegenüber der Geliebten schwanken. Hundert Auenheims waren in seinen Augen einem einzigen tüchtigen Arzte nicht ebenbürtig; ihn setzten die stolzen Egges – ganz abgesehen von dem jämmerlichen Kurt – durchaus nicht in Erstaunen; aber Clemence, freilich Clemence war ein Wesen besonderer Art, ein königliches Mädchen, um welches zu werben Vermessenheit schien, wenn der Freier nicht selbst ein König war. Heinrich ärgerte sich über sich selbst, aber Clemence konnte er sich nun einmal nicht als die Tochter eines bürgerlichen Fabrikanten vorstellen.

Wenn er also selbst das Kühne einer Verbindung dieser Auserwählten mit einem schlichten, arbeitsamen Menschen einsah, wie durfte er ihr von Liebe sprechen? Und da sie gewiß nicht zuerst davon begann, wie sollte sie von seinen Gefühlen erfahren? Heinrich

konnte den Gedanken nicht fassen, sie zu verlieren, aber auch seine Seele nicht zwingen, das teure Mädchen im Kampfe zu erringen.

Doch hatte nicht eben am heutigen Abend Clemence selbst die Brücke geschlagen? Hatte er es nicht im Dunkel seiner Sehnsucht wie einen Regenbogen auf Wolken aufleuchten sehen, da sie plötzlich von der Vereinigung im Geiste gesprochen hatte, die sie dem Stande, der Geburtsgleichheit kühn entgegenstellte? War sie bei diesen Worten nicht so erregt gewesen, als fühlte sie, daß diese Gesinnung für ihr eigenes Leben wichtig werden müßte! Ja, Heinrich durfte es sich sagen – und seine Brust hob sich vor Lust –, nicht das Freifräulein, nicht die Enkelin derer von Egge stand zu hoch über ihm, nur Clemence selbst, die edle Persönlichkeit des Mädchens, stand fern von ihm – nicht ferner als von allen anderen Menschen. Und über diese Kluft – das glaubte Heinrich in stiller Siegeshoffnung doch – half die Liebe hinweg.

Nur noch ein kleines Hemmnis lag zwischen ihm und der Geliebten. Er war ja nicht ein Bürgerlicher wie Hinz und Kunz, er war Jude, war nicht Christ.

Heinrich ballte die rechte Hand zur Faust, da ihm dieser Gedanke plötzlich wie der boshafte Streich eines Feindes vor der Seele stand. Er war ein Jude! Wenn es ein Makel war, so mußte er wohl untilgbar sein; denn jetzt, nach vielen Jahren, in denen ihm die Erinnerung völlig fremd geworden war, jetzt packte ihn

wieder der alte Zorn gegen das Schicksal, das ihn nicht werden ließ wie die Millionen um ihn her, das ihn zu einer Ausnahmestellung zwingen wollte, ihn, den es nach keiner Ausnahmestellung verlangte, der inmitten seines Volkes, des deutschen Volkes, an seinem Platze wacker wirken wollte.

War er aber nicht ein Tor! Wenn er selbst imstande gewesen war, vollständig sein bißchen Judentum zu vergessen, und jetzt im geistigen Kampfe um sein höchstes Lebensziel sich fast gewaltsam daran erinnern mußte – wie durfte er dem hohen Sinne seiner Clemence so kleinliche Rücksichten zutrauen! Clemence hatte von einer Vereinigung im Geiste über die Standesunterschiede hinweg gesprochen! Wie durfte er glauben, daß sie dann noch an einem fremden Umstand Anstoß nehmen werde, der seit Jahren keine rechtliche, seit Ewigkeit keine seelische Bedeutung hatte. Nein, weg mit dem Schatten, den nur sein grüblerischer Verstand, nicht sein vertrauensvolles Herz heraufbeschworen hatte! Weg mit allen düsteren Gedanken! Zeige dich wieder, du trautes Bild, du herrliches Weib, über die Arbeit gesenkt, unter der Lampe ... so! Und schwinde nicht mehr! Fülle deine Adern mit lebendigem Blute, atme, seufze, lächle ... so! Damit ich sehe, daß du lebst, daß du wirklich kein Traumbild bist, sondern mein süßes angebetetes Weib, meine liebe, liebe Clemence!

Und wieder stürmte Heinrich über die nächtliche Landstraße, aber mit leuchtenden Augen, mit fröhlichem Sinn. Wußte er auch noch nicht, wie es werden würde, so hatte er doch an die Möglichkeit des Glückes glauben gelernt, die Möglichkeit eines Wunders gesehen! Wenn aber das Wunder ihm zuliebe geschah – was kümmerte ihn die Logik, was das Naturgesetz!

## 7. KAPITEL

Als Heinrich nach stundenlangem Umherwandern tief in der Nacht vor seiner Wohnung ankam, bemerkte er Licht in seinem Sprechzimmer. Er machte sich schon Vorwürfe, daß er so lange ohne zwingenden Grund abwesend gewesen und eilte hinauf. Sein Diener empfing ihn schläfrig. Im Sprechzimmer warte ein fremder Herr seit acht Uhr abends. Er sehe aber sehr gesund aus. Auch habe er sich ganz ungescheut benommen und sich Licht anstecken lassen.

Heinrich öffnete rasch die Tür, um sich den sonderbaren Patienten zu betrachten. Als er eintrat lag der Fremde, mit Heinrichs Überzieher zugedeckt, auf dem Sofa, schlief und schnarchte sogar. Beim Geräusch von Heinrichs Schritten erwachte er jedoch hurtig, wie ein Soldat im Felde, öffnete groß die Augen, sagte: »Gute Nacht, Heinrich!« und drehte sich auf die andere Seite.

»Victor!« rief Heinrich lachend aus. »Wie kommst Du denn so plötzlich hierher! Und warum hast Du mir Deine Ankunft nicht angezeigt?«

»Tu mir jetzt den einzigen Gefallen, lieber Freund, und geh schlafen. Herumtreiber Du! Morgen werde ich Dir ordentlich die Leviten lesen müssen! Das also ist aus dem alten Duckmäuser geworden! Ein Nachtschwärmer, der um zwei Uhr morgens nach Hause kommt und mit seinem Gepolter solide Leute aus dem besten Schlafe weckt! Schäme Dich was, Alter! Hätte ich das gewußt, so hätte ich nie einen Fuß über Deine Schwelle gesetzt, sondern wäre gleich in meinem Hotel geblieben! Gute Nacht!«

Mehr war für heute aus Victor nicht herauszubringen. Heinrich ergab sich darein und wollte den Freund nur bewegen, im Bette zu schlafen und ihm, dem Wirte, das Sofa zu überlassen. »Laß mich schlafen, Nachtschwärmer, und begib Dich endlich zur Ruhe! Freilich ist's hier in Deinem Marterkasten wie im Vorzimmer zum Kirchhof: es riecht nach allen möglichen Giften und Betäubungsmitteln. Gute Nacht! und wenn mich die Medikamente zur Strafe dafür, daß ich sie nie gemocht habe, in dieser Nacht ersticken, so kannst Du morgen frei nach Freiligrath ein Gedicht deklamieren: ›Der Apotheke Rache‹. Gute Nacht!«

Wirklich erfuhr Heinrich erst am nächsten Morgen, als die Freunde lustig beim Frühstückstisch saßen, was den andern hergeführt. Und ganz deutlich wurde auch da noch nicht alles. Victor hatte die beneidenswerte Gabe – gegen welche Heinrichs Ordnungssinn seltsam abstach –, über die wichtigsten Gegenstände, über

die sich ziffermäßige Belege beibringen ließen, flüchtig hinwegzuhüpfen, dagegen nach Laune bei diesem oder jenem Nebenumstande zu verweilen.

So erzählte er jetzt ausführlich von der Art und dem Werte seines Gutes, von neuen Experimenten der Landwirtschaft, die er mit der Leidenschaft eines Dilettanten trieb, von den Dummheiten und Grobheiten seines Inspektors und fügte nur ganz nebenbei hinzu, daß er diesen Inspektor wegen allerlei Betrügereien habe entlassen müssen.

Mit Mühe nur konnte Heinrich aus dem heiteren Geplauder des Freundes die ernstesten, ja schlimmsten Nachrichten herausfinden, welche Victor nicht etwa zu verbergen suchte, an die er nur jetzt nicht denken wollte. Wie Heinrich mehr erriet als erfuhr, ging es mit der Bewirtschaftung des Gutes nicht zum besten. Die Übernahme und Einrichtung des gründlich heruntergebrachten Gutes erforderte mehr bares Geld, als Victor besaß. Jahrelang hatte er vergebens gegen die Gefahren gekämpft. Jetzt sah er ein, daß ein besserer Landwirt, als er war, die Sache in die Hand nehmen mußte. Er war Reiteroffizier und wollte es vorläufig bleiben. Darum habe er seinen oft verlängerten Urlaub nicht weiter ausgedehnt, habe sich hierher versetzen lassen, weit weg von seinem Besitz, nur um nicht mehr mit Klagen und Sorgen zu tun zu haben.

»Und wenn die Mißstände sich in der Ferne vermehren, wenn sie Dir schließlich über den Kopf wachsen?« warf Heinrich ein. »Hast Du auch bedacht . . . ?«

»Daß Du mir noch eine Scheibe Schinken geben sollst, habe ich bedacht. Und nun nichts mehr von mir! Ich komme mir wie ein Komödiant vor, wenn über mich gesprochen wird. Das ist ja das einzig Schöne am Leben, daß man sich nicht täglich Rechnung zu legen braucht. Hätt's doch das Pferd besser als der Reiter, wenn der bei jedem Schenkeldruck erst an alle Wenn und Aber denken müßte. Also nichts, kein Wort mehr von mir! Leg Du mal los und erzähle, was Du inzwischen angegeben hast. Im Erzählen bist Du mir über, das weiß ich.«

Heinrich mußte sich fügen. Er berichtete über sein Leben, über seine Studien, seine kleinen Erfolge, das Wachsen seiner stillen Tätigkeit. Sie kamen immer vertrauter ins Plaudern. Auch Victor wurde redseliger und gab derbe Späße aus dem Treiben seiner bisherigen kleinen Garnison zum besten, wofür Heinrich ihn mit den neuesten Doktorgeschichten entschädigte. Erst spät, als Victor die zweite Zigarre zu Ende geraucht hatte, fragte er nach der reizenden Familie, bei der sie einst verwundet lagen.

»Weißt Du noch, Heinrich, wo das himmlisch schöne Mädchen war – Donnerwetter, wie hieß sie nur gleich! – und dann die kleine Krabbe, das Evchen. Wie oft habe

ich von den schelmischen Augen des kleinen Schwesterchens träumen müssen! Weißt Du vielleicht, was die Leute machen?«

Heinrich scheute sich, den Freund zum Vertrauten unausgesprochener Gefühle zu machen, und hatte in der Angst, sich doch zu verraten, nicht übel Lust, Auenheims geradezu zu verleugnen; aber täuschen konnte er den Freund doch nicht. Er gab zögernd und mit schlecht gespielter Gleichgültigkeit zu, häufig in das Haus zu kommen und erst gestern abend dagewesen zu sein.

»Und das sagst Du mir erst jetzt, Du hinterlistiger Mensch? Und bei Auenheims bist Du allein, ohne daß Gesellschaft da war, bis zwei Uhr morgens geblieben? Sprich, Sünder – ich will alles wissen!« Heinrich sagte schnell, daß er vor der Heimkehr noch einige Stunden im Tiergarten spazierengegangen. Die Nacht sei so schön gewesen.

»Hü!« pfiff Victor lachend vor sich hin. »So, so! Die Nacht war so schön. Na, haben die Nachtigallen im Tiergarten so schön gesungen, oder hast Du einmal das Nachtleben der Pflanzen studieren wollen? So, so! Na, und hättest Du mir weiter gar nichts zu erzählen? Nicht, was die Nachtigallen Dir vorgesungen haben?«

»Ich habe nichts zu erzählen,« sagte Heinrich fast traurig.

»Bedenk es wohl,« rief Victor erregt, »hast Du mir nichts, gar nichts zu erzählen?«

Heinrich ergriff Victors Hand. »Ich habe keine Geheimnisse vor Dir; nur was mir selbst nicht zum Bewußtsein gekommen ist, darfst Du nicht von mir verlangen. Heute Nacht – ganz recht, als die Nachtigallen sangen – glaubte ich eine Stunde lang, die Welt wäre wieder einmal um einen König reicher geworden, und der König wäre ich. Als ich aber im Tageslichte aufwachte, da fiel mir die Königskrone vom Kopf und war nicht wieder aufzufinden. Ich fürchte fast, sie war ein nächtliches Truggold. Ja, hättest Du gestern abend, als ich Dich hier vorfand, die Lampe auslöschten und uns im Finstern traulich plaudern lassen, Du hättest am Ende irgend etwas erfahren. Aber bei Lichte besehen, habe ich nichts zu erzählen. Schade! Ich wäre selbst neugierig zu wissen, was ich Dir gestern gebeichtet hätte.«

Sie sprachen nicht weiter von Auenheims. Heinrich ging seinem Berufe nach, und Victor fuhr ins Hotel, um seine Zivilkleider mit der glänzenden Husarenuniform zu vertauschen und alsbald die wichtigsten Besuche zu machen. Er sagte zu dem Freunde, den er am Abend zu einer Spazierfahrt abholen wollte, daß er sich heute nur bei seinem Vorgesetzten melden werde.

Als er sich aber abends recht unpünktlich einfand, berichtete er anfangs kleinlaut, dann immer lebhafter, er sei zufällig bei Auenheims vorbeigekommen, habe die kleine Krabbe am Fenster gesehen und der Versuchung nicht widerstehen können hinaufzugehen. Man

habe ihn recht herzlich aufgenommen. Die kleine Krabbe habe gleich mit ihm gezankt, die himmlische Clemence, die sonst so stille, habe ihn immer wieder zum Dableiben und zum Sprechen aufgemuntert; sie hätten fast eine Stunde miteinander geplaudert – über Dr. Wolff, wie ihm jetzt einfalle –, dann sei der schöne Papa nach Hause gekommen. Die Frau komme ihm sehr leidend vor. Aber Papa Auenheim sei ein prächtiger Mensch, immer jung, immer elegant, immer höflich, das Ideal eines Schwiegerpapas.

Da war das Wort heraus, und Victor erschrak, als er den Freund erblassen sah. Da aber Heinrich nichts antwortete und nach einer langen Pause sich Mühe gab, Gleichgültiges über den ersten besten Vorübergehenden zu sagen, so wurde auch Victor trotzig und zwang sich, heute an Auenheims nicht mehr zu erinnern.

Zum Teufel auch, wenn Heinrich dort irgendein Recht oder auch nur irgendeine tiefe Leidenschaft geltend zu machen hatte, so brauchte er's nur zu sagen! Aber wenn er selber schwieg, dann wußte Victor eben nichts und folgte seinem Herzen.

Und wie er ihm folgte! Noch regelmäßiger als Heinrich, der mitunter an das Bett eines Schwerkranken gebannt war, brachte Victor die beiden stillschweigend verabredeten Abende bei Auenheims zu, und oft genug hatte er eine wichtige Angelegenheit zu bestellen, Theaterbillets zu besorgen, ein Buch zu bringen, so daß er bald häufiger im Hause aus- und einging

als sein Freund. Heinrich war stark genug, sich's nicht merken zu lassen, wie sehr er unter dem Glücke seines Freundes litt; aber von Tag zu Tag zog er sich mehr auf sich selbst zurück, mied den Freund, der ja auch durch seine neuen Kameraden viel in Anspruch genommen wurde, und wäre von Auenheims wieder ganz fortgeblieben, wenn er nur so bald einen schicklichen Vorwand gefunden hätte.

Der alte Plan, seine Studienreisen wieder aufzunehmen und in Verbindung mit befreundeten Engländern nach Afrika, an den Herd der furchtbaren Seuche, zu wandern, wurde schweren Herzens wieder erwogen. Als er bei Auenheims das erste Wort von seinem Vorhaben sprach, wurden die Damen still. Nur Evchen fing an zu klagen. Victor aber blickte ganz freudig überrascht auf und sah aus, als ob er dem Freund am liebsten gleich ein direktes Eisenbahnbillet nach irgendeinem innerafrikanischen Dorfe gelöst hätte.

Und niemand hätte sagen können, was den Arzt seit Victors Erscheinen im Auenheimschen Hause am schwersten bedrückte. Es ging an den geselligen Abenden, an denen auch einige Verwandte des Auenheimschen Hauses teilzunehmen begannen, nun entschieden lebhafter zu; es wurde gelacht, gestritten, gesungen, Klavier gespielt, wohl auch einmal ein ganz klein bißchen getanzt. Man blieb so länger beieinander und machte, ohne es zu wollen, an die Gastfreundschaft der Wirte etwas größere Ansprüche.

Frau von Auenheim ermunterte die junge Welt in allem, kam ihren Hausfrauenpflichten pünktlich nach, aber Heinrichs geschärftes Auge konnte es nicht übersehen, daß ihr des fröhlichen Treibens zuviel wurde, daß sie ihr Leiden oft nur mit Mühe vor der Gesellschaft verbarg. Niemand außer ihm kannte die Gefahr, in welcher die Frau täglich schwebte; seine Warnung, die ihm überdies kaum gestattet war, hätte wenig geholfen, und dennoch fühlte sich Heinrich von jedem leise schmerzlichen Zucken des feinen Gesichts wie ein Schuldiger getroffen und bemühte sich, der verehrten Frau durch still verborgene Rücksichten im kleinen manchen Dienst zu erweisen.

Frau von Auenheim dankte nur durch Annahme seiner Dienste; sie hätte kaum von einem anderen Gaste geduldet, daß er für sie auf die elektrische Klingel gedrückt, für sie einen Stuhl gerückt und aus Rücksicht auf sie bald ein Fenster, bald eine Tür geschlossen hätte. Ob auch Clemence auf den heimlichen Kampf achtete, den Heinrich so gegen den Opfermut ihrer Mutter begonnen? Sie mußte doch wohl. Denn mehr als einmal war Heinrich eben erst durch den sorgenden Blick der Tochter darauf aufmerksam gemacht worden, daß Frau von Auenheim der Ruhe oder einer kleinen Hilfeleistung bedürfe. Und so ruhten die schönen Augen wie mit einer sorgenvollen Frage, die nicht laut zu werden wagte, in den seinen. Heinrich antwortete nicht, weder durch Blicke noch durch Worte.

Herr von Auenheim war jetzt ein fast täglicher Gast in seinem Hause. Seine Frau zuckte jedesmal ganz unmerklich zusammen, wenn er in Gesellschaft erklärte, daß der leidende Zustand seines lieben kleinen Frauchens ihn zwingt, die Freunde im Klub zu vernachlässigen. In der Tat aber hatte es nicht den Anschein, als ob der schöne Auenheim nur seiner kranken Frau wegen zu Hause sei. Ein aufmerksamer Beobachter konnte an ganz unscheinbaren Äußerungen bemerken, daß es ihm unbehaglich war in der Nähe seiner leidenden und in der Krankheit rasch alternden Gattin. Für ihn war Krankheit eine Erinnerung an den Tod und der Tod grauenhaft als das Ende der Jugend. Er sprach öfter als die arme Frau es liebte von ihren Leiden und bedauerte immer, daß sie sich nicht überreden lassen wollte, den Winter im Süden zuzubringen. Er würde sich schon, so schwer es auch für ihn wäre, in die Trennung fügen.

Der Magnet, der den schönen Auenheim nach Hause zog, war offenbar Victor und das heitere Leben, das er so rasch in den kleinen Kreis gebracht hatte. Es war gar nicht unmöglich, daß der schöne Auenheim es den bisherigen alleinigen Hausfreund, den Dr. Wolff, fühlen lassen wollte, wie die kranke Frau wohl ihre kleinen Schwächen haben und diesen jungen Mediziner bevorzugen dürfe, wie aber der Chef die Würde des Hauses wahren und den Unterschied zwischen einem bürgerlichen Arzte und einem adeligen Standesgenossen aufrechterhalten müsse.

So hielten Vater und Mutter das Zünglein der Waage recht in der Mitte. Heinrich mußte sich sagen, daß die kühle Haltung des Herrn ohne die immer wachsende Freundlichkeit der Frau unerträglich geworden wäre. Schließlich aber hing es ja nur von ihr, von Clemence ab, ob Heinrich sein in aller Seelennot tief empfundenes Glück in diesen Räumen ruhig fortgenießen oder wieder, wie schon einmal, in fremde Länder hinaus-schwärmen sollte.

Clemence aber war für Heinrich nicht so leicht zu ergründen. Als Victor, rasch und feurig wie immer, ihr seine Huldigungen darbrachte, lehnte Clemence durchaus nicht so unerbittlich ab, wie Heinrich es vorausgesetzt. Wenn er selbst jemals gewagt hatte, mit einem unscheinbaren, halben Wörtchen nur auf die Möglichkeit einer Neigung hinzudeuten, so trafen ihn auch schon die wundersamen Augen mit so rührender Bitte, daß Don Juan selber schüchtern sich weggeschlichen hätte. Für Victors ehrliche Schmeicheleien hatte Clemence immer ein herzliches Lachen. Sie suchte sogar schalkhaft den widerwilligen Heinrich ins Gespräch zu ziehen und dadurch dem Wesen Victors fast das Kompliment zu machen, als ob sich von ihm manches lernen ließ. Heinrich suchte sich, obwohl er in vielen Stunden völlig verzweifelte, damit zu trösten, daß Clemencens Munterkeit bei Victors Gesprächen dem

Blick nicht gleiche, welcher ihm in stilleren Momenten oft zuteil geworden. Sie blieb dem Leutnant gegenüber immer die wohlerzogene Dame, die wohl in der Fröhlichkeit ihres Herzens lächeln und selbst lachen durfte. Und daß jede wohlwollende Miene schon wie ein Sonnenblick ihr Antlitz erhellte, das bewies ja bei Clemence nichts für den Herrn, mit dem sie gerade plauderte – sie konnte ja nicht anders als so schön sein. Heinrichs Lächeln aber, das Lächeln, mit welchem sie ihn von der Erde hinweg in die Gefilde seliger Träume zu versetzen mochte – *sein* Lächeln war etwas ganz anderes. Es war nicht so lustig, aber auch nicht so flüchtig wie ihr allgemeines Gesellschaftslächeln. Heinrich hatte es zu oft mit begeisterten Augen kommen und schwinden sehen, um nicht wie ein Maler das Bild im Gedächtnis zu haben. Sein Lächeln war wie ein Kuß oder wie die Frage unschuldiger Augen: was wohl ein Kuß wäre? Da konnten im Verlaufe eines intimen Gesprächs ihre Augen seltsam zu leuchten beginnen, eine leichte Röte überzog von den Stirnhaaren aus das Antlitz, und an den Augenwinkeln lugte das Lächeln hervor, huschte an den Nasenflügeln vorüber über die Lippen hin, öffnete leise den Mund, zeigte die Zahnspitzen und ließ sich endlich ganz unartig auf den Wangen nieder, wo die Spur von Grübchen noch lange nach dem Entgleiten zurückblieb. Das war *sein* Lächeln, das ihm allein blieb, mochte sonst was immer geschehen.

Und mit der Aufmerksamkeit, die seine Eifersucht wach erhielt, glaubte er noch manches zu bemerken, was ihm wieder Mut gab. Victor hielt es niemals lange in der Nähe der älteren Schwester aus. Immer wieder blieb er am Ende bei Evchen hangen, stritt mit ihr herum, leugnete, daß man sie schon als Dame behandeln müsse, war aber in allen Kindereien, die er mit ihr trieb, weit natürlicher, als bei den stürmischen Huldigungen, die er der älteren Schwester darbrachte. Freilich sprach er, wenn er ernst wurde, mit Evchen immer nur von Clemence, man konnte aber nicht recht erkennen, ob es ihm mehr um den Gegenstand des Gesprächs oder um das Gespräch selbst zu tun war.

Victors Bemühungen konnten in dem kleinen Kreise nicht unbemerkt bleiben. Und wenn auch die Anwesenheit der Hausfrau derartige Neckereien selbst unter den Verwandten nicht aufkommen ließ, so wurde doch heimlich mancher Scherz gemacht, der dann auch oft Heinrich zu Ohren kam.

Clemence aber fuhr unbekümmert fort, sich durch Victors Scherz nur gleichmäßig sanft erheitern zu lassen. Ja, das gemessene Mädchen, dem jede Art von Spott fremd war, widerstand ihm gegenüber nicht der Versuchung, die kleinen Eigenheiten der Aussprache, seine niederdeutsche Betonung, seinen oft seltsamen Wortschatz zum Ziele lustiger Ausfälle zu machen. Sie wußte das Plattdeutsche vortrefflich nachzusprechen

und lockte ihn durch unmerklichen Übergang zum Dialekt so tief in die heimatliche Redeweise, bis er schließlich immer erlag und am Ende einen so derben, unverständlichen Ausdruck vorbrachte, daß die ganze Gesellschaft in ein übermütiges Lachen ausbrach. Evchen – ob sie nun der Schwester den leichten Triumph nicht gönnte oder ob sie wirklich eine besondere Vorliebe für die urwüchsigen Sprichwörter Mecklenburgs hegte –, Evchen nahm sich einmal des Leutnants und seiner Muttersprache sehr warm an.

Victor hatte eben für sich gesprochen. Der Dialekt sei das einzig richtige Deutsch, das noch den Duft des Ackers und des Waldes bewahrt habe. Überhaupt seien nur die Dialekte eine lebendige Sprache.

Da rief das Evchen darein: »Das Hochdeutsch, wie sie es sprechen müsse, komme ihr immer ausgestopft vor oder wie die Handschrift ihres Kalligraphielehrers, die vor lauter feinen egalten Strichen gar nicht zu lesen sei. Sie stelle es sich himmlisch vor, auf einem Bauerngute zu leben und nicht die Hälfte von allem zu verstehen, was die Leute reden.«

Clemence war natürlich schon zum Frieden geneigt und versprach der Schwester mit einem herzlichen Kuß, das Hochdeutsche so rasch wie möglich wieder verlernen zu wollen. Victor aber gab sich nicht so leicht zufrieden, nachdem er einen so eifrigen Anwalt gefunden. Er klagte über der schönen Spötterin Ungerechtigkeit.

»Mir werfen Sie mein bißchen ehrliches Platt vor und haben für die sprachlichen Unarten anderer gar kein so feines Gehör. Da sitzt mein Freund Heinrich, freilich wieder so stumm, daß man ihm seine Sprachfehler nur schwer nachweisen kann. Lassen Sie ihn aber nur den einfachsten Satz sagen und Sie werden die fremdartige Dehnung der Vokale und die Schärfung des »S« sogleich bemerken. Der Mensch will Arzt sein und kann nicht einmal »Senfpflaster« richtig aussprechen. Und was tut da meine schöne Feindin? Ja, ich muß Sie denunzieren, so leid es mir tut. Sie hat sich das alles angewöhnt und spricht bald ein Deutsch wie meine freundliche Wirtin in Horzitz bei Sadowa, wo ich nach der Schlacht von Königgrätz zum erstenmal wieder ein derbes Stück Fleisch zu schmecken kriegte. Und nicht nur von der Betonung hat sich das gnädige Fräulein beeinflussen lassen. Ganze Worte hat sie sich von diesem Österreicher angewöhnt. Ich frage alle Anwesenden, ob Ihnen nicht auch schon wie mir, von Fräulein Clemence eine Wiener Schale Café anstatt eines Berliner Kaffees angeboten wurde?«

Während Clemence trotz ihres glühenden Errötens ihre Unbefangenheit zu wahren sich bemühte, stimmten die Gäste dem Sprecher übermütig bei, und nur Heinrich machte den Versuch, dem Mädchen zu Hilfe zu kommen. »Das war recht häßlich, Victor,« begann er erregt; aber schon wurde er mit verdoppelter Heiterkeit unterbrochen und mußte nur froh sein, daß auch

Clemence in das Lachen einstimmt. »Das war recht häßlich« war nämlich für Clemence ein Lieblingswort, durch welches sie den höchsten Grad von Unzufriedenheit zu erkennen gab. Und nun mußte Heinrich sich die Redensart angewöhnt haben. Die Scherze über den Zufall, der das Wort gerade in diesem Augenblicke über Heinrichs Lippen gelockt hatte, konnten nur mit Mühe zurückgedämmt werden, und es dauerte lange, bevor das allgemeine Gespräch zu einem anderen Gegenstande überging.

Niemand hatte sich über den drolligen Zufall lebhafter gefreut als Frau von Auenheim. Sie lachte immer wieder von neuem, bis sie ganz rot im Gesicht wurde und die ungewohnte Farbe ihr den Schein der Jugend gab. Sie blieb auch den ganzen Abend munterer als sonst.

Am anderen Morgen jedoch wurde Heinrich schon um fünf Uhr mit der Meldung geweckt, Frau von Auenheim sei plötzlich gefährlich erkrankt und lasse ihn sogleich zu sich bitten.

Nach wenigen Minuten war Heinrich bei der Kranken. Im Hause herrschte große Unruhe. Der schöne Auenheim, mit einem prächtigen persischen Hausröckchen bekleidet, kam dem Arzte stürmisch entgegen. Der tüchtige Hausarzt, den Heinrich ja kenne, sei verweist, die arme Frau habe keinen fremden rufen lassen

wollen. Heinrich solle nur hineingehen. Er selbst vertrage die Luft des Krankenzimmers und den Anblick seiner guten leidenden Frau nicht.

Als Heinrich leise die Tür zum Krankenzimmer öffnete, lag Frau von Auenheim mit geschlossenen Augen da. Die beiden Mädchen hielten die Hände der Kranken. Heinrich trat näher. Clemence erhob sich mit kummervollem, übernächtigttem Antlitz, die Kranke schlug die Augen auf und begrüßte den Arzt mit ruhiger Heiterkeit.

»Geht, Kinder,« sagte sie gütig. »Ihr seht ja, es geht mir besser. Die Krämpfe kommen gewiß nicht wieder. Und unser Doktor Wolff wird mir schon helfen.«

Gehorsam verließen die Mädchen die Stube. Heinrich begann ruhig und aufmerksam seine Untersuchung. Je trauriger das Ergebnis sich gestaltete, desto sorgsamer forschte der Arzt nach Möglichkeiten, die einige Hoffnung gewähren konnten. Vergebens. Noch niemals hatte er an einem Krankenlager mit solchem persönlichen Anteil gestanden, noch niemals so lange mit der Feststellung seiner Überzeugung gezögert. Endlich mußte er endigen, wollte er die Kranke nicht ungeduldig machen.

Jetzt setzte er sich neben das Lager nieder und sann über die Worte nach, die er sprechen sollte. Die Kranke aber blickte ihm traurig in die Augen und sagte leise:

»Geben Sie sich keine Mühe, Herr Doktor. Ich weiß doch alles. Ich war vor kurzem heimlich bei dem Professor, der nichts kennt als kranke Herzen. Der Herr ist nicht so jung und so gut wie Sie und hat mir auf meinen Wunsch nichts verschwiegen. Ich werden noch eine kurze Zeit leiden und dann einmal plötzlich tot sein.«

Und die Kranke schloß erblassend die Augen.

»Ihr Herz ist allerdings nicht normal . . .,« begann Heinrich tief erschüttert; aber die Frau schaute ihn schon wieder lächelnd an und sagte:

»Lassen Sie das! Ich wollte nur die Bestätigung, daß es keine Hilfe gebe, in Ihrem lieben Gesichte lesen. Nun ist's gut. Ich bin das erstemal über die Mitteilung erschrocken. Sie wissen, Alter schützt vor Torheit nicht.«

Ein langes Schweigen folgte. Heinrich hielt die Hand der leidenden Frau umfaßt und suchte vergebens nach einem Troste. Endlich begann die Kranke wieder:

»Ich freue mich nur über eins: darüber, daß mein Leiden nicht erblich ist. Nein, gewiß nicht, was Ihr Ärzte auch darüber denken mögt. Als ich heiratete, war ich gesund, glauben Sie mir's. Es brauchte viele Jahre, bevor ich mir langsam die Krankheit erwarb. Doch, das ist nichts Medizinisches. Das versteht nur die Frau eines schönen Mannes.«

Die Kranke hauchte die letzten Worte kaum hörbar hervor. Dann fuhr sie wieder heiterer fort: »Mein Tod

wird keine allzu große Lücke in die Welt reißen. Meinem Vater wird's nah gehen, aber er hat seinen Bruno, und ich bin doch keine echte Egge mehr, seitdem ich von Auenheim heiße. Mein Mann . . . nein, er fühlt sich noch jung, er wird Lebenskraft genug besitzen. Meine armen Mädchen werden's verschmerzen, wie man immer den Verlust der Eltern verschmerzen muß. Wenn ich sie nur vor dem Abschied in sicherer Hut wüßte, in der Obhut braver tüchtiger Gatten.«

Die Kranke errötete leicht.

Auch Heinrich fühlte erglühend die Bedeutung des Momentes. Es war kein Zweifel, Frau von Auenheim hatte seine Liebe erraten und wollte mit ihm über die Zukunft der Tochter sprechen.

Was wird das nächste Wort der Kranken bringen?

Mochte kommen was immer, Heinrich war entschlossen, alle seine Kräfte der mutigen Frau zu weihen, die angesichts des Todes so ruhig ihr Haus bestellte.

Die Kranke schien auf eine bestimmte Antwort gehofft zu haben. Als Heinrich sie nur erwartungsvoll ansah, begann sie aufs neue:

»Für meine gute Clemence besonders wünschte ich einen ernsten, tätigen Genossen, einen gebildeten Mann, zu dem sie liebend emporblicken kann. Clemence ist schön wie ihr Vater und hat daneben auch manche Eigenschaft von meiner Mutter überkommen. Ich möchte nicht, daß auch das Herz meiner Clemence

krank würde. Und ein Schwiegersohn mit einer bürgerliche Tätigkeit wäre mir lieber als ein Aristokrat ohne jeden Beruf.«

Da war's gesagt. Die Kranke schloß die Augen, um den Arzt nicht durch ihren Blick noch mehr zu verwirren. Heinrich konnte diese Sprache nicht mißverstehen. Es war kein Zweifel mehr: Die Mutter seines geliebten Mädchens verstand ihn, sie billigte seine Liebe, sie nahm an, daß Clemence auch einige Neigung für ihn empfand, sie wollte den Bund segnen.

Warum also verstummte er? Warum begnügte er sich damit, die Hand der verehrten Frau zu ergreifen und sie mit heißen Küssen zu bedecken, während seine Wangen von Tränen feucht wurden? Warum bekannte er nicht stolz und freudig seine Liebe? Warum rief er Clemence nicht herein an das Bett der todkranken Mutter, welche die Liebenden vereinen wollte? Wollte er einer aufgeregten Kranken sein Glück nicht verdanken? War er zu stolz, um den Tod als Freiwerber anzunehmen? Oder . . . oder wagte er es nicht, die verhängnisvolle Frage an Clemence zu stellen, solange auch Victor sich um ihre Hand bewarb? Fürchtete er, den Freund zu besiegen – oder fürchtete er gar, vom Freunde schon besiegt worden zu sein?

»Warum antworten Sie nicht« sprach jetzt Frau von Auenheim, indem sie besorgt und erstaunt zu ihm aufschaute.

»Sie lassen mich in den Himmel blicken,« rief er.  
»Aber darf ich denn glauben, hoffen, glücklich sein?«

»Ich verstehe Sie vielleicht nicht recht,« sagte die Kranke. »Doch – sprechen wir erst von Eva. Verzeihen Sie der alten kranken Frau, daß sie Sie mit ihren letzten Sorgen belästigt. Aber ich habe Sie recht lieb gewonnen, Herr Doktor, recht lieb. Evchen also macht mir schwere Sorgen. Sie würde ja, wenn mein Blick mich nicht täuscht, mit Ihrem Freunde, Herrn von Laskow, glücklich werden.«

»Victor und Fräulein Eva?« rief Heinrich überrascht.

»Das ist so mein Eindruck,« sagte die Kranke lächelnd. »Sie wundern sich wohl, weil Ihr Freund für die Schönheit meiner Ältesten nicht blind ist und weil Eva noch so jung ist? Glauben Sie nur den Augen einer ... einer sehr kranken Mutter: Herr von Laskow kommt Evchens wegen hierher, und das Kind sieht ihn so gern, als ein so gutes und braves Kind eben einen lebenswürdigen Husarenoffizier sehen kann und darf. Aber es tut mir leid um die beiden. Evchen ist schon, ohne daß sie es weiß, versprochen und hat ihren zukünftigen Mann recht lieb, ebenfalls ohne es zu wissen. Mein Vater würde diesen Plan kaum aufgeben wollen. Doch was kümmern uns die Fragen, die noch gar nicht gestellt sind? Ihnen sei es genug, daß Ihr Freund meine Clemence mehr in seiner Einbildung liebt als in Wirklichkeit. Haben Sie mir auch dann nichts zu sagen?«

Heinrich konnte nicht länger an sich halten; er faßte die Hand der Kranken und stammelte, daß er Clemence liebe mit einer untilgbaren grenzenlosen Liebe, daß er es nicht gewagt habe, als einfacher Arzt um die Enkelin der vornehmen Egges zu werben, ohne ihrer Liebe gewiß zu sein. Und plötzlich verdüstert fügte er hinzu, daß er ohne diese Stunde niemals gesprochen hätte, weil bei der Familie auch noch ein anderes Vorurteil gegen ihn sprechen konnte als das seiner bürgerlichen Abkunft.

»Sie erschrecken mich,« rief Frau von Auenheim und richtete sich, auf ihren Arm gestützt empor.

»Es ist auch just nichts Schlimmeres als meine bürgerliche Abkunft, die ich ja wahrhaftig für keinen Makel ansehe. Ich bin nebenbei auch Jude.«

Die Kranke sank wieder lächelnd in ihr Kissen zurück.

»Ich meinte schon, Sie hätten irgendein Verbrechen begangen. Glauben Sie mir, lieber Heinrich, ich bin eine gute evangelische Christin. Aber je näher ich mich dem Himmel fühle, desto weniger kann ich es begreifen, daß dieser Himmel wie ein Theater viele verschiedene Eingänge für die verschiedenen Rangklassen haben soll. Und doch, Sie haben vielleicht Recht; es kann Schwierigkeiten geben. Lassen Sie mich jetzt allein, ich bin müde. Ich will ein wenig schlafen, und sobald ich erwache, will ich an Euer Glück denken. Nein, jetzt um Gotteswillen keinen Dank, keine Szene, ich bin zu

schwach – Sie sind ja selber Arzt – besinnen Sie sich doch nur ein wenig. Lassen Sie mich allein!«

Heinrich verließ mit klopfendem Herzen das Zimmer. Es tat ihm weh, daß die Mädchen, welche ihn ungeduldig erwartet hatten, aus seinem verklärten Gesicht schlossen, es müsse der Kranken gut gehen, es wäre keine Gefahr vorhanden.

»Nein, es geht noch nicht besser,« sagte er zu Clemence. »Wer aber am Krankenlager dieser Frau steht, den überkommt bei aller Sorge etwas von der heiligen Heiterkeit, mit welcher Ihre Mutter die Schmerzen erträgt.«

Die Mädchen schluchzten, und Herr von Auenheim sagte, indem er liebevoll mit dem Finger über seinen bunten Rock fuhr: »Ja, sie macht es uns leicht, die gute Seele.«

Frau von Auenheim schien sich einige Tage nach ihrer Unterredung mit dem jungen Arzte wieder ein wenig zu erholen. Wieder konnten die Freunde des Hauses sich einige Male versammeln, wieder erschien das blasse Gesicht der Hausfrau unter ihnen; aber dem sorgenden Blicke Heinrichs entging es nicht, daß die Gedanken der Kranken nicht mehr auf der Erde weilten. Auch beklagte sich Clemence bei Heinrich über ihre Mutter; der Sanitätsrat sei zurückgekehrt und habe ihr

sofort jede Anstrengung, vor allem das Schreiben verboten, Mama aber stehe eben jetzt mit Großpapa in einem lebhaften Briefwechsel. Gar so wichtig könne die Sache doch nicht sein.

Heinrich sprach selbst mit der Kranken, und sie gab ihm ihr Wort, nur noch eine Zeile, die letzte, zu schreiben. Sie fühle selbst, daß sie nicht mehr viel Kraft übrig habe.

So schrieb sie denn noch ihre letzte Zeile, und tags darauf kam der alte Herr von der Egge in seinem grauen Mantel, ernster und verschlossener als sonst, vom Lande herein. Die Kranke bat ihren Vater zu sich, und hinter verschlossenen Türen blieben sie fast drei Stunden zusammen. Und seltsam: Als der alte Herr das Krankenzimmer verließ, sah Clemence aus seinen Augen dieselbe wehmütige Heiterkeit leuchten, die sie erst vor kurzem an Heinrich wahrgenommen hatte. Es wurde dem Mädchen beklommen zumute, als der Großvater auf sie zutrat, sie sein liebes Kind nannte und ihren Kopf zärtlich zwischen seine Hände nahm.

Und wieder an einem frühen Morgen wurde Heinrich geweckt. Man hatte Frau von Auenheim tot in ihrem Bette gefunden.

Und Heinrich eilte hin an das Totenbett.

Die Mädchen waren nicht zu sehen. Nur der Hausarzt, der mürrisch auf und nieder ging, und Herr von Auenheim, der in seinem persischen Schlafrock auf

dem Sofa saß und heftig weinte, empfingen ihn. Heinrich ließ sich vom Sanitätsrat zu der Toten geleiten.

Als er zurückkehrte, saß der verwitwete Mann noch immer weinend in seiner Sofaecke. Heinrich gab sich Mühe, ihm Trost zuzusprechen, doch ohne Erfolg. Immer reichlicher rannen die Tränen, und Herr von Auenheim wehrte ihnen nicht, sondern zeigte das feuchte Gesicht jedesmal, bevor er es abwischte, den Ärzten.

Endlich wurde der kleine Doktor Friedmann ungeduldig und sagte. »Sie müssen nicht so viel weinen, Auenheim, Sie sehen plötzlich um fünfzehn Jahre gealtert aus.«

Da fuhr Herr von Auenheim jäh in die Höhe und blickte erschreckt in den nächsten Spiegel. Seine Züge waren in der Tat entstellt. Als er sich in diesem Zustande schaute, schluchzte er erst eine Weile noch heftiger, dann aber machte er eine mächtige Anstrengung, kämpfte das Schluchzen nieder und wartete vor dem Spiegel ab, daß seine Züge sich wieder glätteten.

Der kleine Sanitätsrat nickte grimmig mit dem Kopfe und führte Heinrich mit sich fort, aus dem Trauerhause hinaus.

Bei dem prunkvollen Begräbnisse der Frau von Auenheim hielt Heinrich sich in gemessener Entfernung und sah nur über die Köpfe von hundert Leidtragenden hinweg die schlanke Gestalt des geliebten Mädchens, schwarz gekleidet, etwas gebeugt am Grabe der Mutter stehen.

Als er endlich wieder einen Besuch zu machen wagte, stand die Wohnung leer. Herr von Auenheim war mit seinen Töchtern zum Großvater auf das Gut Eggerwitz gefahren.

## 8. KAPITEL

Von der Tagesarbeit ermüdet, kehrte Heinrich wenige Tage nach der Abreise der Familie Auenheim in seine Wohnung zurück; da fand er unter anderem einen Brief mit dem Poststempel Eggerwitz vor. Die Aufschrift war mit großen feinen Zügen geschrieben. Er kannte die Hand nicht, aber der Brief mußte von Clemence sein! Heinrich wog das leichte Schreiben lange sinnend in der Hand, bevor er den Umschlag behutsam aufschnitt. Was konnte geschehen sein, das sie zwang, an ihn zu schreiben? Heinrich durchlebte in wenigen Augenblicken eine Welt von Abenteuern und nahm sich vor, alle siegreich zu bestehen, wenn seine Dame es verlangte. Und nun erst las er.

Der Brief war nicht von dem geliebten Mädchen geschrieben, sondern von Evchen. Heinrich mußte lächeln, wenn er die kleine Gefälligkeit, um die sie ihn ersuchte, mit seinen heroischen Gedanken verglich. Sie schrieb:

»Sehr geehrter Herr Doktor!

Wäre es uns vor unserer plötzlichen Abreise möglich gewesen, Sie zu sprechen, so hätten wir eine große Bitte an Sie zu richten gehabt. Eigentlich ist es aber

nicht meine Angelegenheit, sondern Clemence ihre. Clemence bittet Sie nämlich recht herzlich, doch einmal in die zweite Straße von der Klosterstraße rechts gehen zu wollen. Dort wohnt der Schneidermeister Oswald Fränkel und seine Familie. Die Frau hat einmal bei uns gedient und war stets ein Liebling unserer lieben Mutter. Die braven Leute wurden von der Mutter oft mit Rat und Tat unterstützt und werden nun nicht wissen, warum niemand mehr kommt. Sie möchten nun mal hingehen und nach dem Rechten sehen. Clemence dankt Ihnen recht schön und läßt sagen, daß die Leute sehr eigen sind und keine Almosen annehmen, daß man nur sehr vorsichtig etwas tun könne.

Von uns ist nicht viel zu erzählen. Ich mache mir recht viel Sorge um Clemence; aber Papa ist wieder, gottlob, recht munter. Ich selbst weine meine Taschentücher im Stillen voll.

in Hochachtung und aufrichtiger Verehrung  
Ihre ergebenste

Eva von Auenheim

P. S. Ich weiß nicht, weshalb Ihnen Clemence diesen Brief nicht selbst geschrieben hat. Ein bißchen Zerstreuung tut ihr so gut. Grüßen Sie Ihren Freund.«

Am nächsten Tage gegen ein Uhr war Heinrich in der Klosterstraße und forschte in der ganzen Gegend vergebens nach dem Schneidermeister Oswald Fränkel. Im Adreßkalender war der Name überhaupt nicht zu finden gewesen, und hier kannte ihn niemand; die

Angabe, er wohne in der zweiten Seitengasse rechts, war auch gar zu ungenau.

Einstweilen freute sich Heinrich über den Auftrag. Er lebte nun schon so viele Jahre in Berlin und hatte diesen Winkel noch nicht kennengelernt, der, wie mancherlei Anzeichen verrieten, bald neuen uniformen Häusern Platz machen sollte. Er glaubte sich wie durch Zauberei in seine Vaterstadt zurückversetzt, in das alte Prag mit seinen winkeligen Gäßchen und seinem architektonischen Ghetto. Die schwarzen Mauern, die sich enger und enger gegeneinander neigten, die vielen verkümmerten blaßgelben Gesichter, aus deren Augen das konfessionslose Elend herausblickte, alles hätte die Erinnerung an die Prager Judenstadt wachgerufen, auch wenn nicht an zahlreichen Speisehäusern und Schlächterläden dieser Gegend die drei bekannten hebräischen Buchstaben geprangt hätten.

Und noch andere hebräische Inschriften verrieten, daß hier eine altgläubige jüdische Bevölkerung im engen Anschluß aneinander hauste und von den kosmopolitischen Gewohnheiten anderer Stadtteile nichts wissen wollte.

Heinrich stand vor einem Eckhause, auf welchem in großen Buchstaben zum Besuche der billigsten und nahrhaftesten Küche Berlins eingeladen wurde. Es gab

da nach den Versprechungen der Plakate feine Weine und echte Biere, an bestimmten Wochentagen bestimmte Liebesspeisen, Hühnerfrikassee oder Erbsen mit Sauerkohl, auch fehlte ein französisches Billard nicht. Aber über jeder Tafel standen die drei hebräischen Buchstaben und erklärten kurz und bündig, daß alle Genüsse dieses Hauses streng nach den Regeln bereitet waren, welches Moses den Juden vor einigen tausend Jahren auferlegt haben sollte.

Heinrichs Gesicht verfinsterte sich. Wieder stand die Gestalt des ewigen Juden vor ihm, wieder starrten ihn die großen müden rätselvollen Augen an. Spielte ein Kobold mit seinem Leben, daß es ihn immer wieder mitten in diese enge Welt trieb?

Da wurden im Hause vor ihm scheltende Stimmen laut, Türen wurden aufgerissen und plötzlich stürzte dicht neben ihm ein kleiner Mann die steile Treppe herunter auf die Straße hinaus und fiel nach rückwärts hin, daß der Kopf hart auf das Pflaster aufschlug.

Heinrich trat eilig hinzu, und da in der menschenleeren Straße keine andere Hilfe zur Hand war, bemühte er sich allein, den Verwundeten aufzuheben. Der Mann war unsauber, aber nicht eben bettelhaft gekleidet. Im Gesichte war nichts von Trunkenheit oder Trunksucht zu bemerken. Als Heinrich ihn kräftig unter den Achseln angefaßt hatte, schlug er die Augen auf, rieb sich mit der Hand die schmerzende Stelle am

Hinterkopf und richtete sich rasch, wenn auch ein wenig schwankend, empor. Der Arzt erinnerte sich, dem Manne schon einmal begegnet zu sein.

Er bot ihm noch ferner seinen Beistand an und fragte nach dem Anlaß einer so barbarischen Behandlung. Der Fremde lachte häßlich auf, und indem er sich doch wieder auf Heinrichs Arm aufstützte, sagte er:

»Das hab' ich nu wieder von meiner Frömmigkeit! Ich bin nämlich Samuel Schöppts, wenn Sie sich noch erinnern, und ein frommer Jud nach dem alten Glauben. Kann ich was dafür, wenn sogar in den koscheren Wirtshäusern die Speisegesetze nicht mehr beobachtet werden? Bin ich gesessen da drin und hab' gegessen 'nen Schmorbraten. Kann ich was dafür, daß ist gelegen mitten in der Schüssel ein Stück Speck? Ein Stück Schweinespeck, mit Respekt zu melden. Hab' ich gerufen laut und die Hände zusammengeschlagen und hab' auf der Gabel aufgespießt das Stück Schweinespeck. Sind gekommen die Wirtin und der Kellner, der's mit ihr hält, und haben mich rausgeschmissen. Nu, es hätt' schlimmer werden können.«

Die Wunde mußte jedoch noch tüchtig schmerzen, denn Samuel Schöppts verzog sein Gesicht nicht mehr zum Lachen, sondern schloß die Augen wie in einer Ohnmacht. Auf die Frage Heinrichs, wo er wohne, sprach er schwach: »Wo werd' ich wohnen, bester Herr? Kann ich wohnen unter Menschen? Kann ein Schnorrer leben in Berlin wie ein Mensch? Bei

wem werd' ich wohnen? Beim verrückten Flickschneider, beim Herrn Oswald Fränkel, dem Religionsstifter. Gotteslohn, wenn Sie mich hinbringen. Sind Sie doch ein Arzt und werden einen armen Verwundeten nicht lassen entgelten Ihren alten Zorn!«

Jetzt erinnerte sich Heinrich an das Gesicht des Vagabunden. Dieser Schöpps hatte sich in Tinas Verein für Wöchnerinnen gemeldet und hatte wochenlang Unterstützung genossen, bis des Arztes energische Dazwischenkunft zur Entdeckung führte, daß Samuel weder Frau noch Kind besaß.

Heinrich verzieh ihm die verjährte Spitzbüberei gern, da er endlich hoffen durfte, durch ihn den Schützling der schönen Clemence ausfindig zu machen.

Herr Samuel Schöpps war noch zu schwach oder noch zu sehr mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt, um auf die Frage nach des Schneiders Wohnung sofort zu antworten.

»Pech hab' ich, weiter nichts,« rief er, und das häßliche scheue Lächeln flog wieder über seine Züge. »Alle Schabbes beinahe, wenn ich gut essen will, passiert mir so was. Ich tret' ein, laß mir auftragen, und wenn ich satt bin, muß ich immer irgendeine Sünde gegen das Gesetz entdecken. Einmal ist Schweinespeck zum Braten getan, ein andermal Butter. Milchig und fleischig auf einem Teller! Dann steht wieder Käse auf dem Tisch, während ich Fleisch esse, oder ich esse Käse und

soll ihn mit einem Messer schneiden, woran noch klebt eine Faser Wurst. Oder ich laß mir geben ein Huhn und seh', es ist nicht geschlachtet, wie sich's gehört. Oder ich will essen ein Lamm, und es ist 'ne Katz, oder ich hab' Appetit auf ein lebendig geschlachtetes Rebhuhn, und es ist geschossen, und ich, ich muß finden beim Essen die Schrotkörner, daß ich mir die Zähne daran entzwei beiß' und schrei', und der Spektakel ist fertig.«

»Können Sie's nicht dahin bringen, daß Sie solche Verstöße, an denen Sie überdies unschuldig sind, weniger streng empfinden?« fragte Heinrich, der bei allem Abscheu, den der Mann einflößte, sein Mitleid nicht unterdrücken konnte.

»Gott, das Gesetz kennt kein Erbarmen,« sagte Herr Samuel pfiffig. »Und dann – die Sache hat auch ihre gute Seite. Ich weiß nicht, wie's kommt, aber ich brauche nie zu bezahlen. Entweder die Leut' haben ein schlechtes Gewissen, dann bitten sie mich zu schweigen, heißen mich gehen und nehmen kein Geld von mir. Oder sie haben ein gutes Gewissen, nu, dann schmeißen sie mich raus, wie heute, und in der Wut vergessen sie auch wieder auf die Bezahlung. Schad', daß man in dasselbe Lokal nie zweimal gehen kann! Die schlechten Leut' sagen nämlich, ich bring' den Speck und die andern unreinen Sachen selber mit, um nicht bezahlen zu müssen.«

Und Herr Samuel kratzte wieder seinen verschwollenen Kopf. Heinrich, der wider Willen über die List des

Scheinheiligen lachen mußte, wiederholte seine Frage nach dem Schneider.

»Der verrückte Flickschneider? Ein Lamm, sag' ich Ihnen, ein gutes Schaf, Manna in der Wüste für einen treuen Sohn Israels! Zum Lohn dafür, daß ich zeitlebens alle seine Speisegesetze gehalten hab', als ob ein Schutzmann vor jedem aufgepflanzt wäre, hat mich Gott diesen Schneider finden lassen. Er heißt eigentlich David Fränkel, David auf gut jüdisch; daß er sich Oswald nennt, ist auch nur eine von seinen Verdrehungen. Er bildet sich nämlich ein, er ist berufen, den Unterschied zwischen Juden und Christen aus der Welt zu schaffen. Gott, was für ein Narr! Als ob dann die Menschen nicht andere Gründe hätten, einander Steine und faule Äpfel an die Köpfe zu werfen. Genug, er will eine neue Religion gründen. Die Christen sollen sich zum Judentum und die Juden zum Christentum bekehren. Was weiß ich? Da, wo sie auf halbem Wege zusammentreffen, da will der Herr Oswald Fränkel eine neue Kirche bauen. Gott, was ein Unsinn! Zwei Menschen hat er bis jetzt, an denen er arbeitet wie ein Heidenbekehrer. Der eine ist sein Sohn. Er ist nebbich erst drei Monat alt und kann sich nicht wehren. Der andere« – und Samuel lachte dummschlau – »der andere bin ich! Glauben Sie mir, bester Herr Doktor, ich bezahl' das bißchen Miete und Essen teuer, wenn ich jeden Abend das geschwollene Zeug anhören muß. Man

möcht' selber verrückt werden, wenn man ihn so anhört und sieht, wie die Frau immer mit dem Kopf nickt und ihren Mann anstaunt wie ein Weltwunder. Und so einer hat mehr Geld als ich, der ich Gottes Gebote befolge von früh bis spät.«

Heinrich fragte, ob der Schneider in der Tat wohlhabend sei und woher er die Mittel nehme.

»Er arbeitet wie ein Pferd und lebt wie ein Hund. Wie soll er da nicht Groschen beiseite legen können?! Und dann – Sie glauben gar nicht, wie groß die Narretei des Menschen ist. Er hat von seinem Vater geerbt das Haus da – viel ist's nicht wert, aber es ist doch was – und eine Destillation in der Rosenstraße. Was hat er gemacht? Was glauben Sie? Er hat gesagt, die Juden sollen alle Handwerker werden, und er will den Anfang machen. Und hat die Destillation an einen christlichen Christen mit einem christlichen Namen verkauft, hat sich zurückgezogen in sein Schloß da drüben und hat angefangen zu lernen zu fünfundzwanzig Jahr – was glauben Sie, daß er angefangen hat zu lernen? Schneidern! Ein Hausbesitzer und Branntweinhändler – schneidern! Ein Narr, sag' ich Ihnen, ein Narr so groß, daß man aus ihm zwei machen könnte! Nun, ich dank' Ihnen, bester Herr Doktor, hier bin ich zu Hause.«

Sie standen vor einem winzigen einstöckigen Häuschen, dessen Vordermauern beinahe noch mehr schmutzig als schwarz, noch mehr zerdrückt als geneigt aussahen. Das Erdgeschoß schien mit der Straße gar nicht

in Verbindung zu stehen. Das einzige Fenster war ohne Glas, aber mit Eisenstäben dicht verwahrt. Daneben führte eine entsetzlich steile enge Holztreppe zum ersten Stockwerk empor, welches in der Breite von zwei Fenstern sich vornüber neigte. Als Samuel Schöpps das schlüpfrige Treppengeländer schwankend anfaßte, um mit einer höflichen Abschiedsbewegung gegen Heinrich emporzuklimmen, faßte ihn der Arzt bei der Hand und sagte:

»Es wird doch besser sein, ich begleite Sie in Ihre Wohnung und schaue dort einmal nach Ihrer Wunde. Ich bin Arzt und wollte ohnedies eben zum Schneidermeister gehen.«

Samuel wandte sich entsetzt um. »Erbarmen, gnädigster Herr Doktor,« wimmerte er mit völlig verändertem Tone und mit leiser Stimme. »Hätt' ich gewußt, daß Sie sind bekannt mit dem ver... mit Oswald, so hätt' ich mir lieber die Zunge abgebissen – nein die Zunge hätt' ich mir doch nicht abgebissen –, aber geschwiegen hätt' ich und nicht gelästert meinen Wohltäter. Bester Herr Doktorleben, ich beschwöre Sie bei dem Leben Ihres Weibes, bringen Sie mich nicht ins Unglück und verraten Sie mich nicht!«

Heinrich versprach Stillschweigen und half dem Elenden die knarrende und knackende Treppe hinauf. Oben führten zwei Türen in die Wohnräume. Samuel flüsterte seinem Begleiter zu:

»Hier links, wo Sie die weiße Visitenkarte auf der Tür sehen, wohnt Herr Doktor Stropp. Ein feiner Mieter! Wenn der könnte, wie er wollte, so wär's mit Oswalds Eheglück und mit der Ehrbarkeit der Doretta bald vorbei. Aber das duld' ich nicht – freilich, zum Glück Doretta auch nicht. Hier wohnen wir. Ich muß jedesmal die Werkstatt passieren. Bitte, Sie brauchen nicht anzuklopfen.«

Samuel öffnete die erste Tür gerade gegenüber der Treppe, trat ein und lud Heinrich ein, ihm zu folgen.

Man hätte in dem kleinen Häuschen kein so großes, helles, vor allem kein so wohnliches Gemach vermutet, wie Heinrich es nun erstaunt mit raschem Blick überfliegen konnte. Tisch, Kommode, Sofa, Stühle, alles stand sauber an seinem Platze. Auf der Kommode leuchteten ein paar Glasgefäße von grellen Farben, an den Wänden hingen, gleichweit abstehend, zu beiden Seiten des Spiegels eine Menge größerer und kleinerer Bildchen: Holzschnitte, Photographien und schlechte Öldruckbilder, in der Mitte links ein Holzschnitt und Michelangelos Moses, rechts eine schreckliche Nachbildung von Raphaels sixtinischer Madonna. Die Nettigkeit der tiefen niedrigen Stube, deren beide Fenster auf die Straße gingen, war um so anheimelnder, als zwei Bettstätten in derselben nebeneinander aufgeschlagen waren.

Ein Plättbrett stand an der Rückwand neben einem großen Korbe mit feiner Wäsche.

An dem ersten Fenster neben der Eingangstür hockte auf einem hohen Stuhle der Schneider. Wäre Heinrich nicht schon durch Evchens Brief und auch durch den Spott Samuels für den Schneider günstig gestimmt worden – das Gesicht desselben hätte ihm Mißtrauen eingeflößt. Die blasse Farbe, das krause brandrote Haar, der gleichfarbige Bart, der den dünnen Mund dicht umschloß und sich mit kurzen Stoppeln über die Wangen hin bis gegen die Augen vordrängte – die roten abstehenden Ohren, die lange schmale Nase, die niedrige, steile, tiefgefurchte Stirn vereinigten sich zu einem häßlichen Gesamtbilde, und als Fränkel die Augen aufschlug, flammte aus den schwarzen Pupillen ein leidenschaftliches Feuer auf, das den hageren Schneider fast unheimlich machte.

Er schien übrigens den Fremden als Freund Samuels zu betrachten, der ihn nichts anging. Wenigstens begnügte er sich, den Gruß der Eintretenden mit ernstem, stummen Kopfnicken zu beantworten. Da trat aber die Frau mit glühendem Gesicht, das Plätteisen in der Hand, aus der Küche herein und grüßte herzlich. Es war ein kleines lebhaftes rundes schwarzhhaariges Weibchen, nicht schön, aber blutjung und durch ein Paar träumerischer blauer Augen seltsam geädelt. »'n Morjen,« rief sie im reinsten Berlinisch dem Mieter zu. »Sind natürlich wieder nicht zum Essen zu Hause gewesen. Es gab freilich nur Milchreis; Sie wissen, Oswald liebt es nicht, gerade am Sonnabend was Gutes

zu essen. Aber Milchreis hätten Sie doch mit uns essen können, das ist nicht vom Schwein.«

»Liebe Frau Dora,« sprach Samuel, der hier eine demütige Haltung annahm und dem frechen Fechtbruder von vorhin kaum mehr ähnlich sah, »nun muß ich's Ihnen zum hundertstenmal erklären, daß ich als rechtgläubiger Jude überhaupt keine Speise essen sollte, die eine Christin bereitet hat. Bei Ihnen ist nichts für mich kosher.«

»Gebrauche doch das hinterasiatische Wort nicht,« sagte vom Fenster her eine so tiefe, weiche, sanfte Stimme, daß Heinrich sich überrascht umwandte. Der Schneider sprach; und beim ersten Worte bat ihn Heinrich in Gedanken wegen jedes Vorurteils um Verzeihung, das er beim bloßen Anblick hatte fassen wollen.

Der Schneider sagte: »Gebrauche das hinterasiatische Wort nicht. Koscher ist eine hebräische Vokabularisation und heißt so viel wie »rein«. Nun wirst Du aber nicht ernstlich behaupten wollen, Friedrich, daß etwas unrein sei, was die Hände meiner Doretta bereitet haben.« Und der Schneider warf seinem Weibe einen innigen schönen Blick zu. »In Wahrheit sind aber die jüdischen Speisegesetze überhaupt veraltet. Sowohl vom Standpunkte der vergleichenden Völkerpsychokolo . . . na – und so weiter, als auch der Bibelauslegung. Es war nämlich Moses . . . «

»Lieber Oswald,« unterbrach ihn seine Doretta, »willst Du Friedrich nicht in seine Stube gehen lassen?

Du siehst, er hat Besuch mitgebracht. Und feinen Besuch!«

Herr Samuel, der ein schiefes Gesicht schnitt, sooft er hier »Friedrich« angeredet wurde, fiel schnell ein: »Ich kenne den Herrn nur wenig. Er suchte den Schneidermeister Oswald Fränkel, und ich zeigte ihm den Weg. Provision, wenn er was Gutes bringt. Adieu!«

Herr Samuel ging durch die Küche in sein Zimmer und machte dem Arzte ein Zeichen, daß die Kopfwunde schon von selber heilen werde.

Frau Doretta plättete munter fort, sagte aber während der Arbeit: »Hat Sie jemand an meinen Mann gewiesen? Oswald arbeitet sehr sauber, und wenn Sie sich einen neuen Anzug bei ihm bauen lassen wollen, so wird Sie's nicht gereuen. Ein Frack von ihm sitzt wie angegossen.«

»Ich komme nicht als Kunde,« antwortete Heinrich. »Ich komme als Arzt. Fräulein Clemence von Auenheim hat mich beauftragt, hier vorzusprechen und nachzusehen, ob's für mich etwas zu tun gibt. Hoffentlich komme ich als Arzt nicht gerade erwünscht!«

Gleichzeitig legte die Frau das Plätteisen und der Mann den Rock, an dem er flickte, aus der Hand und kamen rasch auf Heinrich heran. Eifrig sprachen sie durcheinander. Ob der Herr Doktor die Familie kenne? Ob er die selige Frau, den guten Engel, in der letzten Krankheit behandelt habe? Was denn die schöne

Clemence mache, das bravste und beste Mädchen der Welt?

Und ohne Heinrichs Antworten abzuwarten, erzählte die Frau, während Oswald wieder auf seinen Stuhl stieg und an die Arbeit ging, sie habe gute Zeiten bei Auenheims gehabt, und nur die Liebe zu ihrem Oswald habe sie bewegen können, ein so durchaus nobles Haus zu verlassen. Der Herr sei zwar etwas flott und habe sich, wenn niemand dabei war, gern von dem Kammermädchen die Halsbinde zurechtrücken lassen. Aber die Damen! Die alte Gnädige – die Selige! Und die beiden Fräulein! Besonders die Clemence! Eine ganze Ausstattung habe Doretta zur Hochzeit bekommen, und die Clemence habe ein Dutzend Taschentücher selbst gestickt. Sie seien natürlich bis heute nicht in Gebrauch genommen. »Oswalds Nase, ich bitte Sie!« rief Frau Doretta lachend. Und seit der Hochzeit habe man sie auch nicht ganz vergessen. Fünfmal sei Frau von Auenheim dagewesen, zweimal allein und dreimal mit Clemence. Immer habe sie was Liebes mitgebracht. Natürlich habe Doretta für Auenheims geplättet. Und wenn sie überall jemals in Gefahr sei, auf schlechte Gedanken zu kommen, so brauche sie nur den Trauring anzusehen, den die Selige selbst geschenkt habe, und sie komme gleich wieder zurecht.

Heinrich unterbrach sie und sagte, er sei beauftragt, im Sinne der Verstorbenen hier nach den Wünschen und Bedürfnissen zu fragen.

»Die Selige können Sie uns nicht ersetzen,« sagte Oswald trübe lächelnd.

»Sollten wir dem Herrn Doktor nicht unsern Siegfried zeigen, Oswald?« fragte Doretta.

»Du hast recht, wie immer, Doretta,« rief der Schneider. »Das war gewiß die Absicht der Frau von Auenheim, als ihr edler Homosumanismus sie antrieb, uns einen brüderlichen Freund in die arbeitsam Hütte zu senden.«

Und wieder kletterte der Schneider herunter, auch Doretta ließ ihre Arbeit stehen, und die stolzen Eltern führten den Arzt durch die Küche in ein kleines Schlafkabinett, wo neben dem breiten Ehebett in einem Korbe auf reinlichen Betten ein etwa drei Monate altes Kind schlummerte. Der kleine Siegfried sah recht schwächlich und elend aus. Als Heinrich aber die beiden Eltern betrachtete, die beide erst mit dem Ausdruck hingebendster Bewunderung ihr Söhnlein, dann herausfordernd den Arzt ansahen, konnte er es nicht übers Herz bringen, sie zu erschrecken. Er versprach zu warten, bis das Kind erwachte, und es dann zu untersuchen. Man könne ja inzwischen in die Stube zurückkehren und noch ein wenig plaudern.

Er wagte es nicht, gleich wieder von Clemence zu reden, und fragte darum nach dem Befinden der beiden Eheleute. Er habe den Auftrag, darüber Bericht zu erstatten. Frau Doretta wischte sich die Augen.

»Das gute Fräulein Clemence! Eigentlich sind wir alle zwei beide frisch und munter. Mir fehlt nie etwas. Oswald freilich, wenn er auch nicht klagt, ist nicht von Eichenholz. Er hat bei all seinem Genie einen schwachen Magen. Widersprich mir nicht, Oswald, Du *hast* einen schwachen Magen. Ich will ja gern zugeben, daß jedes Genie einen schwachen Magen haben muß. Und bewahre mich der Himmel davor, daß ich wünschen sollte, Du besädest weniger Genie. Dann wärest Du ja nicht mehr mein Oswald! Wäre es aber nicht möglich, Herr Doktor, daß mein Mann am Abend weniger liest und bei Nacht weniger nachdenkt? Ich meine immer, was in all den dummen Büchern steht, das weiß ein Mann wie Du schon lange.«

»Das verstehst Du nicht ganz richtig, liebes Kind,« sagte Oswald milde. »Das Gehirn und sein System schreit ebenso nach Nahrung wie der Leib. Und auch die Irrtümer schlechter Bücher verdienen, erwogen zu werden. Daß ich aber des Nachts mitunter nicht schlafen muß, sondern über sehr hohe Problemthesen nachsinnen darf, das ist eine Gnade der heiligen Natur, die ich auch durch mein redliches Streben verdient habe. Lebe ich doch ein höheres Leben zu nachtschlafender Zeit, wenn meine Menschenbrüder nicht anders denn tote Leichname daliegen.«

»Ja, Herr Doktor, es ist bewunderungswürdig, wie mein Oswald die ganze Nacht manchmal über Dinge nachsinnt, bei denen ich dumme Person mir gar nichts

denken kann. Ich habe ihm schon manches Mal gesagt, er soll dabei in seinen Pantinen in der Stube auf und ab gehen. Siegfried wacht doch nur auf, wenn er Hunger hat, und beim Gehen fällt einem leichter etwas ein. Er liegt aber mäuschenstill neben mir, muckt nicht, und wenn er auch noch schnarchen wollte, könnte man glauben, er schläft. Schnarchen aber tut mein Oswald nicht. Ja, wer aber so seine Nächte zubringt, der sollte bei Tage weniger arbeiten. Sehen Sie, Herr Doktor, so sitzt er von früh bis spät über seiner Arbeit, an die er nicht einmal von Jugend auf gewöhnt ist. Das müßten Sie ihm verbieten, Herr Doktor, und wenn er Ihnen nicht gehorcht, so sag' ich's noch einmal dem Fräulein Clemence selber. Es ist nicht anders. Ist der Mensch ein Nachtwächter geworden, so muß er am Tage schlafen. Wer nicht schläft, bekommt einen schwachen Magen. Und wenn der Mensch nichts ißt, so hilft ihm am Ende all sein Genie nichts. Ich sag' Ihnen, Herr Doktor, ich fürchte mich bei Tisch, ihm zuzureden, weil er auch beim Essen immer was Großes zu denken hat; aber was Oswald aufißt, das trägt die Katz' auf'm Schwanz weg.«

»Glauben Sie meinem guten Weibe nicht,« sagte Oswald sanft schon wieder vom Fenster herüber, ohne von der Arbeit aufzublicken. »Mit dem bißchen Tagewerk zahle ich nur der Menschheit meinen Tribut; denn durch seiner Hände Arbeit soll der Mensch sein Brot verdienen, besonders aber der Jude. Das Lesen

und Nachdenken jedoch ist meine Erholung, meine Ruhe, meine Andacht. Ihr aber, der guten Doretta, sollten Sie, Herr Doktor, verbieten, über ihre Kräfte zu arbeiten, da sie sonst nicht nur ihre teure Gesundheit, sondern auch den Lebensnerv unseres Sohnes in Gefahr bringt. Sie ist ja ein rüstiges Weib und wohlgeschaffen, unsere Zukunft an ihrer Brust zu wiegen. Aber Plätterin sollte sie dabei nicht zugleich sein! Denn so, wie des Mannes Beruf war, ist und sein wird, ein Handwerk zu treiben, auf daß er Weib und Kind ernähre, so sei ewig der Beruf des Weibes, uns Rosen ins gottgefällige Leben zu flechten. Siegfried ist kaum drei Monate alt. Doretta aber hat nur drei Tage geruht, am vierten Tage hat sie schon wieder – schreckliche Blässe auf ihren blühenden Wangen – nach dem Plätteisen gegriffen und die durchsichtige Wäsche vornehmer Müßiggänger gefältelt. Nein, Herr Doktor, ihr, nicht mir legen Sie Schonung auf.«

Ein leises Weinen unterbrach den Wettstreit der Eltern. Siegfried war erwacht und forderte sein Recht. Die Eltern stürzten zum Korb, und während die Mutter dem Säugling unbefangen ihre Brust reichte, verfolgte Oswald mit lachendem Gesicht jede Bewegung des Sohnes.

»Das müssen Sie selbst sagen, Herr Doktor, unser Siegfried ist ein derber Junge. Er kennt mich auch schon! Wenn ich recht laut: Siegfried! rufe, so blickt er nach mir und hört auf zu trinken. – Siegfried!«

Heinrich unterzog den derben Jungen einer raschen Untersuchung. Er wollten den frohen Eltern nicht weh tun, mußte ihnen aber dennoch mitteilen, daß ihr Kind recht blaß aussehe und auch für sein Alter noch ziemlich leicht wiege. Die Mutter sollte sich zu erholen suchen, sollte bessere Nahrung genießen und weniger angestrengt arbeiten.

Heinrich gab beim Fortgehen das Versprechen, des Kindes wegen häufig wiederzukommen. Der ernste Schneider führte ihn bis zur Tür und sprach die Hoffnung aus, dem Herrn Doktor bei weiteren Besuchen nähertreten und in ihm einen Verbündeten im Lichte kennengelernt zu haben.

Während Heinrich die lebensgefährliche Treppe hinuntertastete, hatte er keinen anderen Gedanken als: Wieviel durfte er schreiben, um seiner Auftraggeberin alles mitzuteilen?

Als er zum Hause heraustrat, blickte er in dem öden Gäßchen auf und nieder, um sich in der Richtung zu rechtzufinden. Da näherte sich ein Herr der Tür, zog würdevoll den Hut und sagte mit feierlicher Betonung: »Sie kommen aus meinem Hause. Hatten Sie mir die Ehre eines Besuches zugedacht, Herr Doktor? Ach, Sie kennen mich nicht mehr? Doktor Stropp hat die Ehre, sich Ihnen in Erinnerung zu bringen.«

9. KAPITEL

Das also war Herr Doktor Stropp. Heinrich konnte sich nur dunkel erinnern, ihn bei Tina gesehen, vielleicht auch ein paar Augenblicke gesprochen zu haben. Der schlimme Eindruck, den das heuchlerische, zudringliche Gesicht auf ihn gemacht, war jetzt wieder so widerwärtig wie damals, es lauerte eine solche Spitzbubenfrechheit in den neugierigen Augen, daß Heinrich nur mit Mühe seinen Abscheu überwinden und eine höfliche Antwort geben konnte. Und während er ruhig erklärte, er sei als Arzt zum Schneider Fränkel gerufen worden, fielen ihm die Worte wieder ein, mit denen vorhin Samuel Schöpps auf Stropp's Leidenschaft für Frau Doretta angespielt hatte.

Heinrich wollte rasch das Gespräch abbrechen, als Stropp sich herzlich anbot, den lieben Doktor ein wenig zu begleiten. Dieser mußte annehmen und tröstete sich bald über die aufgezwungene Gesellschaft. Wenn Samuel recht hatte, dann war Stropp der Ruhe von Menschen gefährlich, an deren Schicksalen Clemence Anteil nahm. Ein solcher Mann war es schon wert, daß Heinrich mit einiger Selbstüberwindung seine nähere Bekanntschaft machte.

Und bald sollte es sich herausstellen, daß Doktor Stropp auch zu anderen Menschen aus Heinrichs Gesichtskreis in Beziehungen stand. Er begann sofort von seinem Freunde Kurt von der Egge zu erzählen, mit welchem er häufig die Abende zubrachte.

Heinrich kannte nur zu gut das Elend in diesem Hause; dennoch tat es ihm weh, über die Verhältnisse jetzt in brutalen Ausdrücken, wie über einen gleichgültigen Stadtklatsch sprechen zu hören. Und dieser Mensch durfte so reden, ein Mann, der zum näheren Umgang Kurts gehörte. Es war da kein Wunder, daß Stropp um Dinge wußte, die alle Welt kannte. Daß er aber von dem Schrecklichen mit kaltem Hohne sprach, war unerträglich.

Und Stropp hatte scharfe Augen. Einzelne Umstände, welche Heinrich nur unsicher vermutet hatte, trotzdem er manchen Blick in Emmas Elend tun durfte, sprach Stropp keck als Tatsachen aus.

Immer fremder waren die Ehegatten einander geworden, das wußte der Arzt der unglücklichen jungen Frau. Kurt führte das Leben eines reichen Junggesellen oder etwa eines nichtswürdigen Gesellen, der sich schon als Witwer fühlt, während die Frau noch mit dem Tode ringt. Und wenn er einmal aus Bosheit oder Neugier nach Emma gefragt wurde, dann antwortete er immer nur: »Die arme kranke Person!« und zuckte dazu mitleidig mit den Achseln, als wollte er andeuten, daß sie's nicht mehr lange werde treiben können.

In Wahrheit fiel es ihm gar nicht ein, die Gesundheit seiner Frau für gefährdet anzusehen oder gar eine solche Gefahr leicht zu nehmen. Der alte Isaak, der jetzt so viel Geld hergab, als man nur immer wollte, wäre

nach dem Tode seiner Tochter wohl kein allzu zärtlicher Schwiegervater geworden. Emma mußte deshalb leben. Und Kurt mochte sich die Sache auch ganz bequem ausdenken. Emma sollte irgendwo im Süden an einem recht heilsamen Orte leben, so lange wie möglich leben, und Kurt indessen in Berlin ihre volle Genesung abwarten. Daß Emma leidend war, mußte den Alten nur veranlassen, verschwenderisch alles zu ihrer Heilung aufzubieten. Emma aber würde schon hübsch sparsam sein und Kurt, ihrem Kavalier, zukommen lassen, was er brauchte; verstand sich das gute Frauchen doch jetzt schon dazu, einfache Kleider zu tragen und dem Gatten ihr reiches Nadelgeld zu überlassen.

Heinrich sollte sie nach dem Süden schicken, und in der besten Absicht hatte er als Arzt den Befehl dazu erteilt, als Freund eindringlich dazu geraten. Emma aber war nicht zu bewegen. Stropp sagte es jetzt roh heraus, daß Emma es nicht wagte, ihren Mann zu verlassen, es nicht wagte, weil sie eifersüchtig war, weil sie ohne seinen täglichen Anblick, ohne seine täglichen Beleidigungen nicht leben zu können vermeinte.

Emma war eifersüchtig. Nicht auf diese oder jene Frau, von der sie wußte, daß Kurt ihr huldigte, nicht einmal auf die Zirkusreiterin, der zuliebe Kurt neuerdings beim Juwelier Schulden gemacht hatte. Nein, solche öffentlichen Erklärungen zugunsten einer Dame, deren klangvoller Name täglich auf den Anschlagssäulen prangte, gehörte ja wohl zu den Pflichten und

Gewohnheiten seines Standes. Und daß er in den Gesellschaften, die er fast nur noch ohne seine Frau besuchte, noch immer jedes Weib mit einigen Worten für sich einnehmen konnte, das war ja trotz alledem und alledem noch ihr Stolz und ihre Genugtuung. Kurt mußte ein Kavalier bleiben, wenn sie nicht an sich verzweifeln sollte!

Sie war also nicht eifersüchtig auf eine bestimmte Nebenbuhlerin. Sie fürchtete nur ins Ungewisse hinein die Stunde, in der er einem Weibe begegnen mußte, das für ihn alles das war, was Emma ihm nicht hatte werden können. Sie zitterte vor einer Gefahr, die ihr nicht drohte.

Stropp lachte bubenhaft, als er von ihrem Glauben an Kurt sprach. Kurt und sentimentale Sehnsucht nach einem Weibe! Und dabei übersah die gute Emma, was zwischen ihrem Kurt und Tina vorging.

Was Heinrich nicht glauben wollte, wenn er's auch deutlich vor sich sah, was der alte Isaak mit zitternden Lippen verfluchte und doch nicht beweisen konnte, das wußte Doktor Stropp und hätte es vor Gericht beschwören können.

Stropp erzählte mit faunistischem Behagen von der täglich wachsenden Keckheit Kurts und seiner Geliebten. In Tinas Boudoir und in Kurts Wohnung seien ihre Zusammenkünfte. Bei Tina sei Kurt oft während der Börsenzeit anzutreffen; in seinem eigenen Hause aber wage Kurt es sogar, seine Geliebte zu empfangen, und

Tina komme oft zu Kurt, ohne Emma auch nur guten Tag zu sagen. Es sei ein Skandal vor der Dienerschaft. Emma werde von der wilden Wirtschaft immer mehr aus allen Räumen herausgedrängt, und wenn Tina eines Tages als Frau ins Haus ziehen sollte, so werde sie nicht viel Mühe mit der Übersiedlung haben. Überall finde man ihre Handschuhe, ihre Bücher, ihre Fächer.

Stropp bemerkte wohl, daß seine Eröffnungen und sein spöttischer Ton den Arzt peinlich berührten. Er versuchte plötzlich eine würdigere Lebensanschauung zur Schau zu tragen. Er sprach von Sünde und von göttlichem Gericht und von der Vergeltung, die nicht lange ausbleiben werde. Vielleicht sei der alte Isaak das künftige Werkzeug in der Hand der Vorsehung. Schon fiel Stropp aber wieder in seine boshafte Weise zurück. Der verdammte alte Jude sei doch an dem ganzen Unsinn schuld. Warum mußte er seine Tochter, die für jeden Kleiderhändler vom Mühlendamm gut genug war, an den wilden Freiherrn verkoppeln? Das käme von der nimmermüden Hast dieses Wuchererpacks, das mit seinem Gelde alles kaufen zu können glaubte, Häuser, Ehrenstellen, Namen, Titel und Ehegatten. Freilich, dem alten Isaak werde jetzt ein wenig arg mitgespielt. Kurt mache Isaaks Tochter unglücklich, indem er Isaaks Sohn entehre. Aber lustig sei die ganze Sache doch für den Zuschauer. Und wenn's einmal zu einer Katastrophe käme, so könnte man sich vom alten Isaak

überraschender Handlungen versehen. Bei dem sammle sich gegen den Schwiegersohn und gegen alle Egges ein Haß an, wie man ihn einmal auf dem Theater brauchen könnte. Der Alte schein über einer entsetzlichen Rache zu brüten.

Heinrich wurde aufmerksam, aber er bezwang sich und stellte keine Frage. Er konnte sich aber doch nicht enthalten zuzuhören, als Stropp fortfuhr:

»Der alte Isaak, das ist ein ganzer Mann. Von dem sollten wir Deutschen Konsequenz im Hassen lernen. Kaum hat ihm jemand, wahrscheinlich sein Herr Schwiegersohn selbst, mitgeteilt, daß die schöne Clemence heiraten wird, so hat er den Bräutigam auch schon in seiner Schlinge. Wie gesagt, auf den bloßen Verdacht hin. Sie kennen ihn ja, den Leutnant von Las-kow. Er hat's dem alten Isaak freilich leicht gemacht, und wenn der lustige Leutnant erst als Bräutigam im Hause derer von Egge aufgenommen sein wird, gibt's ein Ungewitter. Und den Donnerkeil hält Papa Isaak in seinen knochigen Händen. Aber das muß man sagen: das Schuldenmachen versteht der Leutnant . . .«

Heinrich wollte nichts weiter hören.

Wenn Victor selbst ihn nicht ins Vertrauen zog, so durfte er sich nicht vom ersten besten auf der Straße Aufgelesenen die Geheimnisse verraten lassen. Er wollte sich darum kurz verabschieden, schützte vor, Eile zu haben, und rief eine Droschke.

Stropp aber ließ sich nicht so leicht abschütteln. Er bat um die Erlaubnis, mitfahren zu dürfen. Er habe das Bedürfnis, mit dem Doktor Wolff noch über wichtigere Dinge zu reden. Und schon saß er neben Heinrich im Wagen, der in langsamem Trabe über das Pflaster hinrollte.

Wieder machte Stropp den Versuch, einen üblen Eindruck zu verwischen. Er warf sich plötzlich in leidenschaftlicher Bewegung in die Wagenecke zurück, lüpfte, wie vor Erregung, den Hut und rief mit zitternder Stimme.

»Es ist so schmerzlich, verkannt zu werden! Von Ihnen besonders möchte ich nicht verkannt sein, von Ihnen nicht! Sie haben ein Etwas in Ihren Zügen, das mich mitteilbarer macht, als ich es anderen Leuten gegenüber bin. O, auch ich liebe die vornehme Zurückhaltung, aber manches Mal packt mich übermächtig der Geist, der mich zu großen Taten treiben will und redet aus mir, ohne daß ich meiner Zunge Einhalt gebieten kann. Dann wünsche ich stets, ganz Deutschland stände um mich versammelt und könnte mich hören. Dann würde ich vielleicht siegen und die Gedanken zur Tat werden sehen, die ich tief im Busen hege. Ja, bester Herr Doktor, ich bin Reformator, ich fühle die Kraft in mir, das deutsche Leben von Grund aus umzugestalten. Ich sehe mit den Augen des Geistes in den Gestirnen meinen Namen geschrieben und sehe auf dem Marktplatze Bildsäulen sich erheben, die

meinen bisher so unberühmten Namen tragen. Ja, die Buchstaben der Worte »Doktor Adalbert Stropp« sollen dereinst den Setzern und Steinmetzen noch viel Geld einbringen.«

Stropp hatte sich wirklich in Hitze gesprochen. Er war mit seiner oratorischen Stimmung zufrieden und wischte sich mit selbstgefälliger Nachlässigkeit den Schweiß von der Stirn. Dann schielte er kurz zur Seite nach Heinrich, ob dieser auch nach Gebühr erschüttert wäre.

Da der Arzt aber ihn mit ruhigen Augen forschend ansah, fuhr er fort:

»Sie fragen sich gewiß, bester Herr Doktor, worin die neuen Reformen bestehen, die ich begründen will? O, Sie sollen noch einst von mir hören! Was der Heide Arminius nicht vermochte, da er die Legionen des Varus niederwarf, was Luther nicht völlig erreichte, als er den römischen Antichrist bekämpfte – Sie sind doch nicht etwa katholisch? –, was der erhabene Lessing nicht verstand, der doch die Franzosen aus Deutschland hinauswarf, das blieb mir vorbehalten, mir, dem bescheidenen Doktor Adalbert Stropp! Es muß etwas geschehen! Unsere größten Männer, unsere tüchtigsten Politiker sehen ein, daß etwas geschehen muß! Unter uns – einer der hellsten Köpfe hat mir erst gestern gesagt, daß man oben wünsche, daß etwas geschehe! Was aber soll geschehen? Die große Reform muß alle Seiten des menschlichen Daseins in seiner Totalität

auf einmal umfassen, sie darf nicht stehenbleiben bei der Individualisierung des Ich, sie muß fortschreiten zu der Ganzheit, der in ihrer Großheit beschränkten Nationalität! Sie verstehen mich doch, Doktor? Mit den Molekülen ist's vorbei, rein vorbei! Die Sozietät muß das Molekül besiegen. Diese Reform muß demnach gleichzeitig religiös, gesellig, national, sittlich, wissenschaftlich und sanitär sein. Diese Reform muß mit dem Kinde an der Mutterbrust anfangen und darf erst mit dem Greise im Sarge aufhören. Unsere Reform muß die Menschheit von sich selber erlösen.«

Heinrich betrachtete den erhitzten Redner, der die letzten Worte pfeifend hervorgestoßen hatte aufmerksamer. Der Schweiß, der ihm auf der Stirn stand, das Zucken der Finger, das Aufreißen der Augen war keine Komödie mehr. Dieser Wahn war ehrlich, war eine Krankheit.

Der Arzt war doppelt froh, als die Droschke vor seinem Hause hielt. Er war des lästigen Gesellschafters müde, und Stropp empfahl sich auch wirklich, kam aber plötzlich auf der Treppe nachgeeilt.

Er habe eben erst bemerkt, daß er seine Börse zu Hause vergessen habe: nun wolle er zu Mittag essen und müsse den lieben Doktor um eine Kleinigkeit anpumpen.

»Unsereiner braucht nicht viel zum Leben, ich esse für eine Mark,« sagte er obenhin. »Doch könnte ich eine solche Lappalie leicht zurückzuzahlen vergessen.

Leihen Sie mir darum gefälligst gleich ein Zwanzigmarkstück. Das behalte ich gewiß.«

Heinrich gab trotz seines Ärgers ohne Zögern das Goldstück und wünschte guten Appetit.

Stropp steckte die Münze vornehm in die Westentasche und sagte:

»Ich bin Ihnen nun außer diesem Gelde noch das letzte Wort meiner großen Reform schuldig. Dasselbe lautet: Hinaus mit den Juden aus Germaniens Gauen! Hinaus mit den Semiten, welche in weichen Wagen durch die Straßen fahren, während wir zu Fuße nebenher laufen müssen – die ihre Taschen mit Gold gefüllt haben, während wir im Schweiß unseres Angesichts kaum das trockene Brot verdienen können. Hinaus mit den Juden! Ich hoffe, an Ihnen einen Gleichgesinnten zu besitzen, Adieu!«

Bevor Heinrich noch antworten konnte, war Stropp verschwunden. Der Arzt ging langsam in seine Wohnung hinauf. Er war empört über die freche Narrheit des zudringlichen Menschen und überlegte, ob er es mit einem bössartigen Schelm oder nur mit einem Wahnsinnigen zu tun gehabt. Bald jedoch fielen ihm Stropps Andeutungen über Victors Verhältnisse wieder ein, und die Sorge um den Freund verdrängte bald jede Erinnerung an die Schimpfworte des Fremden.

Doktor Stropp bummelte indessen mit dem so mühselig erbeuteten Goldstück in der Tasche nach den Linden, stellte dort seine Uhr richtig und wanderte, da die

vornehme Dinerstunde noch nicht geschlagen hatte, etwa zehnmal die Straße hinauf und hinab, suchte in den reichsten Schaufenstern die Prunkstücke aus, die er einst, wenn erst Könige seine Gäste waren, für seine Salons sammeln wollte. Dann kaufte er für sein letztes eigenes Zwanzigpfennigstück ein Veilchensträußchen, steckte es ins Knopfloch und trat geräuschvoll in ein bekanntes Restaurant, wo er nach langwierigem Lesen der Speisekarte und Studieren der Preise ein regelrechtes Diner von sechs Gängen bestellte.

So gut war es ihm schon lange nicht geworden. Ein Mittagessen, das mit einem Glase Chablis und einem Dutzend Austern anfang, hatte er schon lange nicht verzehrt – noch niemals selbst bezahlt wie heute. Als er, keuchend vor Behagen, beim Kaffee angelangt war, ließ er zur Zigarre noch eine kleine Flasche Kapwein bringen und war der Ansicht, daß er täglich so zu Mittag speisen müßte, wenn er erst anerkanntes Haupt der modernen Gesellschaft war.

Dazu waren fürs erste die Aussichten nicht sehr erfreulich. Stropp hatte mit der ihm eigenen Zähigkeit den Gedanken Bumckes zu dem seinigen gemacht, hatte Tag und Nacht unter seinen Bekannten die Stimmung untersucht und den Boden nicht ungünstig gefunden. Es fehlten nur die Kraft und der Mut der Initiative. Und er, der große Reformator, der diese Kraft und diesen Mut besaß, er konnte nicht sofort auf sein Ziel losgehen, weil ihm zu seinem großen Plane das Geld

fehlte. Er wollte ja nur eine Zeitung gründen, welche die Höflichkeit und die Steuern abschaffen, den Pauperismus vernichten, die Juden vertreiben und Deutschland in ein neues Utopien verwandeln sollte. Wie das alles möglich zu machen war, wußte er noch nicht. Hatte er aber erst eine halbe Million Abonnenten und Anhänger, so fand sich das Übrige von selbst. Viele seiner Freunde hatten versprochen, das Blatt zu halten oder dafür zu schreiben. Niemand jedoch wollte auch nur tausend Mark an die große Sache wagen. Stropp aber, der diesmal alle seine Beziehungen, alle seine Hilfsquellen auf die eine Karte setzen wollte, zögerte immer, solange er seinen Gewinn nicht sicher hatte.

Geld! Geld!

Wo das Geld zu seiner Gründung hernehmen? Er hatte sich in der letzten Zeit zu tief gerade mit den Kreisen der jüdischen Finanz eingelassen, als daß die anderen so rasch Zutrauen fassen konnten. Und den guten Julius konnte er doch nicht zu solchem Zweck um Geld angehen! Wenn er auch fürs erste den eigentlichen Zweck verbarg, so witterte der Börsianer doch etwas von mittelalterlicher Gesinnung in dem so vorsichtigen Programm und hielt seine Taschen zu. Und da Stropp bei aller Schlaueit sich hie und da vergaß und im Gespräche Ausdrücke gebrauchte, wie sie nun seit Wochen im Dienste seiner Pläne in seinem Gehirn brodelten, so wurden seine bisherigen Helfer widerwillig und wiesen ihn öfters ab.

Stropp biß die Zähne zusammen. Wenn diese reichen Börsenmenschen heute noch die Hand aufboten und ihm zum Besitz einer einflußreichen Stellung, zu der eines Bankdirektors, eines liberalen Abgeordneten oder wohlbestallten Redakteurs verhalfen, so war er vielleicht – vielleicht! – heute noch bereit, mit sich reden zu lassen und den großen Krieg gegen Kapital und Juda hinauszuschieben. Daß sie ihn aber vor der Zeit fallen ließen, das besiegelte ihr Schicksal!

Und wenn Doktor Stropp nur an die letzte ablehnende Antwort des guten Julius dachte, so fühlte er vergnügt in seinem Herzen den Judenhaß heftiger entbrennen, der ihm für seine zukünftige Tätigkeit so nützlich war. Der Ast, auf dem er saß, war morsch, er mußte sich beeilen, auf einen grünen Zweig zu kommen. Und wenn der alte, morsche bei der Bemühung zusammenbrechen sollte – desto besser!

Stropp fühlte, daß seine Zeit gekommen war. Im öffentlichen Leben bereiteten sich große Umwälzungen vor. Große Massen des Volkes zeigten offen und feindselig ihre Unzufriedenheit mit dem gegenwärtigen Zustande. Es gärte in der Tiefe. Jeder kluge Mann mußte dabei einsehen, daß die Regierenden den Unzufriedenen unmöglich ihre Forderungen bewilligen konnten, ohne das Ganze in Gefahr zu bringen. Es galt also, den wühlenden Parteien einen Bissen hinzuwerfen und sie dadurch auf lange Zeit zum Schweigen zu bringen.

Bumckes schlichter Gedanke war die rettende Tat, die er nun schon seit so vielen Monaten allen, die den ehemaligen Zuchthauslehrer vor sich ließen, als neues Heilmittel anpries. An vielen Stellen, bei hochmögenden Herren, hatte er Verständnis gefunden, aber nirgends, nirgends den ehrlichen Mut, dem Patienten die starke Arznei zu reichen.

Doktor Stropp aber wollte leben, wollte bewundert sein, wollte etwas gelten!

Wenn ihn alle im Stich ließen, wer weiß, ob er nicht noch am Ende aus Zorn das Äußerste wagte, Bumckes Gedanken als gar zu gemein doch wieder fallen ließ und sich selbst an die Spitze der Unzufriedenen stellte, die in der Welt das Oberste zuunterst kehren wollten. Da war alles zu gewinnen und nicht mehr als alles, also nicht viel, zu verlieren. Und Stropp stürzte ein Glas nach dem andern hinunter. Er redete murmelnd mit sich selbst, so daß die übrigen Gäste des Restaurants sich mißmutig nach ihm hinwandten.

Es ging ihm ja gar zu jämmerlich. Unterschied er sich doch in seiner Lebensstellung nicht mehr gar so sehr von dem verächtlichsten Menschen, dem jüdischen Schnorrer, dem Samuel Schöpps, der gleich ihm die Albernheiten des verrückten Schneiders zu seinem eigenen Vorteil ausnutzte.

Ein sauberer Verbündeter, dieser Samuel Schöpps! Ein orthodoxer Jude, der es verschmäht hätte, mit ihm an demselben Tische in diesem Restaurant zu essen –

ein betrügerischer Halunke, der ihn durchschaute, der seine letzten Ziele kannte und ihn dennoch unterstützte!

Vor wenigen Tagen erst, als sie beide auf Stropps Zimmer bei den ordinären Zigarren des Schneiders über den gutmütigen Narren lachten, hatte Stropp den Herrn Samuel gemütlich nach dem Grunde gefragt, der ihn den erwachenden großen Judenverfolger unterstützen und gegen seine Glaubensgenossen Partei ergreifen ließ. Und was hatte Samuel geantwortet? Stropp hörte, während er nervös zwischen den Zähnen stochernd zur Decke des Restaurants emporstierte, deutlich jedes Wort des Bettlers wieder.

»Ich bin ein guter Jüd, Herr Doktorleben! Und möchten alle Kinder Israels so an ihrem alten Gott hängen wie ich, so wären keine ägyptischen Strafen nötig, sie zurückzubringen zum Gesetz und zum Geldausteilen. Aber Sie wissen ja wie's geworden ist. Da leben in Berlin viele tausend Juden, die nennen sich reformiert, nennen sich Deutsche, beten deutsch, handeln deutsch und essen und trinken deutsch. Wohin wird das führen? Dahin wird es führen, daß sie einer nach dem andern abfallen von dem alten Glauben und den alten Gebräuchen und sich – Gott verhüt's – taufen lassen. Nu, das wär' mir auch ganz egal! Sollen sie Christen werden! Sollen sie schwarz werden! Ich will aber essen, und gut essen! Was soll nun aus mir werden, der ich nicht kann deutsch beten und lesen und essen und

trinken? Was? Hungern werd' ich müssen! Schon jetzt kann ich an unsern hohen Feiertagen nicht mehr kommen wie in früheren Zeiten in jedes Judenhaus und mein Teil verlangen. Überall werd' ich angesehen von oben bis unten, weil ich nicht kann sprechen wie sie. Die Reformierten verachten uns alte, gute, treue Juden! Ist so was je gehört worden? Wenn Ihr aber kommen werdet wie das Strafgericht Gottes und werdet die Juden martern um ihres Judentums willen, so werden sich die Reformierten besinnen, denn sie sind am Ende doch Juden – gottlob. Und sie werden sich sagen: Schimpft man uns, weil wir sind Juden, so wollen wir nebbich stolz sein und uns zum Judentum bekennen! Die Gebildeten, die Reichen, die sind ja einmal solche Narren! Und die sind abgefallen im Glück, werden im Elend wieder fest zusammenhalten und werden sich's zehnmal überlegen, ob sie ihr Geld wollen hinauswerfen für städtische Spitäler und andere so deutsche Sachen. Hetzen Sie nur tüchtig! Mir tun Sie damit nicht weh! Und wenn die Judenverfolgung ordentlich im Gang sein wird, dann wird der Herr Kommerzienrat im Tiergarten nicht mehr beten deutsch, er wird beten hebräisch und wird den armen Schnorrer, der sich da nennt Samuel Schöpps, nicht hinauswerfen lassen von dem gallonierten Diener. Das ist so *meine* Rechnung!«

So hatte der freche Samuel gesprochen und Stropp mußte bei der Erinnerung wieder ein Glas hinunterstürzen, um über des Vagabunden Spekulation ordentlich lachen zu können. Das wäre ja eine tolle Geschichte, wenn der Reformator Stropp mit seinen großen Plänen nur für die Geschäfte der jüdischen Schnorrer arbeiten sollte. Ach, bah, das waren ganz gleichgültige Nebenumstände, um welche der große Mann sich nicht zu kümmern brauchte. Das hatten die Juden untereinander abzumachen. Germanien aber wird einstimmig einfallen in das Feldgeschrei des neuen Arminius: »Juden raus!« Und Stropp sagte nicht mehr in gebildetem Deutsch »hinaus«, nein, »raus« rief er, wie er's von Bumcke gehört.

Er war auf seinem Platze immer unruhiger geworden und stieß den letzten Ruf halblaut hervor. Die anderen Gäste wandten sich wieder nach ihm um, er aber bemerkte es nicht und fuhr in seinen Selbstgesprächen fort.

Er hatte von der Verbindung mit dem verrückten Schneider manchen Vorteil. Er wohnte da umsonst und erhielt zur Not auch Nahrung, Kleidung und Wäsche zum Lohn für seine Bundesgenossenschaft im Lichte. Auch die Nachbarschaft Samuels wurde nutzbar gemacht, seitdem sich Stropp durch den Orthodoxen, der in seiner Jugend nichts als einige alte jüdische Ritualien gelernt hatte, in die Eigentümlichkeiten und Schrüllen des talmudischen Gesetzes einweihen ließ. Aber

um solcher kleinen Vorteile willen wäre Stropp niemals in die verrufene Gegend, in das baufällige Haus des verrückten Schneiders gezogen.

Dorthin zogen ihn, was hoffentlich niemand wußte, die hübschen Augen der Frau Doretta. Vom Markte auf dem Alexanderplatz war er ihr einmal nachgeschlichen, hatte sie bis zu dem schwärzlichen Bau begleitet, wo der Zettel ein möbliertes Zimmer für einen soliden Herrn ankündigte, und hatte in jäher Verliebtheit sofort gemietet. Nun lebte er seit bald einem Jahre in dem Loche, in welchem ihn zwar nicht jeder Gläubiger, aber auch nicht jeder Freund aufsuchen mochte; und doch hatte er's bei Frau Doretta noch nicht weiter gebracht als am ersten Tage. Eine unheimliche Angst vor einem Zornesausbruch des verrückten Schneiders hatte ihn bis heute abgehalten, die Tugend der hübschen Frau mit einem kecken Wagnis zu stürmen. Aber das war eine schändliche Feigheit!

Ja, es war eine Feigheit! Stropp schaute mit glanzlosen Augen in das Glas. Es war unstatthaft, es war unnatürlich, es war ein Verbrechen, daß ein jüdischer Flickschneider ein hübsches Christenweibchen allein besitzen sollte. Er, der germanische Doktor Stropp, sollte hungrig hinter der Türe stöhnen, während der jüdische Schneider den Schatz in den Händen hatte? Pfui! Und Stropp rief wieder, diesmal ganz vernehmlich: »Juden raus!« und schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die geleerte Weinflasche umfiel.

Der Oberkellner eilte herzu und überreichte dem Gaste Hut, Stock und die Rechnung. Sie betrug gerade zwanzig Mark. Stropp warf das Goldstück Heinrichs verächtlich auf den Tisch und verließ mit einigem Brummen über die Unsitte des Trinkgelds, die auch nur von jüdischen Börsenspekulanten ins Land gebracht worden wäre, das Lokal.

Draußen fuchtelte er mit dem Stocke in der Luft lebhaft hin und her. Jetzt oder niemals; jetzt war er in der Stimmung, seine lächerliche Angst vor dem Blicke des Schneiders zu besiegen. Er eilte nach dem Hause und war doch beinahe verlegen, als er Frau Doretta allein antraf.

## 10. KAPITEL

Das Kind schlief neben dem Fenster, an welchem Oswald sonst zu arbeiten pflegte. Der Schneider war eben fortgegangen zu einem Kunden, einem altgläubigen armen Juden, mit welchem der schwärmerische Oswald bei jeder Zusammenkunft theologische Fragen heftig zu erörtern pflegte. Seine Rückkunft war nicht so bald zu erwarten.

Doretta wollte, unbekümmert um Doktor Stropp's Gegenwart, an ihre Arbeit gehen. Sie strich die Ärmel hinauf, um beim Ordnen der Wäsche nicht behindert zu sein, und sang leise vor sich hin. Da trat Stropp rasch auf sie zu, faßte sie heftig am nackten Arm und rief mit zitternder, liebloser Stimme: »Haben Sie denn

auch heute keine Minute Zeit für mich übrig, liebste Doretta?»

Mehr verwundert als erschreckt schlug Doretta ihre großen Augen empor. Bevor sie aber noch ein Wort erwidern konnte, umschlang Stropp mit seiner Rechten ihren Leib, preßte sie an sich und drückte ihr einen wilden Kuß auf die Wange.

Zornig errötend versuchte Doretta, sich zu befreien. Aber Stropp hielt mit seiner Linken ihr rechtes Handgelenk umkrallt.

Ohne einen Laut hervorzubringen, mit offenem Munde, mit wirren tränenden Augen duldete Doretta den überraschenden Angriff. Ihre Glieder waren starr, ihr Wille gelähmt. Sie fühlte wohl, wie tief der rasende Mann sie beschimpfte, aber sie war unfähig, ihre Kräfte zu gebrauchen und den Rasenden abzuwehren.

Als Stropp sie so machtlos sah und ihr Körper schwer und hilflos in seinen Armen lag, als gar ihre Lider über die entsetzten Augen niedersanken, da verlor er die feige Befangenheit, mit der er den ersten Angriff unternommen hatte. Er umfaßte das stürmisch atmende Weib fester und rief, während sich sein Gesicht zu einem siegesfrohen Grinsen verzerrte: »Nun ist's vorbei mit den Dummheiten! Nicht wahr? Du hast mich lieber als Deinen Schneider! Was? Und wir wollen zusammen lustig sein und zärtlich wie zwei Tauben!«

Und er versuchte, die starke Frau mit seinen Armen vom Boden aufzuheben, als wollte er ihr seine Übermacht beweisen.

Da schrie sie gellend auf. Drüben beim Fenster erwachte von dem lauten Ruf das Kind, und ein leises Weinen wimmerte ans Ohr der Mutter.

Bevor Stropp den dünnen Ton noch vernommen hatte, fühlte er plötzlich, wie Doretta's Muskeln sich bäumten. Ein Ruck, ein Stoß, und Stropp taumelte gegen die Wand, während Doretta mit einem Blick des wildesten Zornes zu ihrem Kinde sprang. Dort ließ sie sich nieder, keuchte einigemal schwer auf, herzte dann den Säugling, als ob nichts vorgefallen wäre und sang ihn leise ein.

»Schlaf, Friedelchen, schlaf,« murmelte sie nach der alten Weise, »mußt noch einmal schlafen! Mutter wurde sehr geärgert, kann Dir jetzt die Brust nicht reichen. Schlaf, Friedelchen, schlaf, draußen steht ein – Hund!«

Aber Doretta schaute dabei nicht einmal nach dem Zudringlichen um.

Das Kind beruhigte sich wieder und schlief ein. Eine Weile hockte Doretta noch lautlos neben ihrem Knaben, dann aber hob und senkte sich ihre Brust, und sie mußte forteilen, um das Kind mit ihrem hervorbrechenden Schluchzen nicht abermals zu wecken.

Stropp hat die Stelle an der Wand nicht wieder verlassen, bis zu der ihn Doretta geschleudert hatte. Die

Hand auf einen Stuhl gestützt, stand er frech und verlegen da und suchte nach einem Entschluß. Als Doretta laut aufschluchzend an ihm vorbei in die Küche eilte, ging er ihr langsam und unschlüssig nach. Doretta ließ ihn die Schwelle nicht überschreiten.

»Hinaus!« rief sie und streckte die Rechte in wilder Bewegung nach ihm aus. »Hinaus aus dieser Stube und aus diesem Hause! Hinaus, bevor Oswald zurückkommt und hört, was in seiner Abwesenheit geschehen ist! Hinaus, bevor Oswald Sie umbringt, wie Sie es verdienen, Sie nichtswürdiger Heuchler Sie!«

Stropp erblaßte.

Von dem verrückten Schneider war das Schlimmste zu befürchten, und wenn Doretta nicht zum Stillschweigen zu überreden war, so war er nirgends mehr vor der Rache des beleidigten Gatten sicher. Mit zuckenden Augen blickte er sich verzweifelnd nach Hilfe um. Seine Hand zitterte, während er scheinbar gleichgültig die Tür, an der er stand, hin und her wiegte. Doretta *mußte* zum Schweigen gebracht werden.

»Oswald wird die Sache nicht so schlimm ansehen,« sagte er fröstelnd vor Todesangst, um doch wenigstens durch ein paar Worte seine überlegene Sicherheit zu zeigen.

»Was?« rief Doretta mit gedämpfter leidenschaftlicher Stimme. »Oswald das leicht nehmen? Glauben Sie denn, Sie garstiger Teufel, wir wären Türken oder Tiere oder Gott weiß was?«

In Stropps Antlitz zuckte es boshaft. »Nun, ein Türke ist Oswald just nicht. Aber zu seinen Idealen gehört auch die Weibergemeinschaft.«

»Hinaus!« rief Doretta wieder und ballte die Faust.  
»Mit Ihnen hab' ich nichts mehr zu reden!«

Aber Stropp hatte inzwischen seinen Plan gefaßt. Er öffnete höhnisch lachend die Tür, überzeugte sich, daß der Schneider noch nicht heimkehrte, und rief dann drohend in die Stube zurück.

»Ich werde mich selbst bei der Polizei anzeigen und erzählen, daß Oswald den Staat auf den Kopf stellen will und mir selbst die Weibergemeinschaft gepredigt hat.«

»Das ist gelogen!« schrie Doretta. »Das werden Sie mir nicht einreden! Oswald hat mich viel zu lieb und ist viel zu eifersüchtig, um solchen Unsinn zu wollen. Das wäre ja schlimmer als Ehescheidung! Nein, dafür ist mein Oswald nicht.«

»Aber Sie wissen doch, meine liebe Doretta . . . «

»Nennen Sie mich nicht so!«

»Sie wissen doch, wie Ihr Mann oft davon geredet hat, daß der Unterschied des Besitzes aufhören muß, daß alles Eigentum gemeinsam werden soll. Nun, dazu gehören nicht nur Felder und Wälder, nicht nur Nahrung und Kleider, sondern auch die Weiber und die Kinder.«

»Siegfried auch? Das ist nicht wahr! Das ist nicht Oswalds Meinung!«

»Ihr Oswald ist allerdings nicht in allem mit den weitgehendsten Lehren der Partei einverstanden; darum geht er auch oft so sorgenvoll umher, weil er in seinem Herzen einen Kampf zwischen seinen Überzeugungen und seiner Liebe führen muß. Aber endlich muß doch die Partei, der er gläubig angehört, siegen, und auch Oswald wird sich den Befehlen unserer geheimen Oberen fügen müssen, wie jeder andere. Bei Todesstrafe!«

Stropp sah mit innigem Vergnügen, welche Macht er durch diese rasche Erfindung gewonnen hatte. Er fand seine volle Sicherheit wieder und fuhr fort:

»Nun ist's aus mit mir! Ich habe das große Geheimnis ausgeplaudert, und wenn die geheimen Oberen davon erfahren, werde auch ich vom heimlichen Gericht zum Tode verurteilt. Aber die Rache bleibt mir! Ich zeige mich und Oswald noch heute der Polizei an, und auch er wird seiner Strafe nicht entgehen!«

Doretta fuhr empor.

»Um Gotteswillen,« schrie sie. »Nicht meinen Mann! Verschonen Sie ihn! Ich zittere ja immer vor der Polizei! Ich hab's ihm nie gesagt, um ihn nicht zu kränken, aber seit Jahren fürchte ich so ein Ende. Zeigen Sie ihn nicht an! Es wird ja Ihnen gewiß auch nichts geschehen. Woher soll denn das Gericht erfahren, daß ich alles weiß?«

»Wollen Sie denn nicht Ihrem Manne erzählen, wie meine Liebe zu Ihnen alle Rücksichten vergaß? Und

wird Ihr Mann sich nicht zu rächen versuchen? Als Mitglied des Bundes darf er aber nichts ohne Wissen der Oberen gegen einen Genossen unternehmen. So muß mein Vergehen ans Licht kommen.«

Doretta verbarg ihr Gesicht in den Händen.

»Schweigen Sie,« rief sie schluchzend, »ich will auch schweigen!«

»Sie schwören mir's?«

»Ja!«

»Bei dem Leben Ihres Kindes?«

»Ja!«

Und Doretta hob die Hände flehend zu dem unerbittlichen Manne empor.

Stropp war zufrieden und zog sich mit der Versicherung, den Schneider nicht vernichten zu wollen, auf sein Zimmer zurück. Hier ging er wohl noch lange mit heftigen Schritten auf und ab; und als Oswald endlich nach Hause kam, erblaßte er noch einmal und lauschte am Schlüsselloch, ob Frau Doretta nicht am Ende doch ihres Schwures vergäße und plauderte. Als aber nichts Außergewöhnliches vorfiel, der Schneider seinen Siegfried nun wieder gewachsen fand, wie bei jedem Wiedersehen, und sich dann geräuschlos an seine Arbeit machte, da atmete Stropp beruhigt auf und warf sich, müde wie nach einer Hetzjagd auf einen Stuhl.

Ein böses Lächeln glitt über seine verzerrten Züge.

»Die dumme Närrin,« murmelte er. Dann aber ballte er wieder die Hand gegen die Tür und zischte halblaut

zwischen den Zähnen hervor: »Sie sollen mir's büßen, wenn ich erst Millionen zwischen den Händen habe und ihre paar Groschen nicht mehr brauche. Die beiden Narren, sie sollen's büßen.«

Niemand wagte es, von dem letztem Auftritte zu sprechen, und so ging in dem baufälligen Hause das alte Leben weiter fort, als ob nichts geschehen wäre. Der Schneider arbeitete tagsüber wie ein Sträfling und brütete des Nachts über seiner Reformation der Welt, des deutschen Reiches und des Judentums. Samuel Schöpps schien immer an einem Tage auf die Gedanken Oswalds einzugehen und am nächsten Tag desto heftiger und mit einem großen Aufwand von Kenntnissen über jüdische Gottesgelehrtheit zu streiten.

Doktor Stropp unterließ es nie, sobald der Lärm des philosophischen Zweikampfs bis in seine Stube drang, hereinzukommen und leidenschaftlich teilzunehmen. Er nahm sich des Schneiders mit den Waffen seiner besseren Bildung an, brachte den gefälligen Herrn Samuel durch seine Belegstellen aus dem alten Testamente ins Gedränge und sicherte sich so die wertvolle Freundschaft seines Wirtes. Dabei lernte er in der Hitze des Streites manchen lustigen oder häßlichen Zug des rabbinischen Gesetzes kennen, den ihm Herr Samuel in seinen unregelmäßigen Unterrichtsstunden vorenthielt, und freute sich schon im voraus, wie er diese eigentümlichen Kenntnisse dereinst in seinem Blatte gegen das Judentum ausspielen würde.

Es schien sich nichts im Hause geändert zu haben. Nur Frau Doretta war einsilbig geworden. Sie ging nicht, wie sonst wohl, aus dem Zimmer, wenn die Männer sprachen; sie hörte mit einer sichtbaren Angst zu und lauerte auf jedes unbedachte Wort. Ihre schrankenlose Verehrung für Oswald hatte einer Scheu Platz gemacht, welche sie nie mehr besiegen konnte, sooft der Schneider in Feuer geriet und in weitesten Begriffen von den unklaren letzten Zielen seines Denkens und Trachtens redete. Ahnungslos verwebte er mit seinen religiösen Ideen die Schlagzeilen sozialistischer Flugschriften und wußte nicht, wie sehr er damit sein armes Weib kränkte, die erst an Stroppps Enthüllungen hatte zweifeln wollen und nun fast täglich erfahren mußte, daß ihr Oswald in der Tat verbrecherische Heimlichkeiten im Kopfe trug.

Zusehends wurde sie ernster und blasser, und auch Siegfried wollte, wie es sogar den Schneider bedünkte, nicht so recht gedeihen. Der Doktor Wolff mußte wöchentlich einmal nachsehen und dem Kinde immer etwas Neues verordnen.

Oswald war mit den allgemeinen Ideen des Arztes nicht recht zufrieden. Er sei ein moderner Realist, habe gar kein Herz für die großen Fragen der Philosophie, Menschenliebe und Brüderschaft. Aber im Grunde hatte Oswald doch ein herzliches Zutrauen zu dem neu

gewonnenen Verbündeten im Lichte gefaßt und übertrug ein wenig von der Liebe zu Auenheims auf ihren Gesandten.

Heinrich machte den Schneidersleuten regelmäßig seinen Besuch, wenn er auch mit seiner Wissenschaft nicht viel für das schwache Kind tun konnte. Er hatte auf seinen Bericht von Eggerwitz keine Antwort bekommen, und je länger er ohne Nachricht von Clemence war, desto lieber kam er in das schwarze Haus, wo er mit der Frau so oft und so lieb von ihr plaudern konnte und mußte. Mußte, denn ihm allein gelang es, der guten Doretta die Schwermut zu vertreiben, indem er ihre Sorge für Siegfried und ihre Anhänglichkeit an die Familie Auenheim zu Hilfe rief. Er verstand zwar den Blick, den Doretta oft so hilfeflehend auf ihn richtete, nicht; aber er fühlte doch, daß sie Zutrauen zu ihm hatte und daß sein Wort etwas bei ihr vermochte. Nur dazu wollte sie sich nicht verstehen, weniger zu arbeiten. Solange ihr Oswald sich keine Ruhe gönne, dürfe auch sie nicht nachlassen. Und doch mußte sie manchen Abend das Plätteisen früher als sonst aus der Hand legen, so müde und schwach fühlte sie sich.

Schon waren eines Morgens die Rinnsteine der Klosterstraße mit einer dünnen Eisdecke überbrückt, da trat Heinrich einmal zu ungewöhnlich früher Stunde in des Schneiders Häuschen. Auf der Treppe vernahm er, wie Doretta lebhafter und fröhlicher plapperte, als er sie seit Monaten gehört hatte.

Als er eintrat, erblickte er mit freudigem Schrecken ein neues, unerwartetes Bild. Am Fenster saß fleißig wie gewöhnlich, aber heute mit vergnügtem Schmunnzeln der Schneider. Doretta saß müßig, das Kind auf dem Schoß, neben ihrem Wäschekorb, und hinter dem Plättbrett – das heiße Eisen in der Hand – stand Clemence, die Wangen von der ungewohnten Arbeit leicht gefärbt.

Als Heinrich in der Tür erschien, wurde sie von Purpur übergossen. Sie machte eine Bewegung, als wollte sie das Plätteisen verstecken; dann besann sie sich aber, fuhr mit einem ruhigen Strich über das Taschentuch, das sie gerade in Arbeit hatte, und sagte mit einem köstlichen, verlegen stolzen Lächeln:

»Willkommen, Herr Doktor Wolff! Ich mache schon Fortschritte im Plätten. Sehen Sie nur, wie gut es gelingt!«

Heinrich konnte sich kaum fassen; während er ratlos das herrliche Mädchen anstarrte, erzählte Doretta eifrig, was die seltsame Gruppe erklären sollte.

Vor drei Tagen war Clemence angekommen und hatte sofort ihre Doretta aufgesucht.

Mit den Befürchtungen des Doktors sei es nichts. Clemence habe den Siegfried selbst auf den Armen gehalten und für sein Alter erstaunlich klug und kräftig gefunden. Und auch über Doretta's gutes Aussehen habe das gnädige Fräulein sich gefreut. Und ein ganz besonderes Glück habe das Fräulein mitgebracht. Sie

wollte sich zur Hausfrau heranbilden, habe sie gesagt; sie müsse wohl wissen, warum. Sie wolle kochen, nähen und plätten lernen. Das Kochen und Nähen studiere sie schon anderswo, aber das Plätten wolle die gute Clemence bei niemand anders lernen als bei ihrer Doretta. Nun komme sie – und das sollte vier Wochen dauern – jeden Tag auf eine Stunde her, übe sich im Plätten und zahle schrecklich viel Geld für den Unterricht.

Doretta lachte schallend. Eigentlich nehme ihr das Fräulein, das so geschickt sei wie keine Plätterin weiter, für eine Stunde die ganze Arbeit ab, und von Rechts wegen müßte Doretta ihr noch Lohn geben. Da aber Fräulein Clemence, wie sie sage, auch der Kochfrau und der Näherin Lehrgeld zahle, so sehe sie nicht ein, warum sie das redlich erworbene Geld nicht einstecken sollte! Der kleine Engel, der Siegfried, werde schon einmal die paar Groschen brauchen können, wenn er erst Student sei.

Clemence bat den Arzt mit einem raschen Blicke, seine Gedanken nicht auszusprechen, und Heinrich wollte auch das gute Werk des Mädchens nicht stören, in dessen Ausübung sie ihm schöner und lieblicher erschienen als je zuvor.

Während er nach dem Vater und Evchen fragte, packte Oswald seine Sachen zusammen, um seinem frommen Kunden einen Winterrock zu bringen. Und bald darauf verließ auch Doretta mit Siegfried die

Stube. Das Kind mußte heute, da Besuch da war, im Schlafzimmer eingesungen werden. Heinrich war mit Clemence allein.

Das Mädchen plättete rüstig weiter und schaute auf ihre Arbeit.

»Sie haben mir noch nicht die Hand gereicht, Fräulein Clemence,« sagte Heinrich, nachdem er eine Weile stillvergnügt ihrem Tun zugeschaut hatte.

Clemence blickte auf und reichte die Rechte über das Brett hinüber.

Wie sie ihm in die Augen sah, fiel ihr auf einmal alles ein: daß sie ihn seit dem Tode der Mutter nicht gesehen. Und plötzlich war der Schelm aus ihren Mundwinkeln verschwunden, ihre Augen füllten sich mit Tränen, und sie mußte das Tuch, das sie eben zur Hälfte geplättet hatte, an den Mund drücken, um nicht laut zu schluchzen.

Heinrich ergriff ihre Rechte und bedeckte sie mit heißen Küssen. Clemence duldete es still. Endlich aber wollte sie sich losreißen und ergriff mit der Linken wieder das Eisen, als solle die Arbeit wieder beginnen.

Heinrich faßte auch die Linke und rang über das Brett hinweg sanft um den Besitz der Hände. Da kam er mit dem eigenen Gelenk dem heißen Eisen zu nahe und fuhr lachend mit einem leisen Aufschrei zurück.

Schon hatte aber Clemence das Eisen fortgestellt, war um das Brett herum herbeigelaufen und fragte erschreckt: »Habe ich Ihnen wehe getan?« Und sie reichte ihm freiwillig beide Hände.

Heinrich hielt sie fest, und beide standen lange da, Augen in Augen getaucht. Nebenan sang Doretta dem Kinde ihr Wiegenlied vor.

Heinrich öffnete einige Male die Lippen, um ein Wort zu sagen. Aber immer unterbrach ihn Clemence mit ihrem Blick, der ihn bat zu schweigen. Heißer und heißer stieg in ihm der Wunsch auf, dem geliebten Mädchen von seiner Liebe zu sprechen und sein Glück zu fassen, da er es stetig um sich her flattern fühlte, fester und fester hielt er ihre Hände und näher und näher glaubte er, ohne daß sich eins von beiden bewegte, ihren Hauch zu spüren.

Und wieder öffnete er die Lippen, wieder wollte ihn ihr Blick unterbrechen. Diesmal aber mochte es ihr nicht mehr ganz ernst sein mit der Bitte, daß er schweige. Müde beugte sich ihr Kopf nach rückwärts, müde senkten sich für die Zeit eines Augenblicks die Lider, und Heinrich benutzte den Moment und sprach:

»Ich habe Dich ja so lieb, Clemence!«

Da flog ein Zittern durch das Mädchen; mit stiller Seligkeit öffnete sie die Augen und blickte ihn zur Antwort an mit inniger Liebe. Und wieder sagte er:

»Willst Du, kannst Du die Meine werden?«

Und langsam, langsam beugte Clemence ihren Kopf vor und bot dem Geliebten ihre Stirn zum Kusse dar. Er faßte andächtig das teure Haupt mit beiden Händen und drückte einen langen Kuß auf die Stirn, während Clemence seine Hände leise berührte. Dann fuhr sie zurück, wandte sich erglühend ab und sagte bittend:

»Geh jetzt! Auf Wiedersehen! Aber geh jetzt!«

»Clemence!« rief Heinrich leidenschaftlich und streckte die Arme nach ihr aus.

»Was willst Du, Heinrich?« sagte sie mit seliger Ruhe. »Jetzt bin ich ja Deine Braut. Auf Wiedersehen morgen bei uns! Geh jetzt, ich bitte Dich!«

Heinrich ging und wunderte sich auf der Straße, als er sich vergebens nach den Fenstern umsah, daß dort noch immer das schwarze Häuschen des närrischen Schneiders stand.

Oben aber war Clemence auf einen Stuhl gesunken und blickte mit gefalteten Händen zur Decke empor.

Als Doretta wiederkam, war sie erstaunt, das Mädchen allein und müßig, das Eisen kalt zu finden. Clemence entschuldigte sich: sie sei die Arbeit noch nicht gewöhnt, es sei ihr so heiß geworden dabei.

Doretta blickte sie scharf an und sagte:

»Und der Doktor ist fortgegangen, ohne mir Adieu zu sagen. Ach, ach, gnädiges Fräulein, wenn das nur kein Unglück gibt! Daß doch die selige Mama noch lebte!«

Und Clemence fiel der guten Doretta weinend um den Hals.

11. KAPITEL

Nun brauchte Heinrich nicht mehr mit seiner heimlichen Liebe nach fernen Ländern zu fliehen, nun war kein Zweifel, kein Zögern mehr möglich.

Als er die Hände des Mädchens losgelassen und trunken von Glück und Liebe den Heimweg angetreten hatte, suchte er vergebens nach einem Wort oder einer Tat, um von der Freude seines Herzens Zeugnis zu geben. Er fand nichts; konnte er sich doch nicht einmal entschließen, dem Freunde sein seliges Geheimnis zu offenbaren.

Zu Hause trat er wohl andächtig vor die Rosenstöcke, welche blütenlos neue Kraft für neuen Frühling sammelten; zum ersten Mal seit langer Zeit vermißte er wieder das welke Lesezeichen. Aber was kümmerte ihn jetzt die sicherlich längst entblätterte Rose! Die Rosenspenderin selbst war ja sein!

Er hätte ein Maler sein mögen, um Clemence und ihr sieghaftes Lächeln, so schön, wie er es vor sich sah, auf das Papier bannen zu können! Er hätte dichten mögen, wenn ihm nur zu seinem innigen Gefühle auch Verse eingefallen wären! Da er jedoch kein Künstler war, feierte er den Tag durch Arbeit. Und deren gab's ja reichlich! Noch nie hatte er seine Kranken durch milde Ruhe, durch herzlichen Trost, durch unermüdliche Sorgfalt so erfreut wie heute; bis in die späte Nacht eilte er umher und vergaß nicht den ärmsten Schlucker, der in

der Vorstadt, hilflos und elend, in dumpfer Kellerwohnung lag. Zweimal, dreimal kehrte er zu ängstlicheren Patienten wieder und trug einen Schimmer seiner eigenen Wonne überall hin.

Am folgenden Morgen stieg eine glänzende Sonne über den ersten Schnee des Jahres auf. Heinrich erwachte und sein Glück war nicht mit seinen Träumen entschwunden! Es stand da, fest, greifbar, ein Kampfpreis.

Wieder einmal hatte die Liebe gesiegt und die kleintlichen Schranken der mutlosen Menschen durchbrochen. Clemence öffnete ihre Arme, und was auch immer sich den Liebenden widersetzen mochte, in diese Arme wollte er stürzen. Hinweg mit allem, was im Wege stand!

Und was stand denn überhaupt im Wege? Sein eigener Unglaube, sein Kleinmut. Nichts weiter!

Wie hatte er sich doch nur um Schatten von Schatten bekümmern können! Ihre leuchtenden Augen blickten ihn liebend an, und kein Schatten blieb dunkel.

Wie wollte er diese Augen hegen und behüten, daß sie ihren Glanz und ihr Lächeln behielten! Wie wollte er in diesen Augen lesen und jedes unausgesprochene Wort verstehen!

Doch da trippelten die Spatzen auf dem schneebedeckten Fensterbrett umher. Sie verlangen ihr tägliches Futter und führten den träumenden Arzt zum Nächsten zurück.

Erst gegen Abend, zur gewohnten Stunde, ging er nach dem Auenheimschen Hause. Als er dem Diener seinen Überrock abgegeben hatte, fiel es ihm ein, daß er doch nicht wie sonst harmlos eintreten und wie ein Fremder plaudern durfte. Er hatte mit Clemence nichts verabredet. Nun stellte er sich vor den Spiegel des Vorzimmers, blies nach jedem Stäubchen auf seinem Rock und knöpfelte an seinen Handschuhen herum, nur um Zeit zu einem Entschlusse zu gewinnen.

Nein, eine heimliche Liebe in einem Hause, in dem die Mutter fehlte, war unter der Würde des Mädchens, war unter seiner Würde. Und gerade, weil er der Zustimmung des Vaters nicht sicher war, durfte er mit der Mitteilung nicht zögern. Noch heute wollte er um eine Unterredung bitten, und dann sollten alle erfahren, daß er Clemence liebte, daß er wiedergeliebt wurde, und daß er sie jubelnd als sein Weib heimzuführen und sich um die Einreden der ganzen Verwandtschaft nicht so viel zu kümmern gedachte.

Als er eintrat, fand er zu seiner Überraschung Freund Victor bereits anwesend. Schon war das Gespräch über die Verstorbene in vollem Gange. Heinrich sprach Evchen innig sein Beileid aus, drückte dem Vater wärmer als sonst die Hand und wagte es endlich, auch Clemence anzusehen und ihr die Hand zu reichen. Beide verschwiegen ihre letzte Zusammenkunft.

Mit so ruhiger Freundlichkeit begrüßte sie ihn, daß er den Liebesschwur von gestern für einen Traum hätte

halten können. Doch jetzt, wie sie ihre Hand eng und warm um seine Finger legte und länger als sonst nicht losließ, jetzt wußte er gleich wieder, daß er geliebt wurde, und in alle Reden über die teure Tote klang es ihm wie ein unveränderlicher Akkord hinein: Sie hat unsern Bund gesegnet, sie kannte unser Geheimnis! Und auch Clemence mochte Ähnliches empfinden. Denn auch ihr lag durch Tränen lächelnd eine leise Trauer auf dem Antlitz ausgebreitet, während Victor und Evchen nicht müde wurden, den Verlust der guten Mutter zu beklagen.

Dem schönen Auenheim schien es unbehaglich zu werden unter den jungen Menschen, die nichts anderes besprachen oder doch nichts weiter dachten als das Andenken seiner verstorbenen Frau. Er hatte auf die Beileidsbezeigungen nur mißlungene Redensarten zu antworten und brachte sie in so ungeduldiger Weise vor, daß Clemence für ihn errötete und die beiden Männer kein mitfühlendes Wort mehr an ihn zu richten wagten.

Als die beiden Paare jedoch den Gegenstand gar nicht fallen ließen und nicht müde wurden, die Krankheit, die Lebensart, die Weisheit, die Güte, die Gelassenheit der verstorbenen Frau zu erörtern, da wurde der schöne Auenheim ungeduldig, ging nervös auf und

nieder und machte immer wieder den Versuch, das Gespräch nach einem für ihn erfreulicherem Thema einzulenken. Bald knüpfte er an einen besonders hervorgehobenen Umstand, der beim Begräbnisse vorgefallen, an, um vom Geistlichen auf die Religion und von da auf seine politische Überzeugung zu kommen, bald sprang er von der Bemerkung, daß seine Frau die lärmende Geselligkeit nicht geliebt habe, auf die Freuden des Landlebens und auf den Ausfall der diesjährigen Ernte über. Und er wurde sichtlich böse, wenn die Töchter und die Freunde immer wieder zu ihrem Ausgangspunkte zurückkehrten. Und doch mußte ihm der Tod der stillen Frau nähergegangen sein, als es den Anschein hatte. Dank seiner peinlich sorgfältigen Trauerkleidung sah er zwar so jung aus wie immer, aber kleine Fältchen hinter den Augen verrieten, daß der ewige Jüngling doch einen Kummer erfahren hatte.

Heinrich war so empört über das ganze Wesen des Witwers, daß er sich nicht entschließen konnte, schon heute ein Wort zu sprechen, das den schönen Auenheim zum Herrn über sein Schicksal machte. Und er erhielt auf eine stumme Frage die Zustimmung der Braut.

Beide Mädchen litten unter dem seltsamen Betragen ihres Vaters! Sie versuchten, den Gegenstand des Gesprächs fallen zu lassen, und da sie von etwas anderem als von ihrer Mutter nicht reden konnten, wurde es stiller und stiller in der Stube. Heinrich empfand den

Druck weniger. Konnte er doch, so oft er wollte, seiner Clemence in die Augen sehen und dort die heimliche Versicherung ihrer Liebe finden. Victor aber erhob sich endlich, als wieder einmal eine lange peinliche Pause eintrat, und forderte Heinrich auf, mitzugehen und die trauernde Familie allein zu lassen.

Niemand bat sie zu bleiben. Heinrich stand nur ungerne auf; aber Clemence sagte ihm gute Nacht, und so eilte er fort, ohne dem Vater das Geheimnis verraten zu haben.

In der kalten Nachtluft wanderten die Freunde nebeneinander her.

Endlich brach Victor das Schweigen und schalt auf den alten Gecken, der ein so herrliches Weib nicht zu würdigen verstanden hatte. Nur mit Widerstreben hörte Heinrich zu und rief plötzlich:

»Genug Victor, ich mag über Herrn von Auenheim nichts Schlechtes hören. Wir haben's stillschweigend so verabredet, und dabei soll's auch bleiben!«

»Da hast Du eigentlich recht,« sagte Victor. »Ich hätte seiner schonen sollen. Er ist nun mal der Vater von Evchen . . . und von Clemence.«

Und die Freunde blieben stehen und schauten einander betroffen an. Da hatten sie nun beide etwas berührt, was sie seit Monaten voreinander verbargen,

weil sie von der Entdeckung ein Ende ihrer Freundschaft fürchteten. Jetzt aber war das erste Wort gesprochen; jetzt konnte keiner von ihnen mehr zurück, ohne die bisherige Treue zu verraten.

Victor brach zuerst das kurze Schweigen.

»Du liebst Fräulein Clemence?« fragte er heftig.

»Ja, ich liebe sie,« rief Heinrich aus und wandte sich dabei unwillkürlich nach dem Hause um, aus dessen Balkonfenster noch ein mattes Licht herüberschimmerte.

»Und ich sage Dir,« rief Victor wild, »daß ich . . . «

»Halt,« unterbrach ihn Heinrich, indem er erregt beide Hände des Freundes ergriff. »Kein Wort mehr. Ich liebe Clemence und seit gestern weiß ich, daß ich unsäglich glücklich bin. Wir sind einig!«

Victor entwand sich heftig Heinrichs Armen und sagte trotzig:

»Du hast recht, da habe ich weiter nichts zu sagen.«

Und mit einem kurzen »Gute Nacht« wollte er sich entfernen.

Heinrich blieb traurig stehen und rief hinter dem Fliehenden drein:

»Soll *das* das Ende sein?«

Da blieb Victor stehen. Und als Heinrich abermals rief: »Kannst du mir mein Glück nicht verzeihen?« – da kehrte Victor um, schob seinen Arm unter den Heinrichs und sagte trocken:

»Es kam etwas zu plötzlich. Ich meine, wir trinken drüben eine Flasche Rheinwein auf ihr Wohl. Auch muß ich Dich nach dieser überraschenden Mitteilung einmal bei Beleuchtung ansehen.«

Und binnen kurzem saßen sie in einer versteckten Weinstube der Jägerstraße an einem kleinen Tischchen, stießen miteinander an, und Heinrich erzählte, während Victor in vergnügtem Zorn ein Glas nach dem anderen hinunterstürzte, mit wenigen Worten, seit wann er Clemence als seine Braut betrachte.

Dann hob Victor abermals seinen Römer, legte den Arm um Heinrichs Schultern und sprach feierlich:

»Einzig und allein auf das Wohl von Fräulein Clemence von Auenheim leere ich dieses Glas. Und nur deshalb, weil sie so geschmacklos ist, ihr Glück von dem schrecklichen Menschen, von dem Doktor Heinrich Wolff abhängig zu machen, magst auch du leben. Auf Euer Wohl!«

Victor leerte das Glas, faßte dann mit der einen Hand den Kelch, mit der anderen den Fuß des Römers, brach ihn ruhig entzwei und ließ ein anderes Glas und eine frische Flasche bringen.

Noch ein Glas trank er aus, dann saß er lange ganz still, schüttelte nur ein wenig mit dem Kopfe und blickte den Freund so fröhlich an, daß Heinrich aus seinem bisherigen Nebenbuhler nicht klug werden konnte.

Endlich begann Victor:

»Ich will mal beichten. Und wenn Du Lust hast zuzuhören, so sollst Du eine närrische Liebesgeschichte erfahren. Aber Du wirst mich nicht auslachen, nicht wahr? – Als ich nach meiner Ankunft zum ersten Male wieder das Auenheimsche Haus besuchte, verliebte ich mich stracks in Clemence, nun, meinerwegen in Fräulein Clemence, damit Du nicht mehr so gekränkt dreinschaust. Meine Verehrung für sie war eine ganz grenzenlose. Ich fühlte mich in ihrer Gegenwart wieder wie ein Schulknabe, und wenn das Unglaubliche geschehen wäre und sie meine Gefühle erwidert hätte, so hätte ich mich wahrscheinlich darüber gar nicht gefreut, sondern wäre aus Angst davongelaufen. Und das Schlimmste war, daß ich ihr in der verbrecherischsten Weise von der Welt untreu wurde. Ich fing an, beide Schwestern zu lieben. Ich sage Dir, es war ein Zustand, um den mich kein Sünder aus dem Tartarus beneidet hätte. Weiß der Henker, was mich verführte, mir für Clemence immer noch die erhabensten Gefühle einzureden, trotzdem mir das jüngere Schwesterchen von Tag zu Tag mehr ans Herz wuchs. Treue kann es nicht gewesen sein, denn ich war ihr ja untreu; auch Eitelkeit auf die seltene Schönheit nicht, denn ein solcher Geck bin ich hoffentlich nicht. Ich fürchte fast, es war nichts als Eigensinn, und dabei machte ich mir wöchentlich mindestens einmal die entsetzlichsten Vorwürfe, Deinetwegen – ich merkte ja doch, wie es mit Dir stand

und der Mädchen wegen, die ich doch nicht beide heiraten konnte.

Die Sache wurde immer toller und raubte mir vielleicht nur darum nicht den Schlaf, weil ich bei Nacht einzig und allein, treu und beständig, von Evchen träumte – sooft ich nämlich überhaupt träumte, was mir selten passiert. Als Du nun vorhin als Sieger vor mich tratst, da bildete ich mir im ersten Augenblicke ein, Clemence wäre die einzige Auserwählte meines Herzens und Du, Verräter, hättest sie mir geraubt. Es tut mir leid um mich, aber ich bildete es mir wirklich ein. Inzwischen aber bin ich zur Besinnung gekommen; der Wein da vor uns muß außerordentlich günstig auf das Denkvermögen wirken. Dein unerhörtes Glück gibt mir den Frieden der Seele wieder, und unter uns gesagt: Ich atme auf bei dem Gedanken, daß ich nun endlich Clemence treulos werden darf und sogar werden muß. Also noch einmal her mit Deinem Glas und noch einmal angestoßen auf treue Freundschaft! Prosit, Schwager!«

Heinrich stieß mit ihm an, sagte aber sogleich: »Jubeln wir nicht zu früh!«

Und er deutete dem Freunde an, daß die Familie Evchen schon als Kind verlobt habe und daß vor allem ihm selbst, dem einfachen Arzte, dem Ungetauften und Bürgerlichen, die Aufnahme in die Familie kaum leicht gemacht werden würde.

Aufs Äußerste überrascht und betroffen fuhr Victor bei diesen Nachrichten empor und wollte das Nähere wissen. Heinrich aber, dessen Gefühl es widerstrebte, sich auf die Gesinnung der verstorbenen Frau von Auenheim zu berufen, blieb dabei, daß er seine Befürchtungen aus beiläufigen Gesprächen mit der kranken Freundin geschöpft habe. Übrigens wollte Heinrich – und das teilte er dem Freunde mit – keinen Tag länger verstreichen lassen, ohne von Herrn von Auenheim die Hand der Tochter zu erbitten.

»Nein, das könnte gefährlich werden,« rief plötzlich Victor. »Jetzt fällt mir erst die Bedeutung der Gespräche ein, die der schöne Papa Eberhard in letzter Zeit mit mir pflegte. Er sprach plötzlich viel über Judenemanzipation, oder wie die Sache heißt, und fragte mich einmal geradezu, seit wann ich denn wüßte, daß Du ein Jude bist. Ich antwortete der Wahrheit gemäß: Ich erfahre es in diesem Augenblick von Ihnen.«

»Haben wir denn niemals davon gesprochen?« rief Heinrich verwundert.

»Närrische Frage,« rief Victor. »Als ob ich Dir jemals erzählt hätte, daß man mich evangelisch getauft hat! Und als ob jemals einer den anderen zum Kirchenbesuch aufgefordert hätte. Mich hat die Sache überrascht, wie wenn Du mir plötzlich erzählen würdest, Du habest auf Deiner Schulter ein merkwürdiges Muttermal. Nun ich antworte dem Herrn Schwiegerpapa in spe in diesem Sinne; jetzt verstehe ich erst, warum

er mit meinem Benehmen so unzufrieden war. Der gute Herr wollte Dich offenbar bei mir denunzieren, wie Du bei ihm denunziert worden warst. Nein, Heinrich, wenn man uns so schlecht behandelt, so wollen wir auch einmal Diplomaten sein, den Papa vorerst umgehen und uns an den Alten in Eggerwitz wenden. Das ist ein Prachtmensch, einer von altem Adel, mit Deiner demokratischen Erlaubnis. Übrigens ist er das Haupt der Familie, und so führt der Weg zu ihm über keine Hintertreppe.«

Er mußte noch lange zureden, bevor Heinrich auf den Plan einging. Dieser fühlte, daß der Religionsunterschied vor allem in Frage kommen würde und hätte den Feind gerne mit offenem Visier bekämpft.

Auf den Vorschlag Victors, welcher allein nach Eggerwitz reisen und für beide werben wollte, ging Heinrich nicht ein. Mochte auch Victor noch so großes Gewicht darauf legen, daß der Alte ihn stets ausgezeichnet und offenbar in sein Herz geschlossen habe – Heinrich wollte sich in dieser Angelegenheit nicht vertreten lassen und schnitt endlich den Streit damit ab, daß er erklärte, am nächsten Sonntag die Fahrt zur Höhle des alten Löwen allein antreten zu wollen. Victor überlegte eine Weile und nickte dann pfiffig mit dem Kopf.

Als sie Arm in Arm die Weinstube verließen, in jugendlich aufgeregten Gesprächen Unter den Linden

wandelten und zu den Fenstern der geliebten Mädchen emporblickten, erinnerte sich Heinrich der Bemerkung, welche Stropp zu ihm über des Freundes Schulden gemacht hatte. Geradeaus, wie ein Student den anderen, fragte Heinrich nach diesen Dingen. Victor lachte laut auf.

»Jetzt glaube ich es wirklich, daß Du ein Jude bist,« rief er und deklamierte pathetisch: »In solcher Nacht gestand der Heinrich seine Liebe und fragte seinen Freund – nach den Vermögensverhältnissen.«

»Mißverstehe mich nicht absichtlich,« sagte Heinrich beinahe heftig. »Stropp deutete mir an, daß Dein Gläubiger Böses mit Dir vorhabe. Nicht um Dein Geld, um Dein Glück Sorge ich. Deine Vermögensverhältnisse wären mir sonst sehr gleichgültig.«

»Aber liebster Heinrich,« entgegnete Victor ernst, »Du bringst da plötzlich einen abscheulichen Ton in unsere Unterhaltung. Ich fürchte fast, Du denkst zu viel daran, daß Du ein Jude bist und nimmst infolgedessen Äußerungen krumm, die ich mir nicht abgewöhnen kann, wenn ich nicht eben selbst fortwährend daran denken soll, daß Du Jude bist. Ich kann es ja begreifen, daß Du ärgerlich wirst, wenn Du als Freier verückte Schwierigkeiten findest. Aber ich will mir durch Dich meinen Humor nicht verderben lassen und zur Strafe für Dein griesgrämiges Gesicht sollst Du von mir täglich ein halbes Dutzend alte jüdische Anekdoten zu hören bekommen. Ich mauschle ausgezeichnet.«

Heinrich lachte wieder, kehrte aber zum Gegenstand zurück. Er wollte Victors Schuldverhältnisse kennenlernen.

Victor war aber zu so trockenen Gesprächen nicht aufgelegt. Unter hundert Scherzen wich er dem Freunde aus, und als sie sich endlich trennten, hatte Heinrich nicht eben viel erfahren.

Kurt, der trotz alledem ein guter Kamerad sei, habe ihm seine kleinen Verlegenheiten wohl angemerkt, habe ihn zu seinem unmöglichen Schwiegervater, dem alten Isaak Feigelbaum, geführt und ihm dort ziemlichen Kredit verschafft. Merkwürdig rasch sei der alte Jude bereit gewesen und habe dem Schwiegersohn mit seinem häßlichen Grinsen ein über das andere Mal versichert, Victor solle als ein Freund Kurts behandelt werden. Und wirklich seien die Zinsen unglaublich mäßige.

Ziffern konnte oder wollte Victor nicht angeben. Als Heinrich in ihn drang, sagte Victor ihm plötzlich gute Nacht und schwor, nur unter der Bedingung den Spaziergang fortzusetzen, daß Heinrich die Geldfrage nicht mehr berührte. Und Heinrich mußte nachgeben.

Der Morgen graute schon, schon zogen in halbem Traume die ländlichen Verkäufer mit ihren verschlafenen Pferden langsam und stockend auf die Marktplätze, als die Freunde sich endlich trennten.

Heinrich begab sich zur Ruhe, Victor jedoch ließ, in seiner Wohnung angelangt, vom Burschen seinen

Koffer packen und ging inzwischen in fröhlicher Aufregung auf und nieder. Er war entschlossen, mit dem Frühzuge nach Eggerwitz zu reisen, dort auch für sich selber zu sprechen, aber vor allem die Sache des Freundes zu führen. Endlich legte sich auch Victor nieder, gab dem Burschen jedoch unter barbarischen Drohungen den Auftrag, ihn beizeiten zu wecken.

So langte denn Victor am nächsten Vormittag, da Heinrich eben den ersten Krankenbesuch machte, in Eggerwitz an. Der alte Herr empfing ihn mit außerordentlicher Herzlichkeit. Er freute sich über den lieben Besuch um so mehr, als es jetzt furchtbar einsam sei auf Eggerwitz. Der eigensinnige Bruno sei noch immer auf See, die beiden Enkelinnen wieder in der Stadt, um den alten Herbert von der Egge kümmere sich niemand. Und ehe noch Victor sich's versah, saß er mit dem Alten beim Wein und plauderte so vergnügt, daß es fast Mühe kostete, mit der erforderlichen Feierlichkeit zur Werbung um Evchen überzugehen.

Endlich fand Victor einen schicklichen Moment und brachte kurz und deutlich vor, weshalb er gekommen.

Der Alte schob ernst sein Glas von sich.

»Nun werden Sie böse abreisen, mich alten Mann allein lassen und aufhören, mein Freund zu sein. Und wie hätte ich Sie in meine Arme geschlossen, wenn Sie mir erzählt hätten, Sie wollen die Clemence! Also die haben Sie wirklich nicht lieb?«

»Die Leute sagen's,« meinte Victor kleinlaut.

»Mein Evchen kann ich Ihnen nicht geben!« rief der Alte. »Geben Sie den Gedanken auf.«

Da erhob sich Victor in strammer Haltung und sprach: »Ich bin vertrauensvoll zu Ihnen gekommen, Herr von der Egge, und habe ihnen mein Anliegen vortragen. Kein Ehrenmann hat das Recht, etwas gegen meine Person einzuwenden. Ich bin von gutem Adel und bin Offizier. Daß mein Gut bedeutende Summen nötig hat, um wieder ertragsfähig zu werden, konnten Sie bis zu diesem Augenblick nicht wissen, und das hätte Sie wohl auch nicht zu Ihrer Antwort bestimmt. Habe ich recht? Nicht wahr? Zu Fräulein Eva von Auenheim habe ich von meiner Liebe noch nicht gesprochen, aber ich glaube nicht, daß sie einen Andern liebt. Ich darf also verlangen, daß Sie mir Ihre Gründe angeben, wenn ich mich mit Ihrem Bescheid zufrieden geben soll. Geben sie mir Ihre Gründe nicht an, so füge ich mich *nicht*, sondern will es versuchen, mir das geliebte Mädchen gegen den Willen des Großvaters zu erringen.«

Der Alte erhob sich und schaute den kecken Werber mit funkelnden Augen an.

»Ich wollte, Sie wären mein Sohn,« sagte er endlich liebevoll. »Keck und ehrlich! Sie wären ein Egge geworden! Und so will ich Ihnen Ihr Recht nicht vorenthalten. Sie sollen wissen, weshalb Evchen schon versagt ist.«

Er führte seinen Gast zum Fenster, wies mit dem Finger und sprach:

»Von dem Buchenwald links über den See hinweg, so weit das Auge reicht, bin ich auf eigenem Grund und Boden. Und Gut Eggerwitz ist dreimal so groß, als das Gebiet, das Sie von hier aus überblicken können. Alles schuldenfreier Besitz der Familie von der Egge. Und die direkte Linie steht heute auf meinen beiden alten Augen. Ja, lieber junger Freund, als ich vor fünfzig Jahren, ja ja, vor fünfzig Jahren, das Erbe antrat, da gehörte keine Weizenähre auf all diesen Feldern, kein Fisch in diesem Wasser mir. Alles war verschuldet, verpfändet. Ich nahm den Abschied, um den Versuch zu machen, den alten Familienbesitz wiederzugewinnen. Glauben Sie mir, kein Bauer auf zehn Meilen im Umkreis hat gearbeitet wie ich. Nach einigen Jahren, als ich endlich für zwei Personen satt zu essen hatte, heiratete ich. Sie hatte darauf gewartet, hatte ihrer Familie zum Trotz alles ausgeschlagen und niemand gemocht als ihren verdüsterten verbauerten Herbert. Sie hat viel Liebe in dieses Haus hereingebracht. Stellen Sie sich Evchen vor.«

Und der alte Freiherr mußte das Fenster öffnen und die kalte Herbstluft hereinströmen lassen, um weiter sprechen zu können.

»Sie gebar mir ein Mädchen und starb. Drüben, wo Sie den Garten sehen – es ist kein Garten, es ist ihr Grab. Nicht wahr, lieber Victor, bevor Sie fortgehen,

sehen Sie sich den Garten ein wenig an, damit Sie nicht gar zu böse werden auf den alten Mann, der Ihnen sein Enkelkind nicht geben kann.

Ich hatte also ein kleines Töchterchen. Ich hätte recht gut einen Erben brauchen können, aber weiß Gott, ich habe niemals dem Mädchen das Unrecht angetan, mit ihrem Dasein unzufrieden zu sein. War sie doch das einzige Geschenk meiner – Sie werden nachher im Garten auch den Namen finden. Erlassen Sie ihn mir. Mein Kind wuchs heran, und als es ein stattliches Mädchen von zwanzig Jahren war, hieß sie die Erbin des schuldenfreien Eggerwitz. Glauben Sie mir, Victor, ich war kein schlimmer Vater. Ängstlich beobachtete ich wohl ihr junges Herz, das sich lange nicht regen wollte. Ich war entschlossen, den Schwiegersohn, den ihre Liebe mir zuführen mußte, mit offenen Armen aufzunehmen und ihn als Herrn über mein schönes großes Eggerwitz zu setzen. Victor, ich habe mich dessen noch nie gerühmt, aber sehen Sie einmal diese Hände. Sind das nicht freiherrliche Schwielen!? Und endlich, in Berlin verliebte sich meine Tochter, und in wen? – In den schönen Eberhard von Auenheim, in den Müßiggänger!«

Victor konnte das letzte Wort nicht deutlich verstehen, so zornig zischte der Alte es hervor. Und der Freiherr fuhr fort:

»Ich sagte zu allem ja! Aber als ich meinen Schwiegersohn zum erstenmal hierher brachte, da konnte der

den Raps von der Gerste nicht unterscheiden. Ich verlor die Geduld nicht. Das junge Paar wohnte zwei Jahre hier, Clemence ist hier geboren. Der schöne Eberhard angelte, ritt und las die Modeblätter. Und als ich ihm einmal Vorstellungen machte, da meinte der schöne Eberhard, man könnte die Wirtschaft – die Wirtschaft, Victor! – Gut Eggerwitz eine Wirtschaft! – man könnte verkaufen und behaglich in Berlin leben. Sie begreifen, daß ich meine Wirtschaft nicht verkaufte.«

Und der Freiherr lachte ingrimmig.

»Ich hatte nun ein schuldenfreies Gut, aber der Mann meines einzigen Kindes hatte Lebensgewohnheiten, die mich zwangen, in der alten Weise weiter zu arbeiten. Wenn ich bei meinem Tode nichts weiter hinterließ als Gut Eggerwitz, so wurde die Schöpfung meines Lebens von meinen Erben verschachert, die Äcker und Wiesen parzelliert, und der schöne Auenheim kaufte für den Erlös Eisenbahnaktien und wurde Kuponabschneider und Börsenspieler. So habe ich denn wieder volle zwanzig Jahre geschafft wie ein geiziger Bauer. Auch Sie haben gewiß schon einmal über meinen grauen Mantel gelacht. Der Schnitt ist wirklich nicht der eleganteste, der Schneider meines Schwiegersohns ist gewiß geschickter; aber ich habe zwanzig Jahre lang keine andere Wäsche und kein anderes Kleidungsstück getragen, als was man hier im Dorfe zu nähen versteht. Und ein paar tausend Taler mögen dadurch wieder mehr für Auenheim im Kasten liegen.

So habe ich denn für meine Tochter und ihre Familie gesorgt, wie es recht ist. Die Ärmste wird selbst keinen Vorteil davon haben, aber sie hat liebe gute Kinder hinterlassen und der Auenheim will ja auch standesgemäß versorgt sein.

Dann blieb noch die Aufgabe zurück, Gut Eggerwitz in der Familie zu erhalten. Es gab noch zwei Egges, Sie kennen beide. Der Herr Kurt . . . er gehört einer Seitenlinie an, er hat schwerlich Interesse für Landwirtschaft. Was liegt Ihnen daran, den Grund zu wissen: Er war nicht mein Mann; nein, Kurt konnte nicht der Vertreter der Egges sein! Aber meinen Großneffen Bruno habe ich mir dazu erzogen, daß ein Fideikommiß Eggerwitz in Ehren bestehen bleiben soll. Er ist ein Egge, er ist zu meinem Erben bestimmt, daran kann nicht mehr gerüttelt werden. Bruno ist jetzt einundzwanzig Jahre alt und hat mir noch keinen Kummer gemacht. Er dient zur See, damit er nicht durch das Garnisonsleben einer großen Stadt verdorben wird. Dieser Plan, einen Egge zum Erben von Eggerwitz heranzubilden, ist die zweite Arbeit meines Lebens und nichts, nichts darf mich hierin stören.

Aber Bruno ist nicht mein Fleisch und Blut. So lieb kann ich ihn nicht haben wie meine Enkelkinder. Sollen die armen Waisen, die beiden Mädchen meiner armen Tochter, auf fremder Scholle oder vielleicht in einem Berliner Zinshaus einer ungewissen Zukunft entgegengehen? Soll ein Fremder – er ist mein Großneffe,

aber er ist nicht mein Enkel –, soll er als Gutsherr auf Eggerwitz residieren und nicht wissen, was aus dem alten Herbert Fleisch und Blut geworden ist? Nein, das durfte nicht geschehen. So wurden denn Bruno und Evchen als Kinder miteinander verlobt. Evchen weiß noch heute nichts davon; ihre Mutter duldet es nicht, daß man davon sprach. Aber Bruno kennt die Bestimmung seit seinem zwanzigsten Jahre. Er ist kein sentimentaler Versemacher, aber er liebt sein Bäschen, wie es sich gehört. Soll ich nun vor ihm hintreten und ihm sagen: Nimm mein ganzes Besitztum, aber gib mir dafür deine Braut zurück? Und angenommen, er ginge auf den Vorschlag ein – darf ich denn wirklich einem Fremden das Familiengut hingeben, wenn meine Enkelkinder leer ausgehen? Gleichviel, ob Sie und Evchen mit der Beraubung einverstanden wären: Ich sage, es kann nicht sein. Ich hoffe, Sie würdigen meine Gründe. Und da Sie ein Ehrenmann sind, werden Sie Evchens Herz nicht weiter beunruhigen.«

Victor war wie niedergeschmettert. Er hatte sich seine eigene Werbung so leicht gedacht, er war hierher vorausgeeilt, um des Freundes Sache zu führen, und nun hatte er alles vergessen, bis auf den einen Gedanken: Evchen war für ihn verloren. Der Freiherr trat auf ihn zu und legte ihm beschwichtigend die Hand auf das Haar.

»Es tut mir leid,« sagte er, »daß ich mich getäuscht habe. Ich glaubte lange, Sie und Clemence müßten ein Paar werden. Da hätte ich mit Freuden ja gesagt.«

Da schoß das Blut heiß in Victors Wangen. Das Bild der schönen Clemence stieg vor ihm auf, in greifbarer Nähe. Aber nur einen Augenblick dauerte die Erscheinung, da lächelte schon das kleine Evchen neben der Schwester hervor und traurig schüttelte Victor den Kopf.

»Für Fräulein Clemence hat sich schon ein anderer Freier gefunden,« sagte er, »und ich glaube fast, sie nimmt Partei für ihn.«

Victor erschrak über die Wirkung seiner Worte, so heftig faßte ihn der Freiherr bei der Schulter und rief erregt:

»Sie wissen schon von der Sache? Schnell, verschweigen Sie mir nichts.«

»Ich bin es nicht gewohnt,« antwortete Victor ruhig, »anvertraute Geheimnisse auszuplaudern. Auch ist es nicht wohlgetan, so befehlend mit mir zu sprechen.«

Aber der Alte rief heftig:

»Ich habe keine Lust zu höflichen Redensarten. Meine Offenheit sollte Ihnen bewiesen haben, daß ich Sie nicht als Fremden betrachte. Sie handeln im Interesse Ihres Freundes, wenn Sie mir die Wahrheit sagen.«

Als Victor noch immer schwieg, fuhr der Freiherr ruhiger fort:

»Ich weiß, daß Ihr Freund, Doktor Wolff, so gütig ist, unsere Clemence zu lieben, ich weiß auch, daß er weder adelig noch Christ ist und werde vielleicht ja sagen müssen. Wollen Sie noch mehr wissen? Ich habe meiner Tochter, als ich sie zum letzten Male sprach, gelobt, das Kind nicht unglücklich zu machen. Es hängt also alles von Clemence ab. Nun werden Sie doch endlich reden!«

Victor erzählte: was er wußte, daß Heinrich und Clemence seit kurzem einig wären und sich wohl als verlobt betrachteten, daß Heinrich am nächsten Sonntage nach Eggerwitz zum Großvater kommen wollte. Victor fügte hinzu, daß er heute auch deshalb gekommen sei, um dem Freunde die Wege zu ebnen, und begann mit warmen Worten, den Charakter und das Wesen seines Freundes zu rühmen.

Der Freiherr hörte aufmerksam zu und nickte einige Male beifällig mit dem Kopfe. Endlich fiel er ein:

»Ihre Beredsamkeit spricht noch mehr für Sie selbst als für Herrn Doktor Wolff. Aber so wie die Dinge einmal liegen, muß ich noch froh darüber sein, daß dieser Herr ein Ehrenmann ist. Sie versprechen mir, nichts von dem zu verraten, was ich Ihnen anvertraut habe. Das versteht sich von selbst. Ich reise mit Ihnen nach Berlin zurück und werde einen Versuch machen, Clemence zur Vernunft zu bringen. Gelingt mir das nicht, so hat Ihr Freund wahrlich gewonnen. Ich gebe dann

nicht nur meinen großväterlichen Segen, sondern verpflichtete mich auch, den schönen Auenheim zur Annahme eines jüdischen Schwiegersohnes zu bewegen.«

»Das ist mehr, als ich hoffen durfte,« antwortete Victor. »Aber eins fehlt noch, das Wichtigste: daß Sie meinem Freunde herzlich entgegenkommen und ihn als den Erwählten ihrer Enkelin ohne Groll begrüßen.«

Der Freiherr führte seinen Gast wieder zum Fenster.

»Ich will Sie nicht wie ein alter Ritter aus den Tragödien in meinem Ahnensaal herumschleppen und Sie fragen, ob Sie angesichts der vielen Graubärte, die dort hängen, mein Gefühl nicht begreifen! Ich will zu Ihnen sprechen als der, der ich bin, als ein reicher Bauer, in dessen Familie das Gut seit Jahrhunderten von Vater auf Sohn erbte. Der Mann, den meine Clemence liebt, ist sicher kein Unwürdiger. Und daß Sie ihn so warm empfehlen, spricht wahrhaftig auch für ihn. Ich frage Sie aber, wie würde ein anderer Bauer an meiner Stelle handeln? Würde er die Hand seines Kindes dem ersten besten hübschen Jungen geben, der die Flöte spielen oder sonst was kann, was ihn zur Not ernährt. Nein, der Bauer würde sich den Schwiegersohn suchen unter anderen, ebenso großen Bauern. Und wenn der unebenbürtige Freier gar aus der Fremde käme und man hätte seinen Vater und Großvater nicht gekannt, dann würde der Bauer ihm höhnisch die Türe weisen und sich nicht darauf beschränken, ein wenig zurückhaltend zu sein. Sie sehen, aus mir spricht nicht der

hochmütige Aristokrat, der auf den Bürgerlichen heruntersieht, sondern ein vorsichtiger deutscher Bauer. Vielleicht wäre ich milder, wenn Ihr Freund kein Jude wäre. Vielleicht, ich weiß es nicht. Daß er übrigens zum Christentum übertreten muß, wenn er in die Familie aufgenommen werden will, versteht sich wohl auch für Sie von selbst.«

Victor stimmte dem bei. Sein Freund gehöre dem Christentum innerlich an und werde sicherlich den Übertritt freudig vollziehen.

Von Evchen wurde nicht mehr gesprochen. Victor blieb als Gast des Freiherrn bis zum folgenden Morgen auf Eggerwitz, entzückte den Besitzer wieder durch sein sicheres Urteil über kleine landwirtschaftliche Fragen, trank am Abend mit ihm zusammen das schwere Bier, das der Freiherr selber braute, und schlief ganz vortrefflich in dem alten Hause, in welchem Evchen einst als die Gattin eines anderen wohnen sollte.

Am nächsten Morgen fuhr der Alte mit seinem Gaste nach der Stadt.

## 12. KAPITEL

Heinrich versuchte es nicht, die Geliebte öfter als bisher oder gar heimlich zu sehen. Erst heute abend wieder, wo man ihn gewiß im Auenheimschen Hause erwartete und wo er auch den Freund dort anzutreffen hoffte, wollte er ihr wieder in die Augen blicken.

Es war Nachmittag; Heinrichs Sprechzimmer war noch immer nicht leer, trotzdem die festgesetzte Stunde längst verstrichen war. Die gesteigerte Tätigkeit freute den jungen Arzt, weil sie ihm ein günstiges Zeichen für seine Zukunft zu bedeuten schien.

Wenn Clemence auch nicht nach seiner Stellung unter den Kollegen fragte, so gab ihm doch der Zulauf der Hilfesuchenden ein erhöhtes Selbstvertrauen. Selbst die Eitelkeit erwachte in ihm, und er wünschte nichts sehnlicher, als das geliebte Mädchen zum Weibe eines recht angesehenen und in seinem Berufe hervorragenden Mannes zu machen.

Jetzt entstand eine kleine Pause, und Heinrich glaubte schon, es wäre genug für heute, als leise eine alte Frau eintrat. Sie hätte gern dem alten Herrn den Vortritt gelassen, sagte sie, der schon seit einer halben Stunde draußen wartete, aber der seltsame Herr wollte durchaus der Letzte sein.

Heinrich dachte nichts Arges und schrieb der Frau die Vorschrift zu ihrer Arznei auf. Dann ging auch sie. Es klopfte, und mit feierlichem Schritt trat der Freiherr in das Sprechzimmer.

Errötend sprang Heinrich von seinem Stuhle auf und rang nach Fassung. Er hatte geglaubt, die Entscheidung bis zum Sonntag hinausschieben zu können, und nun kam sie ungerufen über seine Schwelle.

Der Freiherr wartete schweigend ab, bis Heinrich endlich Worte fand, ihn zu begrüßen und zum Sitzen einzuladen.

»Ich bin natürlich nicht krank, Herr Doktor,« sagte er dann langsamer mit seinem grimmigen Lächeln, »ich komme in Familienangelegenheiten zu Ihnen.«

»Sie sind mir zuvorgekommen,« entgegnete Heinrich, »ich hatte die Absicht, am nächsten Sonntag vor Ihnen zu erscheinen und Sie um die Hand Ihrer Enkelin, die Hand von Fräulein Clemence von Auenheim zu bitten.«

»Das ist eine ganz neue großstädtische Angelegenheit,« rief der Alte, »und ich zog es vor, hierher zu kommen und selbst die Augen aufzumachen. – Sie wohnen hübsch, und wie ich sehe, haben Sie schon recht viele Patienten. Clemence ist also, wenn sie Sie heiratet, vor Nahrungssorgen geschützt?«

Heinrich, dem das Blut wieder in die Wangen stieg, beeilte sich, sehr ernsthaft seine Verhältnisse zu erklären. Er sei wohlhabend genug, um auch ohne Beruf und Einkommen ein bürgerliches Haus führen zu können. Auch sei er noch jung und habe das Recht, auf Grund einiger kleiner Erfolge die Professur oder eine andere Verwendung durch den Staat anzustreben. Clemence zuliebe würde er es nicht verschmähen, einen Titel zu suchen. Wenn aber seine zukünftige Gattin

gleich ihm empfinde, so werde er den Beruf eines praktischen Arztes, besonders den Beruf eines Armenarztes niemals aufgeben.

Ein humoristischer Zug erheiterte für einen Augenblick das harte Antlitz des Alten.

»Meine Bemerkung war nicht so schwerwiegend, wie Sie glauben,« sagte er. »Ein Kind unserer Familie kann standesgemäß leben, auch wenn sein Gatte zufällig keinen Erwerbszweig besitzt.«

»Mir aber kam viel darauf an,« erwiderte Heinrich fast streng, »daß ich aus eigener Kraft eine Familie standesgemäß, das heißt nach den Ansprüchen meines bürgerlichen Standes, erhalten kann.«

Eine Pause trat ein, während der Alte mit überlegenem Stolze den Arzt betrachtete.

»Es ist besser, Herr Doktor,« sagte er dann, »ich teile Ihnen gleich den Zweck meines Besuches mit, sonst geraten wir am Ende noch in Streit, und meine gute Absicht wird vernichtet.«

Heinrich horchte auf und fühlte, wie bei den milde gesprochenen Worten sein Trotz verschwand. Er sagte mit bittendem Tone:

»Ich mußte Sie für meinen Gegner halten.«

»Ich bin es auch in gewissem Sinne. Ich hätte Ihre Bewerbung rundweg abgewiesen, wenn Sie nicht eine mächtige Verbündete gehabt hätten. Ich will kurz

sein, Sie sind wohl ungeduldig, das letzte Wort zu vernehmen. Ich habe heute mit Clemence eine lange Unterredung gehabt und versucht – dies muß ich Ihnen gestehen –, die junge Aristokratin gegen die allzu bürgerliche Liebe ins Treffen zu führen. Es ist mir schlecht gelungen. Clemence nannte sich Ihre Braut; sie habe sich von Ihnen einmal küssen lassen und gehöre Ihnen für Zeit und Ewigkeit an. Ich will nicht fragen, ob es recht von Ihnen war, ein unbewachtes junges Mädchen zu überrumpeln . . . «

Heinrich fuhr zornig auf.

»Ich bitte, nicht solche Worte! Sie kennen ihre Enkelin schlecht! Fräulein Clemence von Auenheim ist nicht das erste beste Mädchel, das sich von einem Manne überrumpeln läßt. Was immer Clemence tut, erfordert Achtung.«

»Es war nicht so schlimm gemeint,« sagte der Alte abermals begütigend, indem er Heinrich die Hand reichte. »Und es ist brav von Ihnen, daß Sie die Clemence in Schutz nehmen, anstatt sich auf die Mutter zu berufen, die ja mit Ihnen im Einverständnis war. Meine arme Tochter hatte mein Wort, ihr allein haben Sie meine Nachgiebigkeit zu verdanken. Ja, Herr Doktor Heinrich Wolff, unter bestimmten Bedingungen willige ich ein, daß meine Enkelin Clemence Ihre Frau wird. Erfüllen Sie diese Bedingungen nicht, so mag Clemence mit Ihnen glücklich werden, von ihrer Familie aber hätte sie sich dann losgesagt.«

Heinrich schüttelte beide Hände des Alten, keines Wortes mächtig. Endlich stammelte er:

»Sprechen sie! Was die Mannesehre gestattet, will ich tun. Und etwas anderes werden Sie nicht verlangen!«

Der Alte rückte mit seinem Stuhle näher heran und legte zutraulich die Hände auf Heinrichs Knie.

»Die erste Bedingung ist so selbstverständlich,« sagte er, »daß auch Clemence an die Erfüllung derselben mit Sicherheit glaubt, und doch weiß ich nicht, wie ich Sie überreden soll, wenn Sie nicht gern, nicht ohne jedes Zureden, darauf eingehen. Es ist ein seltsamer Fall. Die Forderung verstößt wirklich in dem Augenblicke gegen Ihre Mannesehre, in welchem Sie zögern. Sagen Sie aber freudig ja, so ist die größte Schwierigkeit beseitigt.«

Heinrichs Auge leuchtete.

»Sie meinen den Übertritt zum Christentum, zum evangelischen Christentum, den das tiefe Gemüt meiner Clemence sich so einfach vorstellt. Ich will Ihnen die volle Wahrheit über meine religiösen Empfindungen nicht vorenthalten, Herr von der Egge. Ein Christ nach den Worten ihrer orthodoxen Prediger kann ich, werde ich niemals sein. Wenn Sie von mir verlangen, daß ich als Mitglied Ihrer Familie heuchlerisch Anschauungen betätigen soll, die dem Geiste unserer Wissenschaft und unserer großen Dichter widersprechen, so sage ich nein, und sollte mein Lebensglück darum

vernichtet werden. Wenn Sie sich aber damit begnügen, daß ich jeden Zusammenhang mit den Lehren und Gebräuchen des Judentums von mir weise, daß ich mich mit Freuden einen Christen nenne und mich zum Evangelium im Sinne Lessings und seiner Nachfolger bekenne, wenn Sie sich mit einem Herzenschristen begnügen, so schwöre ich Ihnen, daß ich so schon lange dachte, bevor die Liebe zu Clemence mich allein bewegen konnte, auch äußerlich überzutreten. Sie werden begreifen, Herr von der Egge, daß unter uns Männern eine intimere Vertiefung dieses Gespräches schwer angeht. Ich will meiner Braut weitere überzeugende Aufklärungen geben, Schriften aus meiner Knabenzeit, die meine alte Zugehörigkeit zur Christenheit beweisen sollen. Wenn Sie auf meinem Standpunkt stehen, so werden Sie mir glauben; wenn nicht, so ist eine Verständigung zwischen uns doch nicht möglich.«

Der Freiherr hatte sichtlich überrascht Heinrichs Glaubensbekenntnis vernommen.

»Ich glaube, ich stehe auf Ihrem Standpunkt,« sagte er langsam, »die alte Gewohnheit mag es verschulden, daß wir uns unseren eigenen Glauben nicht so klar machen können wie Euer einer. Sie sind mir näher, viel näher getreten durch ihre ehrlichen Worte. Und so gestatten Sie mir noch eine Frage. Sie sagen sich feierlich vom Judentum los, Sie teilen mir mit, daß Sie sich schon seit Jahren einen Christen nennen dürfen. Und wirklich muß ich gestehen, daß ich für Sie und die

Handelsjuden, mit denen ich allein in meinen Gutsangelegenheiten zu tun gehabt habe, kein gemeinsames Kennzeichen finden kann. Warum aber, das ist meine Frage, warum haben Sie denn bis heute gezögert, zum Christentum überzutreten? Warum mußte Ihnen erst die Liebe zu einer Christin den Anlaß geben?«

Heinrich schwieg eine Weile. Endlich sagte er lächelnd: »Ich muß meine Worte vorsichtig setzen, weil Sie mir vielleicht kein Recht zugestehen, Kritik zu üben, wo ich einfach zu wählen habe. Nur so viel müssen Sie mich sagen lassen: ich sprach nicht vom Christentum, sondern von der Christenheit. Das Christentum umfaßt eine Anzahl positiver Religionen, von denen sich unsere geistigen Führer losgesagt haben. Blicken sie doch nur in Ihren Bücherschrank zu Hause oder in den meinen. Sie werden wohl hier und dort dieselben Dichter finden, welche kein Prediger auf ihren Glauben hätte prüfen dürfen. Die Christenheit umfaßt dagegen als Kulturerscheinung unsere zivilisierte Welt. Ihr gehört ein jeder an, an welchem die Jahrhunderte unserer Zivilisation nicht spurlos vorübergegangen sind, ob er sich nun einen Juden, einen Atheisten oder einen Buddhaisten nennen will. Der Christenheit gehört der größere Teil unserer deutschen Juden an, alle leider nicht. Es liegt also für uns gar kein Anlaß vor, auch äußerlich einen Schritt zu tun, der so häufig von Unwürdigen getan und darum verdächtig geworden ist. Da wir nun aber in einer Zeit leben und

in einem Lande, in welchem ein Nachteil mit der alten Konfession nicht mehr verbunden ist, so genügt der Wunsch einer Braut, um uns die Form des öffentlichen Übertritts gern wählen zu lassen. Glauben Sie mir, erst seitdem kein Vorteil mehr dabei zu holen ist, lassen sich Juden taufen, ohne daß ein Nachteil für sie selbst und für das Christentum daraus erwächst. Würde die unheilvolle Zeit je wiederkommen, in welcher neben vielem anderen Unrecht auch die Verfolgung der Juden möglich war; würde der Narr, der mir jüngst von einer Wiederbelebung des alten Hasses sprach, eine Gefolgschaft finden können: so würde kein ehrenhafter Jude sich mehr von seinen Stammesgenossen trennen. Die Knechtschaft, der Mangel an Gastfreundschaft allein hat das Judentum durch die Jahrtausende erhalten. Die volle Freiheit allein wird es dem Christentume in die Arme führen.«

Der Freiherr schüttelte den Kopf.

»Seltsam, seltsam!« sagte er. »Ich bin durch ihre Erklärungen völlig zufriedengestellt, mehr, als ich erwartet hatte. Und doch muß ich darüber staunen, daß Sie bei Ihrem vorurteilslosen Blick für das Gute und Schlimme sich noch soviel Pietät für das alte Judentum bewahrt haben. Mehr, als Sie selbst vielleicht wissen! Wie kann diese Religion mit ihrem phantasielosen Gottesbegriff, mit ihrem kahlen und kalten Wesen, mit ihren dünnen Gesetzen eine so große Anhänglichkeit sich verschaffen?«

»Sind Sie nicht ein Märker?« sagte Heinrich. »Nun, der Boden der Mark ist sandig und unfruchtbar, ist der Spott aller Nachbarländer, erfordert doppelte Arbeit und ist reizlos für die meisten Maler. Haben Sie ihr Eggerwitz nicht dennoch lieb? Ich bin mir nun zwar keiner allzu warmen Pietät für's Judentum bewußt. Wenn es aber verhöhnt wird, dann mag wohl ein gewisser Zorn erwachen, wie auch jeder Märker dem wohlfeilen Hohne gegenüber seinen heimischen Sand verteidigt.«

Der Freiherr nickte und sprach:

»Die erste Bedingung ist also erfüllt, besser erfüllt, als man hoffen durfte. Die zweite ist ganz anderer Art; sie wird Ihnen lästig fallen, aber ich muß fest auf ihr bestehen, Clemence hat sich bereits für Sie beide unterworfen. Sie sollen Clemence ein Jahr lang nicht sehen und ihr auch nicht schreiben.«

»Und warum das?« rief Heinrich schmerzlich bewegt.

»Trotz alledem und alledem,« sagte der Alte, »würden wir – mein Schwiegersohn und ich – nur aus Rücksicht auf eine unbesiegbare Leidenschaft des Mädchens unsere Einwilligung zu einer solchen Heirat geben. Die Gründe brauche ich Ihnen nicht mitzuteilen: den unausgesprochenen werden Sie vielleicht beipflichten, die ausgesprochenen müßten Sie verletzen. Und da scheint mir die Prüfungszeit nur sehr kurz bemessen. Wenn Clemence nach Ablauf dieser Zeit und ohne von Ihnen bestürmt worden zu sein, bei ihrem Entschlusse

beharrt, so soll die öffentliche Verlobung feierlich auf dem Familiengute Eggerwitz begangen werden. Bis dahin darf niemand etwas wissen. Eingeweiht ist außer den Liebenden und mir nur ihr Freund Victor. Nebenbei bemerkt – auch mein Schwiegersohn braucht vor der Hand nichts zu erfahren. Er könnte alles verderben.«

Langsam und feierlich reichte der Freiherr seine rechte Hand herüber. Entschlossen schlug Heinrich ein und beide erhoben sich. Lange standen sie Hand in Hand einander gegenüber, die stolzen Gestalten hoch aufgerichtet; die Augen blickten ernst einander an und nach und nach, so wie der Druck der Hände wärmer und inniger wurde, schauten auch die Augenpaare liebevoller ineinander.

»Kommen Sie,« sagte endlich der Freiherr. »Clemence hat mein Herz besiegt, Sie mein Vorurteil. Kommen Sie zu Clemence. Sie müssen von Ihr für ein Jahr Abschied nehmen.«

Nichts schien sich im Auenheimischen Hause geändert zu haben. Nur Clemence fuhr mit glühendem Erröten empor, als Heinrich nun am Arme des Großvaters das väterliche Haus betrat. Aber schnell senkten sich ihre Blicke wieder. Sie eilte dem Alten entgegen und küßte ihm ehrerbietig die Hand.

Erst als Victor hinzukam, der die übrige Gesellschaft absichtlich beschäftigte, vermochte Heinrich sich dem Mädchen zu nähern.

Sie saß allein neben dem Klavier und kramte in den Noten. Als sie ihn herantreten sah, grüßte sie ihn mit den Augen, wagte aber nicht zu sprechen. Ihre rechte Hand lag unbeweglich in einem großen Notenhefte. Da begann auch Heinrich Noten zu suchen. Seine Hand geriet genau in dasselbe Heft, zwischen dieselben Blätter, und als die Hände sich gefunden, sagte Heinrich leise: »Meine Braut!« und Clemence antwortete nichts als »Heinrich!«

Dann zog Clemence ihre Hand zurück, hieß Heinrich neben sich Platz nehmen, spielte mit der linken Hand ein paar Töne auf dem Klavier und sagte halblaut mit scheinbarer Ruhe, so daß ihr Gespräch von den anderen nicht beachtet wurde:

»Als ich Dich mit Großpapa eintreten sah, wußte ich: jetzt ist er mein! Es war wohl eine schwere Stunde für Dich? Ich fürchtete, Großpapa könnte Dich im Jähzorn kränken.«

»Wir sind als gute Freunde geschieden,« erwiderte Heinrich. »Freilich, es ist hart, Dich ein Jahr nicht sehen zu dürfen.«

»O sprich nicht davon, Heinrich! Das ist kein Opfer! Ist es nicht schön, daß wir unsere Liebe einer Probe unterwerfen dürfen? Daß wir das himmlische Glück, das uns so in den Schoß gefallen ist, wenigstens durch diese Entsagung verdienen dürfen?«

»Ich würde es hier nicht ertragen, Dir ausweichen zu müssen. Höre, was ich tun will. Ich werde fortgehen für das lange Strafjahr, weit fort, so weit als die Erde Raum hat. Die Gelegenheit findet sich, ohne daß ich sie zu suchen brauche. Eine englische Gesellschaft rüstet, wie ich schon jüngst erzählte, eine wissenschaftliche Unternehmung nach Afrika aus. Ich wurde zur Teilnahme aufgefordert, hatte den Brief schon begonnen, in welchem ich ablehnte, und morgen nehme ich die Einladung an.«

»Das ist recht, Heinrich,« rief Clemence so eifrig, daß der Großpapa sich warnend mit Kopfschütteln nach ihr umwandte. Und wieder ruhiger fuhr sie fort: »Du siehst, die kurze Trennung ist keine harte Bedingung.«

Sie zögerte weiter zu sprechen.

»Aber das andere muß recht schlimm sein, der Großpapa machte so wilde Augen. Sage, Heinrich, was soll das denn heißen, daß sie behaupten, Du seist ein Jude. Das verstehe ich nicht. Du bist doch ebenso ein Mensch wie ich oder Papa oder Dein Freund Laskow.«

»Ich hoffe wirklich, daß ich nichts anderes bin. Aber ein Jude bin ich doch. Du magst daraus nur sehen, daß Du Dir unter einem Juden etwas Falsches vorgestellt hast.«

»Ich habe mir im Grunde gar nichts darunter vorgestellt. Eigentlich habe ich gar nicht daran gedacht, daß es noch lebendige Juden gibt. Die Mutter sagte

mir einmal im Scherz, das wäre ein Volk aus dem Altertume. Ich kann mir es gar nicht vorstellen, daß ein Mensch einen anderen Glauben haben soll und kann als ich und die selige Mutter. Hast du denn wirklich bisher nicht denselben Glauben gehabt, Heinrich?»

»In der Hauptsache wohl,« antwortete Heinrich vorsichtig. »Wenn Du aber unter dem Glauben alles das verstehst, was Du zur Konfirmation gelernt hast, so könnte es leicht kommen, daß Du findest, ich hätte überhaupt gar keinen Glauben.«

»Das habe ich gefürchtet,« flüsterte Clemence. »Aber Du mußt mich nie mit Deiner Klugheit quälen, mich nicht gewaltsam aufstören. Auch mein lieber Glaube wird Dich nicht belästigen. Der steckt tief innerlich wie bei der Mutter und macht nur selten oder nie von sich reden. Nicht wahr, Heinrich, Du versprichst mir, mich nicht absichtlich gottlos machen zu wollen?«

»Meine süße Braut!«

»Aber sage, Heinrich, wenn Du so denkst, wie kannst Du denn die andere Forderung Großpapas erfüllen? Verzeih, hätte ich das nicht fragen sollen?«

»Sieh meine teure Clemence – sagtest Du nicht eben, daß Dein Christentum sich nur selten äußert? Du hast Dein Christentum für Dich allein und gehörst nur durch die wichtigsten gemeinsamen Gefühle der

großen allgemeinen Christenheit an. Und ebenso ergeht es mir auch. Ich zähle mich gleich Dir der Christenheit zu; wenn auch das, was mir mit ihr gemeinsam ist, Dir wenig scheinen sollte. Ich habe Dir etwas mitgebracht, ein närrisches Tagebuch, das ich als Knabe geführt habe und aus dem ich zu meinem Spaß noch die Blätter erhalten, die meine kleinen religiösen Kämpfe betreffen. Ich las mitunter darin, wenn ich meine schlimmen Grübeleien los werden wollte. Hier, ich lege das Buch zwischen Deine Noten, bring es später beiseite und lies es heimlich. Du darfst über den törichten Knaben lachen. Aber Du wirst aus diesen Zeilen doch auch ersehen, daß ich mir mein Christentum vielleicht schwerer errungen habe als ein Kind, das es gar nicht anders weiß, als daß es christlich sei. Freilich, mein Tagebuch reicht nur bis in die Zeit, in welcher ich mich als gläubigen evangelischen Christen, einen Christen auf eigene Faust, fühlte. Du weißt jetzt, daß ich dort nicht stehengeblieben, daß ich jetzt recht gottlos bin. Aber Du wirst mir eins bezeugen können, nachdem Du diese drolligen Blätter gelesen hast: Wenn ich als Student und als Arzt meinen mühsam erstrittenen Glauben allmählich bis auf ein kleines, ganz persönliches Restchen wieder eingebüßt habe, so war es nicht mehr der jüdische, sondern der christliche Glaube, den ich verlor.«

»Und ein kleines Restchen hast Du Dir noch erhalten, sagst du?« rief Clemence freudig.

»Ja, aber frage mich nicht danach! Ich müßte Dir sonst gestehen, daß das Restchen eher auf den Orgelchor als ins Gotteshaus zu passen scheint. Das Restchen meiner Religiosität handelt von allem Edlen, Hohen und Schönen, und seitdem ich Dich liebe, Clemence, seitdem handelt es von Dir.«

»Ja, Heinrich, das möchte ich wissen! Seit wann liebst Du mich?«

»Seit dem ersten Augenblick, in dem ich Dich erblickte! Seit dem Tage, an dem Du in unser Krankenzimmer tratst und auch mir eine Rose reichtest.«

»Was war es für eine Rose?« fragte Clemence neckend.

»Es war eine ganz neue Art!« rief Heinrich.

»Ich habe ihr darum auch einen neuen Namen gegeben. Sie wurde getrocknet, auf ein Papier geklebt und darunter steht: *Rosa Clementiae*. Willst Du wissen, was das heißt? Die Rose der Huld und der Gnade.«

Und selbstvergessen streckte Heinrich die Hand aus und faßte die Rechte des Mädchens, das still beglückt zu ihm aufschaute.

Ihr Gespräch verstummte und überrascht wandten sich alle nach ihnen um.

»Clemence!« rief Evchen überrascht.

»Ich habe dem Fräulein soeben mitgeteilt, daß ich morgen für lange Zeit verreise. Ich fahre zunächst nach

England und von dort mit einer wissenschaftlichen Expedition nach dem Osten von Afrika. Ich kam heute, um Abschied zu nehmen.«

Alles war von dieser Mitteilung überrascht. Das Gespräch wurde allgemein. Heinrich mußte erzählen, erklären, und so lange sie auch heute beisammen blieben, es war nicht mehr möglich, ein trauliches Wort mit Clemence zu sprechen.

Es war sehr spät, Mitternacht längst vorüber, als der Großvater endlich zum Aufbruch drängte. Heinrich bezwang sich und stand auf.

Herr von Auenheim sprach die Hoffnung aus, den Herrn Doktor nach der Rückkehr häufig wiederzusehen. »Die Freunde meiner Freunde sind auch meine Freunde,« sagte er obenhin.

Evchen wollte beinahe weinen, weil der gute Kamerad nun unter die Menschenfresser ging.

Clemence reichte ihm mit leuchtenden Augen die Hand; Heinrich vermochte kein Wort zu sprechen, sie aber sagte mit fester Stimme:

»Auf Wiedersehen!«

Dann blieb die Familie allein. Die Mädchen gingen zur Ruhe. Evchen hatte noch lange über die plötzliche Abreise ihres Freundes zu schwatzen. Als sie aber endlich ermüdet einschlief, zündete Clemence ihr Licht an und las das Manuskript, das Heinrich ihr zurückgelassen.

Weh mir! Meine griechische Komposition war zwar die beste! Ich war zwar der einzige in der Quarta, welcher den Aorist richtig herausbrachte. Was aber hilft mir alle irdische Wissenschaft, wenn meine Seele umsonst nach himmlischer Labung dürstet. Ha! Mir ekelt vor diesem Säculum, wenn ich an die Zeiten denke, in denen noch die Götter auf Erden wandelten und von selber griechisch sprachen.

---

Ich muß Ordnung in dieses Tagebuch bringen. Ich bin schon dreizehn Jahr alt und habe noch immer, wie es scheint, die Kinderschuhe nicht ausgezogen. Es ist Zeit, sich als Mann zu zeigen. Niemand soll es erfahren; denn die elenden Spötter um mich her würden mich auslachen. Nur ganz für mich allein will ich in diesem Tagebuche meine gigantischen, meine pyramidalen Schmerzen ausweinen und . . .

---

Ich trage wie Atlas das Leid der Welt auf meinen Schultern. Doch nein, in meinem Alter keine Übertreibungen mehr! Das Leid der Welt nicht – aber das Seelenheil einer ganzen Familie ruht auf meinen Schultern. Mein Vater – ha! – er ist mein Vater. Aber von Religion keine Spur! Im Pfuhl des Materialismus ließ er mich aufwachsen. Er lehrte mich Schmetterlinge sammeln, Blumen pressen und Mineralien bestimmen, aber niemals hat er mir den Weg zum Ewigen gezeigt.

So hab' ich mir denn diesen Weg aus eigener Kraft gebahnt und werde ihn wandeln, solange das weiße Haar auf meinem Scheitel schimmert.

---

Unser Hausarzt ist auch so ein Materialist. Er behauptet, meine Empfindsamkeit – so drückt er sich aus, der elende Zyniker! – sei eine Folge der schweren Krankheit, die ich eben überstanden habe. Aber ich, ich weiß es besser. Der Zweifel ist der Geier, der mir in die Fersen sticht! Ha!

Ich war kaum zehn Jahre alt, in vielen Dingen noch recht kindisch. Da trat ich ins Gymnasium und mußte bei der Aufnahmeprüfung – bei der mich übrigens mein Pater Pokorny sehr ungerecht behandelt hat – auch Religion können. Als ich damals erfuhr, daß ich Jude sei und jüdische Religion lernen müsse, dachte ich mir anfangs nichts dabei. Aber ach! – binnen wenigen Wochen führte mich der Rabbiner in das ganze tiefe Dickicht des Judentums ein; ich erfuhr schaudernd, daß Gott uns eine Menge strenger Verbote und Gebote gegeben hat, die wir halten müssen, wenn wir nicht Sünder werden wollen. Da begann es. Ich fühlte die Pflicht, für Vater und Mutter fromm zu sein. Da ich aber nicht ausgelacht werden wollte, hielt ich nur heimlich die Gebote des Herrn. Es war eine fromme Lüge, Ewiger!

Jeden Samstag schlich ich mich heimlich in die Synagoge und brummte alle Gesänge mit, wenn ich auch kein Hebräisch verstand.

Im Kalender schaute ich genau nach, wann ein jüdischer Feiertag fiel. An allen hohen Festtagen verschaffte ich mir reine Wäsche. Ich begoß mehr als einmal das alte Hemd am Tage vorher mit Tinte. So bekam ich Prügel und ein frisches Hemd. An den Fasttagen kasteite ich mich, indem ich vorgab, einen verdorbenen Magen zu haben und nichts essen zu können. O, ich habe oft Hunger gelitten für das künftige Heil der Eltern! Aber ich wußte, ich bereitete damit meinem Vater und meiner Mutter die ewige Seligkeit.

Größere Schwierigkeiten bereitete mir die tägliche Nahrung. Der Vater sah streng darauf, daß ich – ein tyrannischer Zwang, würdig eines Nero! – keine Speise, die auf den Tisch kam, verschmähte. Als frommer Jude, der ich heimlich war, durfte ich aber nicht von allem genießen. Ich berührte keinen Schinken und nicht einmal Hasen, obwohl der Hase ein sehr schmackhaftes und nach der Meinung von Gelehrten auch sehr gesundes Säugetier ist. Viel Schelten mußte ich darob erdulden. Ha, aber ich führte es durch!

Notabene: Wir hatten oft einen Braten zum Nachtmahl, der nach Angabe der Mutter vom Lamm sein sollte, der aber genauso aussah und schmeckte wie Hasenbraten. Die Mutter hat mir später gestanden, daß

sie mich belog, um mich zum Essen des trefflichen Hassens zu verlocken. Eine fromme Täuschung! Und ein Rückenstück bekam ich nie!

So lernte ich meine Religion kennen. Heimlich machte mich der Rabbiner, der mich für die Aufnahmeprüfung vorbereiten sollte, zu einem frommen Juden, und heimlich habe ich Elender zu Jehova gebetet mit unbeschreiblicher Inbrunst. O Gott, o Gott, habe ich gelästert? Verzeih einem jungen Manne von lückenhafter Bildung seine Torheit!

---

Ich habe gestern für meine Kinder und Kindeskinde niedergeschrieben, wie ich durch späte Kenntnis zum jüdischen Glauben kam. Heute will ich hinzufügen, wie ich an meinem ersten Glauben irre wurde. Als Parvist, d. h. als Schüler der untersten Gymnasialklasse – wir haben hier in Österreich recht veraltete Bezeichnungen für manche Dinge – war ich noch ein frommer Jude. Mein Gott, ich war ja noch nicht alt genug. Allmählich wurde es mir bedenklich, daß ich unter fünfzig Schülern die einzige fühlende Brust sein sollte. Während die Christen Religionsstunde hatten, mußte ich draußen auf dem Gange stehen und durfte nicht erfahren, was drinnen gelehrt wurde. Und Pater Hufenrichter, der ließ mich schlecht von allen Christen denken. Denn es macht ihm Freude, mich im Winter auch nach dem Stundenläuten draußen auf den kalten Steinen warten

zu lassen. Aber mit der Zeit wurde ich immer neugieriger, und als ich erst unter den Kommilitonen – so hießen wir jetzt, nicht mehr Mitschüler – einen wahren Freund, einen Pylades gefunden hatte, da bat ich ihn um seinen Katechismus. Der Elende lachte mich aus. O, Menschen, Menschen, heuchlerische Brut! Aber er gab mir doch das Buch und ich las es. Ich hätte den Ozean vergiften und die Erde an den Mond sprengen mögen, daß ich das alles zu spät erfuhr. Hier las ich, daß die Juden schon seit zweitausend Jahren verworfen sind, daß sie die Erlösung frevelhaft von sich gewiesen haben, und daß auch ich, der Quartaner Wolff Heinrich, durch die alte Schuld allen Anteil an das Himmelreich verloren habe. Wehe mir!

Wer aber hilft mir in diesen Qualen? Wer sagt mir, ob das neue Testament ebenso wie das alte göttlichen Ursprungs ist? Wer löst die Zweifel? Zwei Seelen wohnen ach in meiner Brust! Ich fange an, in jüdischer Religion nachlässig zu werden. Denn wer sagt mir, ob alle Mühe nicht umsonst ist, und ob ich nicht noch vor der Universität erlöst werde?

---

Heute war ein Schreckenstag für mich. Auf Latein war ich schlecht präpariert und wurde gerufen. Glücklicherweise schlug die Uhr bald darauf zehn und man merkte nichts; dann bekamen wir die deutschen Arbeiten zurück und ich – sonst immer »vorzüglich« – hatte einen Zweier. Und warum mir diese Schmach?

Weil ich es gewagt hatte, von dem Thema – »Über den Wert der Tugend« – abzuschweifen, auf die Religion einzugehen und meine Zweifel an der Untrüglichkeit des vom Vater überkommenen Glaubens auszusprechen. Ich ging nachmittags mit meiner Arbeit in die Wohnung des Lehrers und beklagte mich. Er war sehr freundlich und fragte mich nach allem und nach den Büchern, die ich lese. Ich sagte der Wahrheit gemäß: Schiller, Nieritz, Robinson und die Illustrierte Welt. Er fragte immer weiter, und ich gestand ihm, daß ich heimlich auch die Religion meiner christlichen Kommilitonen lese. Da wurde der Lehrer noch freundlicher und gab mir eine Karte. Auf der stand: »Herrenkonferenz in der Adalbert-Kapelle«. Und da sollte ich nun hingehen, ein gottbegeisterter Prediger würde mir alle meine Fragen lösen.

---

Ich war da. Pater Münchström ist der größte Mann des Jahrhunderts! Schämt Euch, Ihr elenden Pharisäer, die Ihr auf ihn einen Stein werft, weil er ein Jesuit ist. Wenn alle Jesuiten so sprechen wie er, so stürz' ich ihm zu Füßen und bitte um die Gnade, in die *Societas Jesu* aufgenommen zu werden. Wie der edle Mann weinte, als er von den ungläubigen Juden sprach! O, ich hätte mein Herzblut hingegen, wenn ich diese Tränen hätte stillen können.

---

Ich war wieder da. Pater Münchström sprach heute über die Wahrheit. Ja, die Wahrheit ist bei ihm! Ich bin besiegt! Bis in meine Träume verfolgt mich die mächtig dröhnende Stimme, die von den Gewölben der Adalbert-Kapelle wiederhallt, daß es klingt wie die Orgel der Piaristenkirche vor der Zeugnisverteilung. Und oh, dieser Orgelklang! Wie konnte ich bis jetzt einer Religion angehören, die keine Orgel hat! Die Orgel ist die Sprache der Engel.

---

Seit vier Wochen habe ich mein Tagebuch nicht geöffnet. Immer zögerte ich, ihm die Wahrheit anzuvertrauen. Aber heute will ich's tun. Hier stehe es: Seit einer Woche bin ich katholischer Christ. Seit vier Wochen höre ich allsonntäglich die Messe. Ich laufe in die entferntesten Kirchen, damit niemand mich sieht. Vor acht Tagen war ich in der Kapelle des Handlungsspitals, sie war ganz leer. Heute war ich in der Garnisonkirche. Da war ich der einzige Zivilist. Niemand hat mich erkannt! Es ist gelungen!

Heute war ich wieder bei Pater Münchström. Er schilderte die Märtyrerqualen des heiligen Nepomuk. Ich kann nicht weiter schreiben. Ich glaube zu ersticken. Ich fühle, wie mir das Wasser der Moldau bis an den Hals reicht. O, der edle Mann! Heiliger Nepomuk, bitt für mich armen Sünder! Freilich, wäre er Freischwimmer gewesen wie ich, so wäre ihm nichts Schlimmes widerfahren.

Das war eine fürchterliche Nacht. Als alles im Hause schlief, schlich ich mich aus dem Bett zum Fenster, wo der Vollmond am Himmel stand. Dort kniete ich nieder und betete fünf Stunden lang zum heiligen Nepomuk. Ich bat ihn flehentlich, mir persönlich zu erscheinen und dadurch meine letzten Zweifel zu lösen. Als er durchaus nicht kommen wollte, legte ich mir die scharfe Kante des Lineals unter die Knie und betete in dieser Stellung noch ein Stunde lang wirklich sehr inbrünstig unter reichlich fließenden Tränen. Aber es half nichts. Da bat ich nur noch um seine Fürbitte und legte mich zu Bett, als die Sonne längst aufgegangen war. Jetzt habe ich einen starken Schnupfen. Niemand im Hause weiß, woher. Ich aber werde mein Geheimnis ebenso wenig verraten wie mein Heiliger, und sollten sie mich auf die Folter spannen oder mich auf einem glühenden Rost braten oder mich in die Moldau hinabwerfen.

---

Meine deutschen Arbeiten haben jetzt immer die besten Zensuren, seitdem mir der Lehrer die Karten zu Pater Münchströms Konferenzen gibt. Ich bringe jedesmal etwas von meinen Sorgen in dem Aufsätze unter; aber der Lehrer hat nichts dagegen. Jüngst hatten wir die Aufgabe: »Gedanken des Julius Cäsar, als er den Rubikon zu überschreiten Anstalt traf«. Ich stellte mir vor, daß nicht Julius Cäsar selbst sich seine Gedanken

machte, sondern daß ein von Gott gesandter Engel zu ihm im Traume sprach. Es waren rechte christliche katholische Gedanken über die Zukunft Roms und die Bedeutung der Päpste, und meine Arbeit wurde heute für die beste erklärt.

---

Hier folgte eine große Lücke im Tagebuche.

---

Meine deutsche Arbeit heute »ungenügend«. Und warum? O, ich Tor! Es ist noch keine zwei Jahre her, da wurden meine »Cäsars Gedanken« der ganzen Klasse als Muster angepriesen und heute bin ich verworfen! Warum? O, alle Lehrer sind ungerecht, auch er, den ich so sehr geliebt! Meine religiösen Studien allein sind schuld. Ich warf mich damals in den Ferien mit ungeheurem Eifer auf die Kirchengeschichte. Da erging es mir aber sonderbar. Es war von nichts als von Ketzereien die Rede, und alle Ketzer schienen mir einen Teil der Wahrheit gefunden zu haben. Ich ließ mir nichts merken, aber in der Stille änderte ich das Gebet ab, das meine christlichen Kommilitonen zu Beginn jedes Schultages zu sprechen hatten. Je nach dem Ketzer, bei dem ich gerade hielt, flehte ich entweder zu Gott oder zu der Inkarnation, wie sie der betreffende Ketzer verstand. Es ging ziemlich langsam, weil ich wenig Zeit für die Kirchengeschichte hatte. Erst vor wenigen Wochen kam ich zu Luther. Endlich wird mir Licht, ewiges

Licht! Luther ist nun mein Mann! Ich bin ein Protestant geworden! Und in der letzten Arbeit sprach ich darum ehrlich und offen von Luther mit der größten Hochachtung. Und darum Mörder und Räuber! Darum »deutsch« ungenügend.

---

Die folgenden Blätter des Tagebuchs waren herausgerissen.

### 13. KAPITEL

Bei den Schneidersleuten war das Leben seit der Abreise Heinrichs nicht heller geworden. Oswald grübelte unbekümmert über die Erlösung Israels weiter und freute sich seines Sprößlings.

Doretta aber hatte das Singen fast verlernt. Je höhnischer Doktor Stropp sie bei den kurzen Begegnungen anlächelte, je aufgeregter und geheimnisvoller ihr Mann über die großen internationalen Pläne der sozialen Partei sprach, desto mehr wuchs ihre Angst. Sie kannte nur noch den einen Gedanken: den Doktor Stropp durch kleine Aufmerksamkeiten zu versöhnen und so ihren Oswald zu retten. Natürlich durfte ihre Frauenehre nicht gekränkt werden! Was der Doktor aber gerne aß und trank, das kam nun häufiger auf den Tisch. Gingen die Ersparnisse dabei auch rasch auf, verschlang der dicke Samuel auch entsetzlich viel von den teuren Gerichten: wenn nur der entsetzliche Mensch verhindert wurde, sich zu rächen.

Doktor Stropp ließ sich das Wohlleben gefallen; aber er hatte schlimme Tage, an denen er bei der Mahlzeit auf die begeisterten Reden des Schneiders nicht antwortete und ebenso düster wie Doretta auf seinen Teller blickte. Dann zuckten die Muskeln seines Gesichts, dann warf er lauernde Blicke nach der Wirtin, und als Samuel einmal hinwarf, Stropp sähe aus, als fürchtete er Gift in den Speisen, da entfiel ihm die Gabel vor Schrecken.

Ja, an seinen gefährlichen Tagen kam über Stropp oft plötzlich die fürchterliche Gewißheit, Doretta wolle ihn aus der Welt schaffen, um ihn zu strafen und ihren Gatten zu rächen. Niemand durfte ja seine Qualen ahnen, man hätte ihn für verrückt gehalten und wohl gar ins Irrenhaus gesperrt! Aber die Todesangst kam zu oft über ihn, als daß er sich in dem alten Hause hätte wohl fühlen können.

Und doch war keine Änderung möglich. Sein großer Plan, die Agitation gegen die Juden, mußte wieder aufgegeben werden. Die Massen, welche Stropp zu studieren unternommen hatte, wollten von solchen nutzlosen Roheiten nichts wissen. Die Arbeiter waren zu ungläubig, um sich gegen die fremde Religion aufwiegen zu lassen, und gegen das Kapital empfanden sie einen völlig konfessionslosen Haß.

Unter den Unzufriedenen der anderen Stände war eher ein günstiger Boden zu finden. Da waren aber zu viele Streber, Nachahmer und trübe Elemente, als daß

die Bewegung von selbst in Fluß zu bringen gewesen wäre. Da brauchte es eines äußeren Anstoßes.

Zu seiner Verzweiflung verwarf Stropp plötzlich Bumckes Idee und wollte es wieder einmal mit der Journalistik versuchen. An einem Sonnabend – während Samuel darüber sprach, daß ein frommer Jude am Sonnabende nicht schreiben dürfte, selbst wenn er es wollte – begann der Doktor einen langen Artikel über den Gegenstand zu schreiben, der gerade in der letzten Nummer des gemäßigt liberalen Blattes behandelt war, das Oswald hielt.

Nach der Redaktion dieser Zeitung eilte Stropp am folgenden Sonntage, als kaum die Tinte auf dem Papiere trocken geworden war.

Noch vor wenigen Tagen hatte er den verrückten Schneider damit entzückt, daß er eine donnernde Rede gegen die Sabbatschänderei der Zeitungsunternehmer losließ, die sogar am Abend des Sonntags eine Nummer ihres Blattes herausgaben und durch dieses unstatthafte Gebaren den armen Setzern den Ruhetag stahlen, den der Herr selbst auf Sinai eingesetzt. Jetzt war ihm die Einrichtung der liberalen Blätter sehr erwünscht: er durfte hoffen, auch heute einen Redakteur anzutreffen und für seinen Artikel Geld zu bekommen.

Er trat in ein stattliches Haus, über dessen mächtigem Portal der Name des Blattes weithin sichtbar

prangte. Aber er mußte erst zwei Höfe überschreiten, bevor er auf einer Hintertreppe zum Bureau gelangen konnte. Auf den Höfen lagen in mächtigen Schichten gewaltige zentnerschwere Zylinder. Unendliches Papier war auf diesen Walzen aufgerollt, bereit, in der Maschine mit zauberhafter Schnelligkeit mit politischen Artikeln, Romanen und Anzeigen überdruckt zu werden.

Stropp lachte verächtlich, während er die enge gewundene Treppe emporstieg.

»Papierspekulanten!« murmelte er vor sich hin. »Bah, wenn sie meinen Artikel annehmen und gut bezahlen, will ich ihnen verzeihen, daß sie mich bis heute nicht beachtet haben.«

Er hatte den Artikel in zwei Stunden geschrieben und erwartete als Honorar vierzig Mark. Das gab zwanzig Mark für die Stunde. Er konnte zehn Stunden täglich arbeiten, wenn er nur wollte, das machte zweihundert Mark täglich oder zweiundsiebzigttausend Taler jährlich! Oho, meine Herren vom Adel, wir sprechen uns noch, wenn Dr. Stropp ein Millionär geworden ist und Ihnen Ihre verschuldeten Besitzungen abkauft!

Und er grinste vor Vergnügen und schnitt auf jedem Treppenabsatz allerlei Gesichter in die Finsternis hinein.

Endlich war er vor der Tür der Redaktion angelangt und brach sein halblautes Selbstgespräch ab. Er trat ein

und wurde vom Diener in ein zweites Zimmer verwiesen, wo zwei Herren an ihren Tischen schrieben und den höflichen Gruß Stropps nur mit einem nervösen Federkratzen beantworteten.

Unmittelbar hinter ihm kam ein Telegraphenbote herein.

Der erste der beiden Herren wandte sich um und sagte zu Stropp: »Ich stehe gleich zur Verfügung!« und riß dem Boten das Telegramm aus der Hand.

Er schrie laut auf, als er es gelesen.

»Schnell, Heinsius, laufen Sie zum Metteur herunter. Er muß noch Raum lassen – für hundert Zeilen. Aus London wird uns ein Telegramm von vierhundert Worten über den Untergang des Panzerschiffs vorausgemeldet. Der verfluchte Kerl! Um ein Uhr vierhundert Worte! Das darf er nicht wieder tun! Der Narr!«

Dabei leuchtete das Gesicht des Redakteurs vor Vergnügen.

»Heinsius,« sagte er zornig, als sein Mitarbeiter wiederkam, »der Kerl in London glaubt, wir hätten nichts anderes hier zu tun, als die Liste sämtlicher bei dem Unglück Umgekommenen, zweihundertfünfzig Namen, abzudrucken. Heinsius, jeden Augenblick kann das große Telegramm da sein und wir sind die ersten, die in Deutschland die Liste veröffentlichen. Gute Einfälle hat er doch, der Elende!«

Heinsius, ein magerer Mann mit bleichen Zügen und langen Haaren, erhob sich erregt.

»Zweihundertfünfzig Mann in einem Augenblick verloren! Ich muß mich immer wieder unter die Unglücklichen hineinversetzen und mich in das Entsetzen hineinräumen, welches auf dem Schiffskoloß herrschte, da die Pulverkammer in die Luft flog und der Ruf: Feuer! Von einem Ende zum andern schallte. Ich stelle mir vor . . . «

»Heben Sie Ihre Phantasie für den morgigen Leitartikel auf, Heinsius. Zum Teufel, jetzt machen Sie den Bericht über die Wahlrede fertig, an welcher Sie schon seit einer halben Stunde dichten!«

Während Heinsius sich erschreckt über seine Arbeit beugte und in seinen Haaren zu wühlen begann, sagte der Redakteur zu Stropp:

»Was steht zu Diensten?«

Stropp begann in einer langen Rede auseinanderzusetzen, was ihn hergeführt habe. Er sei seit Jahren nicht nur Leser, sondern auch Abonnent des geschätzten Blattes und würde seinen größten Stolz darein setzen wenn eine Arbeit von ihm Aufnahme in die Spalten fände, die . . .

Der Redakteur unterbrach ihn.

»Haben Sie ein Manuskript mitgebracht? Bitte! Eigentlich ist heute für nichts anderes Raum und Zeit als für die gräßliche Katastrophe!«

Stropp holte das Heftchen hervor und übergab es.

»Zu dick,« sagte der Redakteur und begann zu lesen. Nach den ersten zehn Zeilen fuhr er ärgerlich auf und rief:

»Das ist ja unser eigener Leitartikel, den ich vorgestern abend hier diktiert habe.«

»Ich freue mich sehr,« erwiderte Stropp, »daß unsere Ansichten in den wesentlichsten Punkten eine gewisse Übereinstimmung bekunden. Auch will ich gern gestehen, daß mir Ihre hochbegabte Feder bei meinen politischen Anschauungen in erster Linie als Lehrer gedient hat.«

Der Redakteur hatte indessen die beiden ersten Seiten gelesen und gab das Manuskript dem Verfasser mit kühler Höflichkeit zurück.

»Ich bedaure, von Ihrer Arbeit keinen Gebrauch machen zu können,« sagte er.

»Und warum nicht, wenn ich fragen darf?« rief Stropp gereizt.

»Ich habe keine Zeit zu ausführlichen Erörterungen,« sagte der Redakteur, indem er sich wieder an seinen Platz setzte.

Stropp war aber durch die unerwartete Abweisung tief erbittert.

»Sie werden von Ihrem Verleger dafür bezahlt, daß Sie die Einsendungen gewissenhaft prüfen,« rief er wild. »Sie aber haben kaum zwei Seiten gelesen und wissen darum keine Gründe für Ihre Ablehnung anzugeben!«

»Gründe?« sagte der Redakteur heftig. »Gründe? Ihre Ideen sind aus meinem Leitartikel entnommen und in einer Sprache vorgetragen, die vielleicht ein neues Predigerdeutsch, jedenfalls aber ein schlechtes Deutsch ist.«

»Das werden Sie büßen!« sprach Stropp. »Es ist nicht ungefährlich, mich zum Feinde zu haben!«

Aber »Möller!« rief der Redakteur und fügte, als der Diener aus dem Nebenraum herbeieilte, ruhig hinzu:

»Dieser Herr kann die Ausgangstür nicht finden.«

Stropp stürzte mit vor Zorn völlig verzerrten Mienen davon und tobte unten eine Weile vor dem Hause auf und ab. Tausend Pläne durchkreuzten sein Hirn. Rachedgedanken gegen den Redakteur, das Blatt und die Liberalen überhaupt mischten sich mit verzweiflungsvollen Entschlüssen in betreff seiner eigenen Zukunft. Seine jählings erschienene Hoffnung, die wenig erquickliche Verbindung mit den Wühlern aufzugeben, war mit diesem einen Schlage wieder verschwunden.

Endlich legte sich sein Zorn und machte einem kräftigen Hunger Platz. Stropp sah die Notwendigkeit ein, sich vor allem für die Gegenwart zu erhalten, um auch in Zukunft noch auf der Welt sein zu können. Er wußte, daß Bumcke des Sonntags in einem Restaurant, das der Redaktion gegenüber lag, sein Weißbier zu trinken pflegte, und mit verbissener Wut begab er sich in das Lokal, wo er mit einiger Sicherheit auf ein Mittagessen rechnen konnte.

Bumcke war zwar noch nicht da. Aber er kam wohl bald und zahlte dann gewiß die Zeche seines Genossen, von dessen Fluchtversuch er ja nichts wußte.

Das Gasthaus war ungewöhnlich stark besucht. Überall saßen lebhaftere Gruppen von Männern zusammen, und man konnte aus einzelnen Worten im Vorübergehen erkennen, daß an jedem Tische über das große Schiffsunglück, über Schuld oder Unschuld der Behörden, über die Zahl der Toten und über die hochpolitischen Folgen des Ereignisses in erregtem Tone verhandelt wurde. Stropp mußte nach einem raschen Rundgang umkehren und an einem unbehaglichen Tische am Fenster, dicht neben der Tür, Platz nehmen, um allein bleiben und die Ankunft Bumckes sofort bemerken zu können. Dann ließ er auftragen und hatte in frohem Leichtsinn seine peinliche Lage vergessen, als er die Mahlzeit kaum mit einem Glase Kümmel begonnen hatte.

Inzwischen arbeiteten die beiden Redakteure ruhig an ihrem Blatte weiter.

Die Sonne schien so warm durch die Fenster herein, daß es schwer hielt, an dem Sonntagnachmittage hier beim Schreibepulte sitzen zu bleiben. Heinsius unterließ es auch nicht, in kurzen Pausen sich und die Welt

zu verfluchen, die keine Gnade mehr hätte mit den müden Menschenkindern. Verdrossen schlichen die Setzerjungen mit den Korrekturabzügen aus der Druckerei herauf, mürrisch holte der Metteur die Anordnungen über die Einrichtung der Nummer, langsamer als sonst brachten die Telegraphenboten ihre Depeschen. Nur dem Chefredakteur merkte man die Sonntagsstimmung nicht an. Lebhaft und nervös ergriff und las er einen Bürstenabzug nach dem anderen, erteilte er seine Befehle und trieb sein Amt wie zum Vergnügen.

Es war spät geworden. Der Metteur drängte schon, die Redaktion zu schließen, und immer noch war die sehnlichst erwartete Depesche aus London nicht eingetroffen. Der Redakteur befahl zu warten, wettete aber mit fröhlichem Ingrim gegen den Kerl in London, der nicht das ABC von Journalistik verstände, wenn das Telegramm nicht binnen fünf Minuten da wäre.

Während der Scheltworte war eine alte, sauber, aber ärmlich gekleidete Frau eingetreten und hatte sich scheu in den Winkel neben der Tür gestellt.

»Was wollen Sie hier?« fuhr der Redakteur sie hart an. »Die Expedition ist unten. Hier wird nicht gebettelt!«

Die Frau, welche trotz des heißen Tages ein dichtes Wolltuch um den Körper geschlagen hatte, fuhr erschreckt zusammen und fing an zu weinen.

»Ach Gott, ach Gott,« wimmerte sie, »nehmen Sei't man nich üwel; äwer min Döchting ehr Mann hätt mi

segst, ick sult man hier driefte rupp gahn. Ick wohne nämlich bi min Döchting, föredem min Sähn, min einzig Sähn, min Hans, up'n Schiff is. He heit Hans Lürsen. Un wil dat große Malühr passit is, möt ick hier nachfragen, ob min Sähn, min Hans ...« Die Frau konnte vor Weinen nicht weiter sprechen.

Der Redakteur war schnell aufgestanden und führte die Frau zum Sofa.

»Setzen Sie sich mal nieder, Mutter,« sagte er herzlich. »Sie wollen wissen, ob Ihr Sohn gerettet ist, nicht wahr? Ruhen Sie ein wenig aus, das Telegramm muß bald hier sein, und dann können Sie sich selbst überzeugen. Setzen Sie sich nur!«

»Ick will jo girn täuwen,« rief die Frau. »Aewer ick heww de Telegramm nich liehrt. Ick kann't nich lesen.«

»Bleiben Sie nur, ich werde Ihnen schon vorlesen, was Sie wollen. Hans Lürsen heißt Ihr Sohn? Na, hoffen wir, daß er in der Liste der Geretteten gleich vorne drin steht.«

Die Frau faltete die Hände, und der Redakteur wandte sich seiner Arbeit zu. Wieder verging einige Zeit. Da brachte der Diener eine Karte herein: »Herbert Freiherr von der Egge« las der Redakteur.

»Ich bitte den Herrn einzutreten. – Meine Zeit ist gemessen. Was wünschen Sie?«

Der alte Freiherr war hochaufgerichtet eingetreten. Förmlich verneigte er sich und bat um die Erlaubnis,

die Liste der Verunglückten, welche – wie man ihm berichtet – nirgends als in dieser Zeitungsredaktion eingetroffen sei, einsehen zu dürfen. Mit leise nachgebender Stimme fügte er hinzu, er habe einen jungen Verwandten auf dem Schiffe gehabt.

Der Redakteur bat, auf dem Sofa neben der alten Frau Platz zu nehmen.

»Sie wünscht auch Nachricht zu haben, ihr Sohn war auf dem Schiff,« fügte er erklärend hinzu.

Der Freiherr nickte.

»Ich habe nur noch zu bemerken, daß ich Ihre Zeitung niemals lese, daß ich als ein streng konservativer Mann zu den Feinden Ihrer Partei gehöre. Da ich aber anderswo vergebens anklopfte . . . «

»Ich bitte, mein Herr,« unterbrach ihn der Redakteur. »Sie suchen ja bei uns auch heute nicht politische Belehrung. Ihre Gesinnungen sind uns völlig gleichgültig. Entschuldigen Sie mich jetzt.«

»Das ist ja das Große an einem wahrhaft nationalen Ereignis,« rief Heinsius herüber, »sei es Glück oder Unglück, daß es die Nation einigt und Menschen zu Menschen führt . . . «

»Sehr gut, Heinsius,« sagte der Redakteur. »Das können Sie morgen in einem Entre-Filet verwerten. Bitte, jetzt die Korrektur der letzten Börsendepesche.«

Und wieder wurde es still. Der Freiherr setzte sich neben Frau Lürsen und drückte ihr zum Gruße die Hand. Der Alten kamen darüber wieder die Tränen in

die Augen. Sie begann leise von ihrem Hans zu erzählen, wie er gleich seinem Vater hätte Schiffszimmermann werden sollen, wie er aber einer unglücklichen Liebe wegen fort gewollt und endlich trotz aller Bitten Matrose geworden wäre. Jetzt sei der Vater des Mädchens herübergekommen, habe viel Geld samt seinem alten Stolze eingebüßt und würde ihren Hans gern als Schwiegersohn annehmen. Der Hans wollte übers Jahr wieder nach Hause kommen, um zu heiraten, und jetzt ... man hörte bald nichts mehr als das unterdrückte Weinen der Alten.

Und wieder brachte der Diener eine Karte mit dem Namen eines Freiherrn von der Egge.

Fast freudig erregt, mit eleganter Verbeugung, trat Kurt ein. Der Redakteur wies auf den alten Freiherrn, der sich bei Kurts Erscheinen jäh von seinem Sitz erhoben hatte.

»Wollen Sie mit Ihrem Herrn Verwandten warten. Sie sorgen wahrscheinlich um dasselbe Familienmitglied.«

Kurt wollte auf den Alten zugehen; als er ihn aber ansah, traf ihn aus den scharfen Augen ein zorniger Blick, der ihn zum Stehen brachte. Kurt versuchte umsonst, aus seinen Mienen den Ausdruck der Ungeduld und Hoffnung zu verbannen. Es gelang ihm nicht. Er fühlte, wie er unter dem Blicke des alten Freiherrn errötete und wandte sich ärgerlich ab.

»Mit Ihrer Erlaubnis,« sagte er nach einigem Zögern höflich lächelnd zum Redakteur, »werde ich auf der Straße auf und ab gehen, bis das Telegramm eintrifft, und mir dann einen Abzug holen lassen. Adieu!«

Wieder wurde es still. Der Metteur kam wieder herauf und drängte zur Eile. Die Setzer wären nicht mehr zu halten, sie machten schon Feierabend.

Plötzlich hörte man ein lautes Geräusch auf der Treppe. Die Tür wurde aufgestoßen und ein Arbeiter stürzte atemlos herein. Mit weit aufgerissenen Augen, mit zitternden Knien blieb er eine Weile stehen und fiel dann wie bewußtlos zu Boden. Rasch aber richtete er sich wieder auf, rang röchelnd nach Atem und stöhnte ein Wort hervor, das niemand verstand. Dann hörte man wieder auf der Treppe laufen und schreien. Da nahm der Mann seine Kraft zusammen und »Attentat!« kreischte er, daß es grell durch das Haus tönte.

Schon stürmten andere Leute herein. Bedienstete der Druckerei, Fremde, Leute aus dem Volke und vornehme Herren füllten das Zimmer. Alle sprachen, schrieten, fragten und erzählten durcheinander. Es war nur soviel zu verstehen, daß jemand auf das greise Haupt geschossen und daß die Kugel getroffen habe.

Der Redakteur war im ersten Augenblick wie betäubt sitzen geblieben.

Dann richtete er sich energisch empor und donnerte:

»Möller! Hinunter zum Metteur. Alle Leute müssen hier bleiben, ohne Widerrede! Es muß ein neues Blatt herausgegeben werden. Und Sie, meine Herren, alle hinaus! Hinaus, sage ich, wer nicht für unsere Zeitung etwas zu berichten weiß!«

Aber keiner der Leute wollte gehen, alle wollten hören und sprechen.

Der Redakteur überschrie den Tumult:

»Machen Sie mich nicht rasend! Glauben Sie denn, es wäre eine Kleinigkeit, durch die fürchterliche Nachricht wie jeder von Ihnen ergriffen zu sein und doch hier als Redakteur seine fünf Sinne beisammen behalten zu müssen? Aber ich bin hier in meinem Berufe und will mich nicht stören lassen. Hinaus! Ob Dienstmann oder Geheimrat – ist mir ganz einerlei! Die ganze Bevölkerung wartet auf unser Extrablatt! So lange muß jeder einzelne mit seiner Neugierde warten! Gehen Sie doch! Sie haben es ja besser als ich. Sie dürfen Ihrem Herzen Luft machen. Ich muß meine Ruhe bewahren, ich bin ja Journalist!«

Niemand rührte sich. Alle wollten etwas gesehen haben.

»Heinsius,« schrie der Redakteur, »halten Sie mir die Leute vom Leibe! Fragen Sie sie aus und lassen nur den zu mir herein, der etwas zu berichten weiß.«

Heinsius drängte die Leute hinaus, und der Redakteur setzte sich an die Arbeit. Die erste Feder, die er ergriff, zerbrach in seiner zitternden Hand. Aber er faßte

sich und begann zu schreiben. Einer nach dem andern wurde zu ihm eingelassen, und während die Zeugen der Tat und der folgenden Ereignisse an seinem Tisch einander ablösten, fügte der Redakteur geschäftig eine Notiz zur anderen.

Der Arbeitsmann, der zuerst mit der Schreckensnachricht erschienen war, wurde zuerst vernommen. Er war Augenzeuge gewesen, in rasendem Lauf nach dem Redaktionsbureau gestürzt und erbat für seine Eile ein Geldgeschenk.

Ein Photograph hatte in dem Augenblick, da der Schuß fiel, auf seine Uhr gesehen; er konnte die Zeit bis auf eine halbe Minute genau angeben. Er bat aber, daß man in dem Bericht seinen Namen nenne und womöglich seine Adresse hinzufüge, damit die Behörde von ihm die Zeitangabe genau erfahren könne.

Dann kam ein Student. Er stand im Augenblick der Tat neben dem Wagen und war unwillkürlich hinzugesprungen, um das bedrohte Leben mit dem seinen zu schützen. Man hatte ihn freundlich fortgewiesen, aber das Blut des Verwundeten hatte er aus einer der Wunden mit diesen seinen Augen fließen sehen und sah es noch fließen, da, da, da! Solang er lebe, werde er nichts weiter sehen und nichts weiter rufen als: »Rache für dieses Blut!«

Wieder zerbrach eine Feder in der Hand des Redakteurs.

Freiherr von der Egge und die alte Frau, die unbehelligt im Zimmer geblieben waren, standen auf. Der Freiherr schlug seine Hände vors Gesicht und rief erschüttert: »Sein Blut, sein heiliges Blut!«

Frau Lürsen starrte nur immer in die entsetzten Augen des Jünglings und wimmerte:

»Sind sie alle tot? Ist min Hans auch tot?«

Dann kam ein Reporter. Dieser Mann lebte von seinen Nachrichten über Verbrechen und Unglücksfälle. Seit Jahren hatte ihn in seinen Träumen die dunkle Vorstellung verfolgt, wie sich etwas Entsetzliches ereignete, er zugegen war und nun seine ganze Zeitung mit dem Berichte füllen konnte. In der Redaktion hatte man ihn oft mit jenen Phantasien geneckt. Und nun saß er da mit zuckenden Lippen. Er, ein Reporter, hatte den Schuß selbst gehört, war herzugeeilt und hatte einige der beteiligten Personen gesprochen. »Fünfhundert Druckzeilen!« hatte er kaum verständlich einige Male gerufen, als er das Bureau betrat. Jetzt sollte er dem Redakteur seinen Bericht abstatten. Die Lippen zuckten immer heftiger, plötzlich stieß er einen erschütternden Schrei aus, ein Weinkrampf bemächtigte sich seiner und mit dem Notizbuch in der einen, dem Bleistift in der anderen Hand saß er da, schluchzte und war keines Wortes, keiner Bewegung fähig.

»Kein Journalistenblut,« rief der Redakteur, während er emsig weiter schrieb. »Mir geht's gerade so wie ihm. Aber ich werde erst morgen krank werden. Heute ist

keine Zeit dazu. Hinaus mit ihm! Heinsius, den Nächsten!«

»Komödiantenelend!« murmelte der Mitarbeiter, während er den Reporter fortführte. »Wir alle sind Schauspieler, die deklamieren müssen, wenn auch gerade unser Liebstes mit dem Tode ringt.«

Rasch vernahm der Redakteur die andern. Ein Steinträger kam an die Reihe, ein armer Arbeiter, der sogar an diesem Sonntag auf einem Hofe gegenüber dem Torte hatte Ziegel schleppen müssen. Er sagte, was er wußte. Als er fertig war, fragte er zögernd, ob man erfahren könne, wie es dem Verwundeten gehe. Der Redakteur zuckte die Achseln. »Der arme alte Mann,« sagte der Steinträger und fuhr sich über die Augen.

Der wohlbekannte Herausgeber eines Witzblattes erschien. Noch nie hatte man den übermütigen Menschen traurig oder auch nur ernst gesehen; heute zitterten seine Hände vor Erregung und die Tränen liefen auch ihm unaufhaltsam über seine dicken, roten Wangen herunter, als wenn ihm ein Kind gestorben wäre. Der Wagen mit dem blutenden Herrn war langsam an ihm vorübergefahren.

Inzwischen war die Unglückstat in der Stadt bekannt geworden und aus weiten Entfernungen kamen Anfragen und Nachrichten in das Bureau der Redaktion. Wer nur immer irgendeine Verbindung mit dem Blatte nachweisen konnte, kam oder sandte einen Boten. Man wollte sich an der Quelle erkundigen.

Immer dichter wurde die Menschenschar in den sonst so stillen Räumen. Immer schwerer wurde es, die Zudringlichen hinauszweisen. Ein jeder, der einmal eine Wohnungsanzeige hatte einrücken lassen, nannte sich Mitarbeiter. Ein jeder führte sich als alten treuen Abonnenten ein, der Rücksichten verlange, ein jeder berief sich auf einen Redakteur, einen Beamten, einen der Verleger, stellte sich als deren Freund vor und suchte seinen Platz zu behaupten.

Heinsius, der den Verkehr zwischen dem Redakteur und der Druckerei aufrecht zu halten hatte, bat, drohte umsonst. Jeder Setzerjunge, der sich mit einem Fahnenabzuge der neuesten Nachrichten zum Chef durchdrängen wollte, wurde aufgehalten, ausgefragt und, wenn der Hilflöse nicht seine Ellenbogen brauchte, schließlich seines Blattes beraubt.

Politische Parteien fingen an, sich zu bilden. Die Folgen des Meuchelmordes wurden heftig erwogen, auch das Urteil über die Motive der Tat gingen auseinander. Wer sich Gehör verschaffen wollte, stieg auf einen Tisch. Wer antworten wollte, riß den Redner herunter. Bald hörte niemand mehr auf einen andern als sich selbst.

Aus dem Setzersaale hörte man die Kommandorufe des Metteurs, der auch dort Mühe hatte, sich den aufgeregten Leuten verständlich zu machen. Aus der Stereotypie erklang einförmig das dumpfe Klopfen der Holzhämmer, mit welchen die fertigen Kolumnen für

die Matrizen vorbereitet wurden. Von unten, aus dem zweiten Hofe, ertönte das Brausen und Stoßen der Dampfmaschine, welche bereits die wenigen Zeilen des ersten Extrablattes zu drucken begann.

Nur in dem letzten Zimmer, in welchem der Redakteur jetzt hinter verschlossener Tür, die nur Heinsius bei den wichtigsten Nachrichten öffnen durfte, arbeitete, war es still. Der Redakteur sah und hörte nichts, was nicht sein Blatt betraf. Einmal stellte der Diener ein Glas Wein neben den Schreibenden. Der Redakteur, aufgestört, starrte eine Weile darauf hin; dann faßte er es, schleuderte es in die Ecke und schrieb weiter.

Auf dem Sofa saßen die beiden Alten noch immer geduldig nebeneinander. Frau Lürsen zitterte am ganzen Leibe und fragte dann und wann flüsternd nach ihrem Sohne. Der Freiherr hielt ihre Hand fest und schwieg.

Von Zeit zu Zeit drang von der Straße her ein wachsender Lärm herauf.

Hier waren die ersten Exemplare des Extrablattes sichtbar geworden und ein ungeheurer Menschenstrom schickte sich an, die Expedition zu stürmen. Die eisernen Tore wurden geschlossen und stoßweise stürzten Gruppen von zwanzig, dreißig Menschen hinein, um die frischen, von Dampf und Druckerschwärze noch feuchten Papiere zu erlangen. Zeitungsausträgerinnen, die von ihren Lohnherren hergesandt waren,

arme Jungen, die ihren Eltern einen kleinen Nebenverdienst nach Hause bringen wollten, fliegende Kolporteurs beehrten gleich Hunderte von dem Extrablatt und wanden sich mit ihrer Beute durch die Massen, sofort im dichtesten Gedränge mit ihrem Handel beginnend.

Männer und Frauen aus allen Stadtteilen, aus allen Gesellschaftsschichten drängten sich mit hindurch, ein Blatt zu erhaschen und schwarz auf weiß zu lesen, was ihnen jedermann auf der Straße zuschrie.

Schon wenige Schritte von dem Eingange zur Expedition war es ruhiger. Man fühlte die Schwere des Ereignisses. Wohl riefen die Leute in Zorn und Schrecken einander zu, wohl strömten von allen Seiten immer Neue hinzu, die fragten und berichteten, aber kein Witzwort ließ sich hören, kein Streit entstand. Nur von der Stelle rühren wollten sich die Leute nicht.

Wer in die Redaktion zu eilen suchte, hatte einen schweren Stand. Sofort war er umringt und mußte sich durch irgendein Gerücht, eine Neuigkeit, ein Wort des Urteils loskaufen.

Auch die Telegrafboten wurden aufgehalten. Umsonst beriefen sie sich auf ihre Pflicht, die ihnen Schweigen auferlegte. Man witterte in jedem Telegramm ein neues Unheil.

Wieder kam ein Telegrafbote daher, eiliger als die andern. Wieder wurde er umringt. Aber fluchend riß der Mann sich los. Er bringe ein Telegramm, worauf

die Redaktion schon seit vielen Stunden warte. Über das verlorene Panzerschiff.

»Was ist verloren?« schrie es von allen Seiten.

Die Leute hatten die schreckliche Nachricht vergessen.

In großen Sätzen flog der Bote die Treppe hinauf und gab dem Diener das Papier ab. Das Amtsgeheimnis verbot ihm, den Inhalt des Telegramms zu kennen, aber mit den Augen zwinkernd sagte er doch: »Das wird das richtige aus London sein!«

»Das Londoner Telegramm!« rief der Diener und im Nu hatte Heinsius es ihm aus der Hand gerissen und geöffnet. Es enthielt die lange Liste der Männer, welche bei dem Schiffsunglück mit dem Leben davongekommen waren.

Heinsius eilte mit dem Blatte zum Redakteur. Dieser wehrte nur mit der Hand ab. Er hatte jetzt keinen anderen Gedanken als das Attentat. Und schon wollte Heinsius die Depesche ungelesen in die Druckerei hinunterschicken, als er ein absichtliches Räuspern hörte.

Der alte Freiherr war aufgestanden, auch die Frau neben ihm erhob sich und fragte wohl zum hundertsten Male:

»Ist es das?«

Heinsius besann sich erst wieder, was der Wunsch der beiden alten Leute war, und reichte dem Freiherrn das Telegramm hin.

»Da,« sagte er, »lesen Sie die Namen durch.«

Der Freiherr ergriff das Blatt und sank wieder auf das Sofa nieder. Die Frau Lürsen setzte sich neben ihn und tröstete, er solle doch nun endlich lesen, es würden doch nicht alle tot sein. Aber laut lesen, bat sie, laut lesen. Sie könne sonst nichts erfahren.

Da faßte sich der Freiherr und nahm das Papier vor die Augen. Frau Lürsen konnte zwar richtig die steilen lateinischen Buchstaben nicht lesen, aber sie rückte doch nahe heran und blickte mit äußerster Spannung mit hinein.

Mit schwacher, scheinbar ruhiger Stimme begann der Freiherr zu lesen. Erst eine allgemeine Mitteilung, dann die Namen aller Geretteten nach einer amtlichen Quelle. Es kamen die Namen einiger Offiziere, dann die der übrigen in bunter Reihe. Noch hatte der Freiherr nicht lange gelesen, da kam plötzlich – ohne daß er selbst es beachtete – der Name »Hans Lürsen« über seine Lippen.

Mit einem Jubelruf, den man dem schüchternen Mütterchen nicht zugetraut hätte, sprang die Frau auf. Sie lief auf den Redakteur zu und küßte dem Überraschten die Hand, bevor er ihr wehren konnte. Dann eilte sie hinweg, schlug ein über das andere Mal die Hände zusammen und rief auf der Treppe, auf den Höfen und auf der Straße ununterbrochen:

»He leiwt! Min Hans leiwt!«

Sie hatte kein Wort für den Freiherrn, der unbekümmert um das Glück der Nachbarin mit lauter Stimme

weiter las. Immer weiter kam er in dem Telegramme, eigentlich hatte er mit den Augen auch schon die letzte Zeile überflogen, aber immer noch fand er den Namen seines Bruno nicht. Langsamer, immer langsamer buchstabierte er die letzten Zeilen, die letzten Worte des Telegramms, dann schloß er die Augen und ließ die Arme sinken.

Heinsius, der noch neben ihm stand, nahm dem tief erschütterten Manne das Blatt mitleidig aus der Hand und gab dem Diener einen Wink, es hinunterzutragen.

Der Freiherr blieb unbeweglich auf seinem Platze sitzen. Vor ihm her ging das Treiben der Redaktion weiter. Er stierte zu Boden und suchte vergebens nach einem Troste. Die Arbeit seines Lebens war umsonst getan. Der Erbe von Eggerwitz war tot. Plötzlich entstand ein heftiger Streit im Nebenraume.

Da hob der Freiherr sein weißes Haupt und schaute sich verwundert um. Er hatte vergessen, wo er sich befand.

Jetzt stand er auf, drückte dem Redakteur seinen Dank aus und wollte mit festen Schritten das Zimmer verlassen. An der Tür begann er zu wanken. Heinsius trat teilnehmend hinzu und sagte:

»Der andere Herr von der Egge erwartet Sie wohl unten?«

Der Alte hörte nicht und ging.

Auf der engen Hintertreppe hielt er still. Ein leises Stöhnen entrang sich seiner Brust. Wohl versuchte er,

als jemand die Stufen heraufeilte, wieder seine feste Haltung anzunehmen. Aber schon nach wenigen Sekunden sank sein Kopf auf die Brust herab und endlich brachen unter heftigem Schluchzen die Tränen hervor. Niemand sah ihn weinen. Denn immer wieder bezwang sich der Alte, sooft jemand vorüberkam, und außerdem kümmerte sich kein Mensch um die Trübsal der einzelnen. So hatte der Freiherr vollauf Zeit, sich auf der Treppe seinem Schmerze hinzugeben und erst dann vollends hinabzugehen, da er sich wieder Herr seiner selbst glaubte.

Als er auf dem Hofe stand und vor dem Hause das kaum nachlassende Gewühl bemerkte, fiel ihm wieder das Unglück ein, das heute alle Welt bewegte. Er suchte die Erinnerung daran festzuhalten. Und während er düster auf und ab schritt und wartete, bis der Menschenhaufe sich lichten würde, wollte er sich immer wieder durch die Größe der nationalen Gefahren über sein persönliches Leid erheben.

Er richtete sich hoch empor und suchte mit stolzem Blick die ängstlichen Menschen vor ihm zu überschauen. Immer aber wieder sank sein Haupt nieder, mühsam hielt er sich aufrecht und stammelnd kam es über seine Lippen: »Armer Bruno! Armes Eggerwitz!«

#### 14. KAPITEL

Unten hatte indessen Kurt ein paar bange Stunden verlebt. Mit raschen Schritten, wie ein wildes Tier im

Käfig, ging er vor dem Hause auf und nieder. In seinem Hirn wogte es. Seine Augen funkelten vor Begierde. Seitdem er in dem heutigen Morgenblatte die Nachricht gelesen, daß das Schiff untergegangen, sah er sein Glück gemacht.

Er erinnerte sich noch, wie er gleichmütig die telegraphische Nachricht las, das Panzerschiff sei verunglückt, wie es ihm dann urplötzlich einfiel, Bruno sei auf diesem Schiffe gewesen, wie er aufsprang, wie er einen Wagen nahm und zu allen Behörden fuhr, um Gewißheit zu haben. Er hatte viel heucheln müssen seit dem Morgen, aber der Preis war ein hoher.

War Bruno tot, so war er der einzige Egge außer dem alten Freiherrn. Und wenn ihn der Alte noch so bitter haßte, wenn er ihn auch eben jetzt schmachvoll behandelt hatte, der einzige Egge ließ sich nicht so einfach beiseite schieben. Und dann – Kurt erinnerte sich des letzten Gesprächs, das er mit dem Alten geführt. Hatte er ihn nicht beinahe wie einen reuigen Sünder behandelt? Hatte er nicht den Wunsch ausgesprochen, Kurt durch Clemence gebessert zu sehen?

Und Kurt schlug sich bei diesem Gedanken mit dem Stöckchen auf den Schenkel, daß es lustig knallte. Wenn es ihm gelang, Clemence zu gewinnen, wenn er seine alten Verführerkünste noch zu üben imstande war, dann war auch der Alte leicht zu bestimmen, ihn wieder in Gnaden aufzunehmen. Und warum sollte es nicht glücken? Clemence war eine sentimentale Seele,

der es gewiß Freude machte, einen gefallenen Engel wieder emporzuheben. Auch hatte sie ihn immer mit großer Rücksicht behandelt. Ihr Herz? Bah, das war wohl unschädlich. Sie ließ sich von dem gelehrten jüdischen Arzte ein wenig den Hof machen, war also nicht anderweitig gefesselt. Oder sollte die Sache mit dem Doktor Wolff ernster sein?

Auch gut, dann wurde Clemence alte Jungfer – denn heiraten konnte sie doch den Mediziner nicht –, und für Kurt blieb Brunos ganzes Erbe, das Gut und Evchen, die ihm eigentlich noch lieber war als Clemence. Evchen war keine so ernste Schönheit, aber just hübsch genug für ihn, heiterer, menschlicher als Clemence und flößte nicht so viel Respekt ein.

Plötzlich lachte Kurt lustig und bitter auf. Da baute er in seinem Kopfe wunderliebliche Luftschlösser und vergaß ganz und gar, daß in Italien, irgendwo in einem grünen Nest, seine Frau saß oder wahrscheinlich im Bette lag.

Denn sie war ja krank, sehr krank. Kurt hatte zwar seit vielen Wochen keinen Brief von ihr erhalten oder doch keinen gelesen, aber gebessert hatte sich ihr Leiden gewiß nicht. Eher konnte er einmal durch das Gegenteil überrascht werden.

Würde er darüber erschrecken? Ja und nein. Unter den gegenwärtigen Verhältnissen war er selbst über seine Wünsche unklar. Seine Lage war kritisch geworden.

Blieb sie leben, so dauerten ihre Geldsendungen fort. Wenn sie das lumpige Geld hätte durch ihrer Hände Arbeit verdienen müssen, so hätte er es ja nicht angenommen. Natürlich nicht! Aber so? Der alte Isaak war immer noch reich wenn man ihn auch entsetzlich ausgepreßt hatte, dem elenden Wucherer blieb immer noch etwas –, wenn Kurt aber von ihm Geld verlangte, wurde er doch mit Flüchen abgewiesen. Was war zu tun? Der alte Isaak schickte seiner Tochter unbedingt, was sie verlangte. Er bildete sich ein, daß seine Tochter in Italien irgendwo einen goldenen Palast bewohnte, und bemaß seine Geldsendungen danach. Wenn nun Emma sich mit einer Pension zu fünf Francs begnügte und alles übrige als treue Gattin ihrem Manne nach Hause schickte, so war das doch nur ganz in der Ordnung? Oder hätte Kurt von der Egge ein häßliches, krankes Judenmädchen geheiratet, auch wenn sie arm gewesen wäre? Was ging es ihn an, daß Tinas Luxus, die Gutmütigkeit der Tochter und die Spekulationen des Sohnes den Alten zu ruinieren anfangen!

Und das Geld, das Emma sandte, betrug noch immer große Summen. Er konnte bis heute recht, recht gemächlich davon leben. Wenn Emma nun plötzlich starb, so versiegte diese Quelle und er stand dem Freiherrn sofort als armer Schlucker gegenüber, nicht in der angenehmen Stellung eines wohlhabenden Mannes. Das war der Nachteil der einen Chance.

Wenn Emma aber leben blieb, d. h. noch einige Jahre sich hinschleppte, so galt er dem Freiherrn immer als der verächtliche Schwiegersohn des alten Wucherers, so mußte er bei Auenheims in der langweiligen Rolle eines traurigen Strohwitwers auftreten und konnte vor allem natürlich nicht um die Hand eines der Mädchen werben. Mochte es also kommen wie es wollte, er durfte nicht länger der Mann dieser Emma bleiben.

Wenn er sich aber sofort, rasch noch vor ihrem Tode von ihr scheiden ließ!

Triumphierend durchzuckte dieser Einfall Kurts Gehirn. Wenn er sich von ihr scheiden ließ? Wenn er ihr die Sache so darstellte, daß er aus Familienrücksichten eine standesgemäße Ehe eingehen müßte? Emma war edel genug, selbst *darauf* einzugehen. So ging's! Die Verhandlungen zogen sich in die Länge. Emma sandte, solange sie seine Frau hieß, natürlich nach wie vor, was sie erübrigen konnte. Kurt aber stand von dem Tage an, wo die Scheidungsklage erhoben wurde, seiner Familie als der verlorene Sohn gegenüber, der die Millionen seines Schwiegervaters verschmähete, um zu den Seinigen zurückkehren zu können. Kurt lächelte selbstzufrieden. Not macht klug, dachte er.

Wenn nun aber Bruno am Ende gar nicht tot, wenn er gerettet war? Kurt erblaßte bei dem Gedanken, so sicher hatte er bereits auf seine Erbschaft gerechnet.

Er hatte in der wilden Jagd seiner Gedanken, wie auf dem Pirschgang nach dem Glücke völlig übersehen

und überhört, was um ihn her vorging. Jetzt erst bemerkte er, daß ein förmlicher Auflauf vor der Redaktion entstanden war. Seine erste Sorge war das Schiff, von welchem Nachrichten eingelaufen sein konnten. Er trat hinzu und vernahm die Kunde von dem Verbrechen. Und wieder starrte er wie geistesabwesend vor sich hin.

Er versuchte, das Gehörte seinen rastlos arbeitenden Gedanken einzuschalten. Aber neben der Frage nach Brunos Schicksal hatte heute keine andere Regung Raum. Mitten im Getümmel, das sich um ihn her erhob, wartete er mit gefurchter Stirn auf die Liste der Toten oder der Geretteten und schritt – jetzt etwas abseits vom Getümmel – ungeduldig auf und nieder.

Er sah nicht, wie die Bewohner der Umgegend in ihren Hausanzügen auf die Straße traten, um nachbarlich über das Vernommene zu plaudern, sah nicht, wie die Pferdebahnwagen leer nach den Toren zufuhren, dafür aber gefüllt mit bestürzten, mitten im Vergnügen des Sonntagnachmittags aufgestörten Bürgern von den Gärten der Vororte zurückkehrten. Er sah nicht die geballten Fäuste, die auf jeden schlechten Patrioten niederzufallen drohten, sah nicht die mißtrauischen Blicke, die einen Verschworenen, einen Königsmörder hinter jedem Gleichmütigen vermuteten.

Er rechnete und rechnete, er überlegte wie im Kartenspiel alle Möglichkeiten, welche in dem beginnenden neuen Kampfe den Gewinn ihm zuführen konnten.

Bruno mußte vor allem tot sein! Wenn der Junge bei einer Katastrophe wie dieser davonkam, dann gab es für den, der sich mit Vergnügen der Hölle verschrieb, keinen gefälligen Teufel mehr, dann war's wirklich das beste, sich totzuschießen, durchzugehen oder tugendhaft zu werden. Nein, Bruno *mußte* tot sein!

War ja doch selbst Brunos Tod nur ein Lächeln des Glücks, nicht eine Umarmung. Kurt war nicht so ohne weiteres Brunos Erbe. Es zu werden, nachdem der Tod erst Gewißheit war, darum mußte er ringen. Er mußte einmal zeigen, daß er auch ernste Pläne durchzuführen vermochte. Er war zu alt, um sich eine solche Gelegenheit entschlüpfen zu lassen. Hier war jedes Zögern ein Verbrechen gegen sich selbst. Wer ihn am Zögern hinderte, wer ihn vorwärts schob, war sein Feind! Jeder!

Plötzlich forderte jemand in Kurts Nähe die Anwesenden zu irgendeiner loyalen Kundgebung auf. Alle schrieen mit, nur Kurt, der nicht gehört hatte, schwieg; jetzt fühlte er aber doch, wie die feindlichen Mienen auch ihm galten und er hier nicht länger unbelästigt bleiben würde. Er durfte aber seinen Posten nicht verlassen, er konnte die Sicherheit über Brunos Schicksal nicht anderswo erwarten; er mußte den Alten sofort nach der Botschaft beobachten können.

So wandte er sich denn nach kurzem Besinnen dem gegenüberliegenden Restaurant zu. Wenn er dort am

Fenster Platz nahm, konnte er in Ruhe überlegen und den Eingang zur Redaktion im Auge behalten.

Kaum war er jedoch in dem Gastzimmer eingetreten, als er von einem fröhlichen »Willkommen, Herr Hauptmann!« begrüßt wurde. Unangenehm überrascht, in einer Weißbierstube erkannt zu werden, wandte er sich der Stimme zu. Hart am Fenster, an dem einzigen Tische, der ihm dienen konnte, saß Dr. Stropp neben einem dicken Herrn, der sich eben mit einem bunten Taschentuche den Schweiß von der Stirne wischte. Kurt machte gute Miene und setzte sich heran. Stropp aber begann sofort, ihn damit zu necken, daß er hier die Nachricht abwarte, ob sein Vetter tot sei oder nicht.

Als Kurt sich solche Späße verbieten wollte, rief Stropp lachend:

»Das ist ja nur Bumcke, der darf alles hören. Bumcke, der Sozius ihres Schwiegervaters – Herr Hauptmann a. D. Kurt von der Egge. Bei Ihrer Hochzeit, Herr Hauptmann, haben wir beide Freundschaft geschlossen, und nun will dieser Knauser mit ein paar lumpigen Tausendtalerscheinen zurückhalten, trotzdem sich Großes damit schaffen ließe.«

»Ach, Sie reden schon wieder von Ihrer Judenzeitung?« sagte Kurt obenhin. »Nun, wenn Sie recht haben sollten und ich heute ein reicher Erbe geworden bin, so wird es mir nicht darauf ankommen.«

»Topp!« rief Stropp. »Und ich wette darauf, Sie legen das Geld gut an, die Konjunktur stand nie so günstig

wie heute für den antijüdischen Feldzug. Wer heute meine Idee zuerst ausführt, ist übers Jahr ein großer Mann.«

»Also Sie?« sagte Kurt lachend, während er lauernde Blicke nach dem Hause gegenüber warf.

»Wenn er vorher nicht pleite geht, Herr Hauptmann,« sagte Bumcke unter endlosen Verbeugungen. »Ein heller Kopf der Doktor Stropp, aber immer entweder mitten durch oder unten durch. Entweder Cäsar oder Nihilist, wie der Lateiner sagt.

Stropp fuhr zornig auf.

»Sie können meine großen Ideen nicht fassen, Bumcke. Aber Sie, Herr Hauptmann, haben immer mit mir sympathisiert. Sie hätten mir längst das nötige Geld gepumpt, wenn Sie selbst welches gehabt hätten. Sie werden meine Genialität würdigen. Hören Sie! Seit dem Augenblicke, wo ich die heutige Greuelnachricht vernahm, dachte ich an nichts als an meine große Idee. Es fehlte nur noch ein welterschütterndes Ereignis. Hier ist es. Ich arbeite schon seit einer Stunde in meinem lichten Kopfe an dem Programm, das an der Spitze meines Blattes stehen soll. Seit den letzten Kriegen herrscht in ganz Deutschland eine ungeheure Aufregung. Sowohl die Leute, die im Feld lagen, als auch die andern, die daheim blieben, haben abenteuerliche Dinge, haben Mord und Totschlag erlebt. Nach dem Kriege mußte der süße Pöbel immer

jemanden haben, auf den er öffentlich schimpfen durfte. Aber der heutige Tag hat uns gezeigt, wie gefährlich eine solche zur Gewohnheit gewordene Aufregung einem Volke ist. Wir werden es erleben, daß man strenger als bisher das öffentliche Wort unterdrücken wird. Die Reaktion kommt, sie muß kommen, sie soll kommen. Da heißt es für die oppositionellen Blätter aller Richtungen sich immer mehr ducken, die wahre Meinung immer mehr hinter diplomatischen Redensarten verbergen. Die Blätter werden noch langweiliger werden, als sie schon sind. Angriffe auf die Regierung und den Aberglauben werden nicht mehr geduldet werden. Welcher gebildete Deutsche wird ein solches Blatt noch lesen wollen?

Da komme ich mit einem neuen Unternehmen. Was wir alle uns erzählen, wenn zufällig kein Jude unter uns ist, das lasse ich drucken und füge manches hinzu, was nur mir einfällt. Täglich bringe ich Räubergeschichten aus dem jüdischen Lager. Ich gründe Vereine, die es sich zur Aufgabe machen, die Juden zu ärgern. Ich überrede Gastwirte, keinen Juden mehr in ihr Lokal einzulassen. Und was die Gastwirte tun und was in den Vereinen geredet wird, das ist wieder Stoff für meine Zeitung. Und meine Zeitung bestärkt die Leute in ihrem Tun. So stärken wir einander gegenseitig. Jeder wird dieses Blatt lesen wollen, hunderttausend Abonnenten sind mir sicher. Das Geld kommt im ersten Jahre zehnfach ein, denn mein Blatt wird ein Weltblatt.

Und wissen Sie schon, wie dieses Blatt heißt, das seinen Verleger zu einem Millionär machen wird? »Arminius« heißt es, so steht es fest in meinem Kopfe.«

»Merkwürdig, daß Sie jetzt immer nur vom Erfolge und vom Gewinn sprechen, nicht von Ihrem Ehrgeiz,« sagte Bumcke mißtrauisch. »Und dann tun Sie so, als wenn Sie der Erfinder von dieser Idee wären. Wenn ich nicht gewesen wäre und Ihnen gesagt hätte: ›Raus mit den Juden aus Deutschland‹, so säßen Sie jetzt vielleicht als Korrektor hinter dem Bogen einer jüdischen Zeitung.«

»Wer sind Sie, Bumcke, daß Sie sich rühmen wollen, den Riesengedanken durch Ihren kleinlichen Neid auf Isaak Feigelbaum geweckt zu haben. Ja, ich habe mit Ihnen und jetzt mit dem Herrn Hauptmann, dem künftigen Majoratsherren, von meinem Geldbedürfnis sprechen müssen, weil ich in dieser jämmerlichen Zeit noch unerkannt auf Erden wandle, weil ich noch nicht ausgerufen bin als der große Reformator, weil ich Ihr Geld noch brauche. Ist aber das Blatt erst ins Leben getreten, so sollen Sie Ihre blauen Wunder erleben, Bumcke. Alle Welt soll sagen: Wer ist Stropp, den wir bisher nicht gekannt haben? Und anfangs wird man vielleicht nur antworten: Stropp, der große Judenfeind! Aber bald wird mein Licht selber leuchten, und im Landtage soll meine Stimme ertönen und sofort vernommen werden im Saale und auch draußen. Die Minister und Räte werden kommen und sich vor mir verbeugen, und

ich werde ihnen gnädig die Hand reichen und sie meiner Gunst versichern, bis eines Tages in den Zeitungen stehen wird: Stropp ist selbst Minister geworden! Und daran ist's noch lange nicht genug! O, nein! Ich will noch höher steigen, höher, höher!«

Und schnaufend sank Stropp in seinem Stuhle zusammen. Die Rede hatte auf Bumcke Eindruck gemacht. »Stropp,« sagte er, »wenn der Hauptmann sich beteiligt, so gebe ich ebensoviel wie er. Aber Sie müssen mir versprechen, daß mein Name als Gründer der Partei genannt wird und daß Sie mich dafür in Ihrem Blatte nicht nennen, wenn ich einmal in einer Gerichtsverhandlung wegen Wucher – Sie wissen schon! Aber Wuchergesetze dürfen Sie fordern! Ich weiß mir schon zu helfen!«

Stropp reichte Bumcke würdevoll die Hand. »Abgemacht!« sagte er. »Die Juden sind so gut wie geschlagen, wenn ich die Zeitung gründen kann.« Plötzlich zuckte es gräßlich in seinen Zügen. Seine Lippen zitterten, seine Wangen wurden kirschrot und seine Augen starrten hinaus.

»Herr Hauptmann,« rief er stotternd vor Aufregung. »Bleibt es dabei, daß ich mein Geld kriege, wenn Ihr Vetter tot ist?«

»Es bleibt dabei,« sagte Kurt und schlug auf den Tisch. »Es ist Zeit, den frechen Juden die Wege zu weisen. Auch mir läuft einer im Wege herum.«

»So?« rief Stropp mit ironischer Verwunderung. »Das glaub' ich! Nicht wahr, dieser Doktor Wolff ist ein Jude, ich weiß es jetzt. Und nun blicken Sie hinaus! Da schleicht der alte Egge aus der Redaktion zurück. Sieht er aus, als ob sein Enkel noch lebte? Ist er nicht in einer Stunde zum Greis geworden?«

Rasch hatte Kurt seinen Hut ergriffen und schon sahen Stropp und Bumcke, wie er über die Straße stürzte und den alten Mann unter dem Arm faßte.

Der Freiherr fuhr zusammen, als er die plötzliche Berührung fühlte. Trübe blickte er auf, und als er Kurt erkannte, wollte er auffahren und jede Hilfe zurückweisen.

Von dem ersten Momente hing alles ab, das sah Kurt ein. Und wehmütig flüsterte er, während er seinen Arm fester um den alten Mann legte:

»Ich bin ein Egge. Der Tod Brunos ist entsetzlich.«

Da brach dem Alten wieder die Kraft. Er ließ sich in einen Wagen heben und rührte sich nicht, bis ihm Kurt vor seiner Wohnung heraushelfen wollte. Da bäumte sich sein Stolz noch einmal auf. Er weigerte sich, die Zimmer zu betreten, die Isaak Feigelbaum bezahlte.

Kurt biß die Lippen zusammen. Aber gehorsam fügte er sich dem Willen des Alten. Sie fuhren zum Bahnhof und von dort geradeaus nach Eggerwitz. Der Freiherr machte einigemal Miene, sich die Begleitung Kurts zu verbitten, aber immer wieder sank er in sich zusammen.

Als sie auf Eggerwitz anlangten, mußte der Alte zu Bett gebracht werden. Ein heftiges Fieber schüttelte ihn und der herbeigerufene Arzt erklärte den Zustand für so bedenklich, daß er riet, die nächsten Angehörigen des Kranken, das waren Auenheims, kommen zu lassen. Kurt widersetzte sich entschieden. Der Anblick von Brunos Braut würde den alten Mann aufs neue erschüttern. Absolute Ruhe täte not und für die wollte Kurt schon sorgen.

Der Arzt und die Dienerschaft unterwarfen sich seinem festen Willen.

Ein anderer Geist schien in Kurt gefahren, seitdem er auf Eggerwitz lebte und das reiche Gut als sein zukünftiges Eigentum betrachtete. Er war unermüdlich: die Nächte wachte er sorgsam bei dem Kranken, tagsüber vertrat er dessen Stelle in der Wirtschaft. Überall hatte er sein Auge, und schon gewöhnten sich einzelne der Leute daran, Kurt als ihren baldigen Herrn zu betrachten.

Mehr als acht Tage kam der Freiherr vor Fieber und Schwäche nicht zum klaren Bewußtsein. Als er später allmählich begriff, was ihn daniedergeworfen und was jetzt um ihn her vorging, begnügte er sich damit, Kurt oft verwundert und prüfend ins Gesicht zu sehen. Aber er schwieg noch immer. Und Kurt ließ ihn gewähren. Auch er tat stumm die Pflicht, die er sich selbst auferlegt hatte, und je länger der Freiherr seinen Aufenthalt

in Eggerwitz, seinen Dienst und seine Pflege duldete, desto sicherer fühlte er sich.

Als der Freiherr endlich mit schwachem Körper und gedrücktem Geist wieder aufstehen konnte, fand er sein Gut in trefflicher Ordnung. Die Ernte war heimgebracht, die Kasse gut versorgt, die Arbeiter bezahlt, die überflüssigen Tagelöhner entlassen. Er konnte nicht umhin, Kurt seinen Dank auszusprechen. Es war das erste Wort, das er außer den augenblicklichen Wünschen eines Kranken an Kurt richtete.

Kurt nahm das Lob und den Dank bescheiden hin und ließ dem Alten Zeit, ihn in seiner plötzlichen Verwandlung noch einige Zeit zu beobachten. Seine Mühe blieb nicht unbelohnt. Nach Verlauf einiger Wochen war der Freiherr überzeugt, sein Großneffe sei im Herzen doch ein rechter Egge und habe seine schwere Jugendsünde vielleicht zu hart gebüßt.

Kurt empfand die veränderte Gesinnung des Freiherrn sofort an einzelnen vertraulichen Bemerkungen über Familienverhältnisse, wie sie der Alte zu keinem Fremden geäußert hätte.

Mochte auch die größere Offenheit nur einer der greisenhaften Züge sein, die jetzt nach überstandener Krankheit plötzlich hervortraten. Kurt war's nicht minder zufrieden. Wenn der alte Herbert jetzt untätig in

seinem Polsterstuhle saß, wenn er, der einst so eigensinnige Freiherr, jetzt zu jedem Vorschlage seiner Beamten nur mit dem Kopf nickte, wenn er sich träumerisch in die Vergangenheit versenkte: Kurt wäre ja ein Narr gewesen, wenn er versucht hätte, ihn diesem Zustande zu entreißen. Im Gegenteil! Recht geflissentlich mußte die Erinnerung an Bruno gehegt und gepflegt werden, die den Alten so willenlos machte.

Als der Freiherr eines Abends wieder anfang, das traurige Ende Brunos zu beklagen, da faßte Kurt sich ein Herz und sprach frei von der Leber weg. Wenigstens gestand er mit so ehrlichem Gesicht seine egoistischen Absichten ein, daß der Freiherr an seiner Aufrichtigkeit nicht gut zweifeln konnte.

Kurt sagte, daß er sofort daran gedacht habe, nach dem so schrecklichen Ende Brunos die Rechte und Pflichten des letzten Egge auf sich zu nehmen. Er habe zu seiner eigenen Freude entdeckt, wie groß die Arbeitslust in ihm noch sei und wie er seine wahre Aufgabe darin erkannt habe, ein Landwirt zu werden.

Der Alte schüttelte immer noch mißtrauisch den Kopf, aber er hörte doch gern zu, wenn Kurt jetzt bei jeder Gelegenheit auf den Gegenstand zurückkam und sich mit deutlichen Worten als den würdigsten Nachfolger Brunos empfahl. Als Kurt aber gar einmal die Andeutung fallen ließ, er habe seit dem denkwürdigen Gespräche, am Tage vor der Hochzeit, viel über die Worte des Freiherrn nachgedacht und sehe in einer

Vereinigung mit Clemence nicht nur das höchste irdische Ziel seines Lebens, sondern auch die Erlösung von den Qualen seiner Erinnerung, da hob der Alte jäh den Kopf und fragte mit traurigem Lachen und erstaunt:

»Und Deine Frau?«

Nun erst berichtete Kurt trotzig, daß der Scheidungsprozeß bereits angestrengt sei und daß er binnen kurzem von dieser Fessel befreit zu sein hoffe.

Der Alte nahm die Nachricht scheinbar sehr mürrisch auf. Er schalt den Neffen, daß er erst eine unadelige Handlung begehe, um sie dann durch eine andere ebenso unadelige gut zu machen. Er schalt sehr laut und sehr zornig, aber Kurt war mit der Aufnahme zufrieden.

Wirklich kam der Freiherr bald darauf auf den Plan Kurts zurück. Er sagte ihm, daß er über die Hand seiner Enkelin nicht zu verfügen habe, daß alles davon abhängt, ob der schöne Kurt seine Cousine Clemence binnen einem Jahre zur Liebe bewegen könne. Mehr konnte Kurt fürs erste nicht erfahren.

Da erschien eines Tages zu seinem Erstaunen Victor von Laskow auf dem Gute. Was er hier wollte, konnte nicht lange verborgen bleiben. Kurt war wieder in Gnaden als Verwandter aufgenommen und hatte das Recht, von so wichtigen Verhandlungen zu erfahren.

Victor wiederholte am Tage nach seiner Ankunft seine Werbung um Evchen, und mit Wehmut wurde sie vom Freiherrn angenommen. Nur sollte sich Victor ein

wenig gedulden. Evchen hatte vor kurzem, zu ihrem siebzehnten Geburtstage, erfahren, daß Bruno ihr zugedacht gewesen. Die Trauer um den Vetter mußte deshalb strenge eingehalten werden.

Victor blieb über eine Woche auf Eggerwitz und konnte die Tätigkeit und zuvorkommende Höflichkeit Kurts nicht genug rühmen. Es freute ihn um so mehr, mit Kurt hie und da die Gegend durchstreifen zu können, als der Freiherr auch ihm gegenüber sein düsteres Wesen nicht gänzlich verlor, sondern immer wieder in seine Schwermut zurückfiel, sooft auch Victors Fröhlichkeit ihn für Augenblicke mitzureißen schien. Einmal kam es dem harmlosen Gaste beinahe vor, als ob Kurt öfter als gerade notwendig von Bruno sprach oder doch Verhältnisse berührte, welche unwillkürlich an den Toten erinnern mußten. Und er machte den Hauptmann vorsichtig darauf aufmerksam, wie sehr der Alte sich verändert hätte, wie er durch jede neue Aufregung mehr von seiner Geistesfrische verlöre.

Kurt mußte sich während der Dauer dieses Besuches recht zusammennehmen, um seine Ungeduld nicht zu verraten. Der zuversichtliche Freier und der herzliche Empfang erschreckten ihn nicht wenig. Aus dem gutmütigen Kameraden konnte der gefährlichste Gegner werden. Es war noch ein wahres Glück, daß es mit der Ehe von Victor und Evchen nicht eilte. Kurt konnte sich nicht vorstellen, daß dieser Herr v. Laskow sich so ohne weiteres seine Schwägerschaft würde gefallen

lassen und dann – war Victor nicht der intime Freund dieses Doktor Wolff, der sich offenbar wirklich unterstand, Clemence schön zu finden?

Kurt fragte einmal recht unauffällig nach dem Doktor Wolff, der ja jetzt unter stammverwandten Semiten oder unter Negern lebe. Da wechselten Victor und der Alte sonderbare Blicke, die den aufmerksamen Beobachter plötzlich ängstlich machten. Wie hatte er bisher so blind sein können! Der Freiherr sprach ja von Clemence beinahe wie von einer Verlobten! Dieser Doktor Wolff war also viel ernster zu nehmen, als Kurt bisher geglaubt. Er mußte klarsehen!

Und kaum hatte Victor das Gut wieder verlassen, von wo die Trauer des Freiherrn ihn vertrieb, als Kurt langsam und vorsichtig, aber ohne abzulassen, seinem Ziele zustrebte und den Freiherrn gegen Doktor Wolff aufzubringen versuchte.

Die Zeitung, welche Stropp in der Stadt nun wirklich herausgab und welche in der Tat durch ihre rohen Angriffe auf die Juden unter dem Landadel von sich reden machte, kam ohnedies täglich nach Eggerwitz, ohne daß der Freiherr sie beachtet hatte. Kurt begann nun alle Artikel, welche gegen den jüdischen Stamm gerichtet waren, vorzulesen, seine Übereinstimmung auszudrücken und die Einwürfe des Alten, die gewöhnlich nicht allzu sicher klangen, zu widerlegen.

Der Freiherr geriet über die Juden und die gegen sie gerichtete Bewegung in eine Aufregung, für deren

Stärke Kurt keine Erklärung zu haben vorgab. Was gingen einen Herrn von der Egge die Juden an? Ob der »Arminius« den Juden ihr Leben in Deutschland verleidete oder nicht, ob er die Juden mit den täglichen Angriffen ärgerte oder nicht, was kümmert das im Grunde einen Kavalier, wie der alte Herbert von der Egge einer war? Im wesentlichen wären die Judenfeinde, vor allem ihr Leibblatt, treue Genossen des deutschen Adels und müßten von jedem Konservativen unterstützt werden, auch wenn derselbe gerade kein prinzipieller Gegner der Juden wäre. Am Ende sollte sich doch aber ein jeder über die Bewegung freuen. Die Schmach für die Juden sei, selbst wenn unverdient, so groß, daß die Gesellschaft von ihrer Zudringlichkeit befreit würde, da doch kein vornehmes Haus inmitten dieser Hetze einen solchen Geächteten bei sich verkehren lassen könnte.

Mit solchen Gesprächen brachte Kurt den Freiherrn Abend für Abend in den heftigsten Zorn, bis der Alte einmal losbrach und Kurt zu schweigen befahl. Kurt verlangte den Grund einer so unerwarteten Zurechtweisung zu erfahren, und der greise Freiherr, froh über den Gegenstand seiner Sorge endlich sprechen zu können, erzählte weichmütig von Heinrichs Werbung und seinem Versprechen.

Die Lage der Dinge habe sich inzwischen verändert. Das Haus von der Egge habe seinen Erben verloren und müsse nun mit doppelter Vorsicht auf seinen Bestand achten. Der Freiherr sei zwar verpflichtet, sein Wort

einzulösen. Wenn Clemence nicht von Ihrem Heinrich ließ, war nichts dagegen zu machen. Wenn Clemence aber inzwischen zu besserer Meinung käme und sich auf die Würde ihrer Abkunft besänne, so wäre ihm das lieb, sehr lieb. Er könnte dann sogar Kurt rehabilitieren, nur um einen passenden Mann für seine liebste Enkelin, für Clemence zu haben.

Nun wußte Kurt genug. Gleich brach er das Gespräch ab, entschuldigte sich mit einem unaufschiebbaren Briefe an den Rechtsanwalt, der die Scheidung betrieb und eilte ins Freie, um seine Lage zu überdenken.

Da standen seinem Glücke wieder die beiden Feinde entgegen, mächtiger als er es geahnt. Der Freiherr sah in ihm gar nicht den natürlichen Erben von Eggerwitz, er dachte vor allem an seine Enkelinnen. Und von diesen unschuldigen Mädchen, die er beide stets übersehen hatte, liebte die eine den Husarenleutnant, die andere den jüdischen Arzt. Und beide waren den geliebten Männern schon zugesagt. Das stand schlimm.

Freilich, Clemence zu erobern, während der Arzt in Afrika weilte, war nicht ganz unmöglich. Ein richtiger Instinkt hatte ihn am ersten Tage seines neuen Lebens gelockt, die antijüdische Zeitung Stropps gründen zu helfen. Jetzt mußte ihn die allgemeine Rücksichtslosigkeit, mit welcher die alten Vorurteile geäußert wurden, bei seinem Kampfe unterstützen. Eine Clemence

von Auenheim vermählte sich doch mit keinem Juden, während man ihn mit Steinen bewarf!

Wenn nur dieser Victor von Laskow nicht gewesen wäre! Das war aber auch so ein vertrauensvoller deutscher Bär, der nichts Arges ahnte, solange man bloß gegen ihn selbst intrigierte, der aber furchtbar werden konnte, wenn man seinen Freund beleidigte. Kurt fühlte, daß er im Auenheimschen Hause nicht mit Erfolg vorgehen konnte, solange Victor daselbst verkehrte.

Er würde mit beiden Gegnern zugleich den Kampf aufzunehmen haben, wenn er nicht Sieger war, bevor der Doktor Wolff zurückkehrte.

So hatte Kurt keine Zeit zu verlieren. Als er beim nächsten Frühstück dem Alten wieder gegenüber saß, teilte er ihm seinen Entschluß mit, sofort nach Berlin zurückzukehren. Der Scheidungsprozeß fordere seine Anwesenheit; auch wolle er keinen Tag versäumen, der ihm die schöne Clemence näher bringen könnte. Übrigens sei der Freiherr ja ganz munter und brauche seine Hilfe nicht.

Der Freiherr sagte nichts, aber Kurt konnte wohl bemerken, daß sein Eifer ihm nicht unlieb war. Wenn Clemence ihn selbst aus der Verlegenheit zog, indem sie Kurts Bewerbung annahm, dann blieb ja das Haus der Egge vor vielen Aufregungen und Kämpfen bewahrt.

Kurt kehrte in seine elegante Wohnung zurück. Er fand da eine Anzahl zärtlicher Billets von Tina vor, die

ihm Vorwürfe wegen seiner langen Abwesenheit machte, ferner einen Brief aus Italien, die Antwort Emmas.

Kurt hatte ihr brutal und kurz den Vorschlag gemacht, die Verbindung aufzulösen. Er müßte aus Familienrücksichten eine andere Ehe schließen.

Emmas Brief enthielt nichts als die Worte:

»Ich bitte Dich flehentlich, warte nur noch ein wenig. Ich bin sehr krank. Unsere Ehe wird bald in aller Stille aufgelöst sein. Emma.«

Kurt warf das Blatt fluchend in den Papierkorb.

»Die verdammte Närrin,« rief er. »Will die Klette nicht freiwillig von mir los, so werd' ich sie abzuschütteln wissen.«

Er hatte mit Emma Eile nötig. Sie tat zwar sonst alles, was er verlangte. Aber wenn sie sich jetzt weigerte in die Scheidung zu willigen, aus Liebe zu ihm sich weigerte, so war sein ganzer Plan durchkreuzt. Zornig dachte er über ein Mittel nach, das Emma zur Scheidung zwang; der zartfühlenden Clemence wegen sollte Emma den ersten Schritt tun.

Inzwischen jedoch mußte er bei Auenheims seinen Feldzug beginnen.

Hier hatte Victor schon die Meldung überbracht, daß Großpapa sich mit Kurt ausgesöhnt habe, und Kurt wurde infolgedessen mit besonderer Freundlichkeit empfangen. Er gab sich von seiner lebenswürdigsten Seite, so daß binnen wenigen Stunden zwischen

ihm, Victor, Evchen und dem schönen Eberhard ein herzliches Einvernehmen herrschte.

Clemence dagegen war zurückhaltender als früher. Ihre erste Frage galt Emma, und als Kurt mit verlegenem Lachen ausweichend geantwortet hatte, ließ sie ihn ihre Unzufriedenheit fühlen.

So sah er gleich bei seinem ersten Besuche, wie schlimm es um seine Sache stand, wenn er nicht außerordentliche Hilfsmittel fand. Victor benahm sich nicht eben wie ein Bräutigam, aber jeder Fremde hätte auf den ersten Blick sehen müssen, daß die jungen Leute einander lieb hatten und vielleicht nur deshalb noch nicht Brautleute waren, weil sie ihrer glücklichen Zukunft sicher zu sein glaubten. Victor und Evchen waren wohl nicht mehr zu trennen.

Kurt nahm aber auf einer anderen Seite einen Erfolg wahr. Das erste Wort, mit welchem er die antijüdische Bewegung in der Hauptstadt erwähnte, rief das regste Interesse des schönen Eberhard hervor. Er hatte von der ganzen Sache bis heute kein Sterbenswort gewußt. Er war dem Vetter äußerst verbunden für den Hinweis und wollte gleich morgen auf den »Arminius« abonnieren. Ihm wäre der jüdische Stamm immer entsetzlich gewesen, die schönen Jüdinnen natürlich ausgenommen. Und der schöne Eberhard warf Kurt einen schlaun Blick des Einverständnisses zu.

Victors und Kurts Augen waren während dieser Reden auf Clemence gerichtet, welche erblaßte und eben

im Begriff war, ihrem Vater zu antworten, als Victor für sie das Wort nahm und sich der Juden kräftig annahm. Kurt und Herr von Auenheim schauten einander an und schwiegen, wie man aus Höflichkeit schweigt. An diesem Abend war von den Juden nicht mehr die Rede.

Kurt durfte als Vetter täglich wiederkommen, während Victor auf die beiden Tage, die er seit Jahren als sein gutes Recht betrachten konnte, angewiesen blieb. So gewann Kurt einen bedeutenden Vorsprung und sooft Victor wiederkam, fand er den schönen Eberhard mit Kurt vertrauter, diesen anmaßender und Clemence trauriger.

Die Judenfrage war der einzige Gegenstand, von welchem die Herren sprachen, wenn Victor nicht zugegen war. Beide überboten sich in Schmähungen der Juden. Clemence versuchte einige Male, ihre Scheu zu überwinden und die Juden zu verteidigen. Aber das wurde ihr schwerer, als sie gedacht. Was ihr Vater sagte, das war nicht ernst zu nehmen. Das war eine schwache Wiederholung der Artikel des »Arminius«. Kurt aber stellte sich stets auf den Standpunkt der Religion und verwarf die versteckten Juden sowie diejenigen, welche ohne Überzeugung aus irgendwelchen frivolen Gründen zum Christentum übergetreten waren.

Das Herz krampfte sich dem Mädchen zusammen, wenn Kurt so sprach. Doch sie wußte nicht, wie sie antworten sollte. Sie konnte doch dem bösen Menschen nicht Heinrichs Tagebuch zeigen!

Als Kurt eines Abends nach einem solchen heimlichen Angriff auf Heinrich nach Hause zurückkehrte, fand er die zweite Antwort Emmas auf seine zweite Aufforderung vor, durch den Telegraphen, wie er es gewünscht hatte.

Er las: »Ich lasse nicht von Dir.«

Kurt stampfte mit dem Fuße auf und ging wütend auf und ab. Emma *mußte* sich fügen und sollte er deshalb selbst nach Italien reisen und ihre Scheidungsklage mit der Faust erzwingen. Aber gab es gar kein anderes, kein bequemeres Mittel?

Kurt fand keines und wollte sich schon mißmutig zu Bette begeben, als er auf dem Nachttisch ein Billet von Tinas Hand liegen sah. Mit geckenhaftem Lächeln öffnete er und las die alten Klagen, daß er sie vernachlässige, daß sie schon seit Wochen nicht an seinem Halse gehangen habe, daß sie ohne ihn das Leben mit ihrem Goldesel nicht aushalte.

Plötzlich fuhr Kurt empor. Solche Karten und Briefe von Tina müßten sich im Schreibtisch und im Papierkorb mehr als hundert finden. Rasch durchsuchte er selbst alles und binnen einer halben Stunde hatte er mehr als er brauchte; ein halbes Dutzend Liebesbriefe

Tinas, welche über die Art ihres Verhältnisses keinen Zweifel ließen.

Mit diesen Papieren in der Hand konnte er Emma zur Einwilligung zwingen. Er kannte ja ihre Scheu vor jedem öffentlichen Aufsehen. Erfuhr Tinas Gatte von diesen Briefen, so trennte er sich mit großem Eklat von seiner Frau, und auch Emma mußte dann schon ihres Bruders wegen in die Scheidung willigen.

Und Tina?

Ach, wie oft hatte sie ihn nicht gebeten, sie von ihrem Julius zu befreien, der immer langweilig war und seit kurzem sogar anfing, geizig zu werden. Sie konnte nichts dabei verlieren.

Und Kurt blieb nicht müßig. Sofort packte er ein paar Proben des Briefwechsels in einen großen Umschlag und sandte sie an seinen Schwiegerpapa, Herrn Isaak Feigelbaum.

Der Erfolg ließ nicht lange auf sich warten. Am nächsten Tage saß Kurt eben noch bei seiner Zeitung und las vergnügt im »Arminius«, wie rasch die »Antisemitenbewegung« überall Boden gewinne, als ein Wagen vor dem Hause hielt. Wenige Sekunden später wurde bei ihm heftig an der Tür geklingelt und gleich darauf riß Tina im Morgenkleid, ohne Handschuh, die Tür auf. Weinend, das bleiche Gesicht noch verzerrt von dem ausgestandenen Schreck, fiel sie dem Geliebten um den Hals. Ihr Mann habe alles erfahren, habe sie

aus dem Hause gejagt. Jetzt sei sie da, um ihren Kurt niemals zu verlassen.

Kurt war anfangs geneigt, seine Beteiligung an dem Verrat einzugestehen, als Tina sich aber häuslich niederließ und, rasch beruhigt, ihre Aussichten für die Zukunft besprach, als sie ehrlich gestand, daß sie Kurt nach Emmas Tode heiraten wollte, da hielt er es doch für besser zu schweigen. Er wollte das schöne Weib, das so willenlos an ihm hing, nicht stutzig machen.

Schweigend erwiderte er eine Weile ihre Umarmungen und half ihr dann, die wenigen mitgebrachten Sachen zu ordnen, einen großen Koffer mit Kleidern, eine kleine Schatulle mit Schmucksachen und ein verschlossenes Kästchen, das Tina sofort an sich nahm.

»Was hast Du darin?« fragte Kurt.

»Deine Briefchen und allerhand Andenken aus der Kinderzeit.«

»Laß sehen,« rief er.

Sie öffnete und beide griffen in die Papiermappe hinein. Lachend erklärte sie die Bedeutung von diesem oder jenem Stück, einem Kotillonorden, einer Neujahrskarte. Plötzlich versuchte sie errötend, ein Blatt Papier zu verbergen. »Oho!« rief Kurt und riß es ihr neugierig aus der Hand.

Auf dem Papier war eine verblichene Rose aufgeklebt.

»*Rosa Clementiae*. Berlin, den 16. Juni 1871« stand darunter.

Kurt blickte fragend auf.

»Ich hab's von Dr. Wolff!« sagte Tina kleinlaut.

Kurt warf zornig das Blatt auf den Boden.

»Muß mir dieser Mensch überall begegnen!« zischte er durch die Zähne.

»Nicht so grimmig,« sagte Tina schmollend. »Ich glaube, die Rose stammt aus Deiner Familie. Er hat sie von Clemence bekommen.«

Blitzschnell bückte sich Kurt und hob das Blatt wieder auf.

»Weißt Du das gewiß?« rief er erregt. »Doch was frag' ich noch viel! Da steht's ja schwarz auf weiß! *Rosa Clementiae*, die Rose der Clemence. Und das Datum! Der Einholungstag! Der Tag, an dem wir uns kennenlernten! Tina, dafür muß ich Dir einen Kuß geben!«

Bevor er jedoch den Kuß gab, dessen Anlaß sie nicht recht verstand, steckte er die Rose mit ihrem Blatte Papier sorgfältig in seine Brusttasche.

Das war ein Glückstag heute. Diese Rose mußte Clemence vom Dr. Wolff losreißen helfen, mochte Tina jetzt auch noch so ängstlich versichern, sie habe die Rose dem Heinrich gestohlen, er wisse von nichts, sie sei damals in ihn verliebt gewesen. Kurt lachte nur und versprach, der Jugendgeliebte sollte dadurch für sie frei werden.

Und der heutige Tag sollte noch fröhlicher werden. Gegen Mittag ließ der alte Isaak sich melden. Kurt

schickte Tina aus der Stube, legte einen Revolver vor sich auf den Tisch und ließ den alten Juden eintreten.

Die Vorsicht war nicht ganz überflüssig. Denn wut-schnaubend, halb wahnsinnig vor Schmerz und Rache-sucht stürmte Isaak herein. Der Diener blieb zaudernd stehen. Kurt winkte ihm ab und blieb mit dem Alten allein. Kurt hielt ihm ruhig den Revolverlauf entgegen.

Mit einem unartikulierten Schrei streckte Isaak die Knochenhand nach seinem Schwiegersohn aus.

Mit einer Flut von Schmähreden, von entsetzlichen Verwünschungen gegen Kurt und dessen ganzes Geschlecht schwor sich der Alte, nicht zu ruhen und nicht zu rasten, bevor nicht Gleich mit Gleich bezahlt sei. Der noble Herr von der Egge habe es durchgesetzt: sein armes Kind, die Emma, werde sich jetzt von ihm scheiden lassen, nachdem er den Vater um sein Geld, den Sohn, den Narren Julius, um sein Weib gebracht habe. Aber Gottes Strafe werde nicht ausbleiben.

»Also Emma willigt in die Scheidung?« fragte Kurt.

»Sie muß! Kein jüdisch Kind bleibt bei so einem Mann, wie Sie sind!«

»Gut! Weiter wollte ich nichts wissen. Jetzt gehen Sie oder ich lassen Ihnen die Tür weisen.«

Und Kurt hob wieder drohend die Hand.

Dem alten Juden stand der Schaum vor den Lippen. Er stöhnte und keuchte vor Wut und zog sich doch vor der Waffe zurück. In einiger Entfernung hob er jedoch den hagern Arm und schrie gellend:

»Sie sollen's büßen! Hab ich *Sie* nicht, so hab' ich doch einstweilen . . . Nu, Herr von Laskow soll für Sie alle bezahlen. Wenn ich hab' je gedreht einen Strick aus einem Schuldschein, so will ich . . . Herr von Laskow kommt heut zu mir, um zu prolongieren. Will ich ihm prolongieren, daß er soll zu sehen kriegen die Ewigkeit!«

Und der Alte wollte forteilen.

Kurt war aufgesprungen und hatte den Revolver fortgelegt.

Lieferte denn ein günstiges Geschick beide Gegner an einem Tag in seine Hände?

»Halt!« rief er mit gut gespielmtem Schrecken. »Was wollen Sie mit Victor anfangen? Wissen Sie nicht, daß er der Bräutigam von Fräulein von Auenheim ist?«

»Eben darum,« schrie Isaak heiser. »Einer von Euch soll schmecken die bittern Tränen.«

»Mensch!« rief Kurt. »Bringen Sie aus Haß gegen mich nicht einen unschuldigen Menschen ums Leben.«

»Ums Leben, wieso? Kann ich einen Schuldner ums Leben bringen?«

»Leugnen Sie nicht! Sie wissen: Victor ist Offizier und war einer der ehrenhaftesten. Er ist Ihnen viel schuldig.«

»Nu, bald hunderttausend Mark.«

»Mensch, wenn Sie bei der Prolongation die Summe vergrößern, verdoppeln, dann kann er nicht zahlen. Und wenn Sie sich schriftlich sein Ehrenwort geben lassen, daß er Ihnen von heute in drei Monaten um zwölf Uhr Mittag das Geld wiederbringt, so muß er sich pünktlich erschießen.«

Kurt hatte seine Rolle vergessen; lauernd, flüsternd sprach er die letzten Worte.

Mit zitternden Fingern fuhr sich Isaak über die Stirn.

»*Muß* er sich erschießen?« fragte er heiser. »Wer zwingt ihn? Ich kann mein Geld einklagen, weiter nichts!«

Kurt versuchte wieder den Ton des Biedermanns zu treffen.

»Achten Sie ein Ehrenwort nicht zu gering. Ein Pfund Fleisch dürfen Sie sich nicht verschreiben lassen, alter Shylock. Wenn Laskow Ihnen aber auf einem Schein verspricht, zur bestimmten Frist entweder mit Geld oder mit seinem Leben zu bezahlen, so brauchen Sie nicht erst zu klagen. Kann er nicht zahlen, so wird, so muß er sich erschießen!«

Bleich, mit zuckenden Lippen stand Isaak da.

»So *muß* er sich erschießen?« wiederholte er tonlos. »Und Emma, mein Goldkind ist so krank! *Soll* er sich erschießen! ... Wird er mir anbieten sein Ehrenwort, werd' ich sagen, was mach' ich mir aus dem Ehrenwort; wird er sagen, wenn ich nicht zahl', will ich mich

erschießen, werd' ich sagen, geben Sie mir's schriftlich, daß Sie sich werden erschießen, wenn Sie nicht werden zahlen. Er wird mir's geben schriftlich, und ich werd' haben meine Finger im Nacken von einem von die Egges!«

Und wild, mit blutunterlaufenen Augen blickte Isaak seinen Schwiegersohn an.

»Sie meinen, ich mein', Sie sind wirklich erschrocken? Sie sind ein Teufel und haben mir eingegeben den Gedanken, mich an dem *Leutnant* zu rächen, damit Sie mir entkommen. Einerlei, ich halt' fest, wen ich kann von Euch Egges. Aber losgekauft haben Sie sich nicht mit dem Leben des Laskow! Gott, der Allgerechte, soll Sie lassen werden zum Krüppel an jedem Glied zehnmal . . . «

Noch einmal hob Kurt den Revolver, und der alte Jude verließ unter unverständlichen Rufen, nachdem er noch auf die Schwelle gespieen, die Stube.

Tina hatte im Nebenzimmer nur einzelnes gehört und war tief bewegt. Sie weinte und wollte die ganze Szene erklärt haben. Kurt beruhigte sie, und sie vergaß bald die Sorgen der Gegenwart, als er ihr eine kleine Spazierfahrt vorschlug.

Abends kam Kurt, vor Erwartung aufs Äußerste erregt, zu Auenheims. Es war ein Montag; also war Victor mit Sicherheit zu erwarten und ließ wohl aus seiner Stimmung erraten, ob er dem Wucherer ins Netz gegangen.

Kurt begann sofort mit dem schönen Eberhard ihr gemeinsames Lieblingsthema zu besprechen. Clemence wollte sich schon, wie sie jetzt öfters tat, mit Evchen zurückziehen, als Kurt sich beeilte, den Namen des Doktor Wolff in die Unterhaltung zu werfen. Der dürfte hier im Hause auch nicht länger verkehren. Jeder Jude sei ein geborener Betrüger.

Nun durfte Clemence nicht länger schweigen. In ruhiger Würde stand sie zürnend vor Kurt und sagte:

»Wie dürfen Sie als Gast des Hauses einen Freund desselben so beleidigen?«

»Ich habe Beweise gegen ihn, die ich aus Rücksicht für Sie bisher nicht benützt habe,« rief Kurt.

»Beweise? Sie kennen ihn ja kaum!«

»O, ich nicht! Desto besser kennt ihn Tina Feigelbaum, seine Jugendgeliebte, und die weiß von den jüdischen Männern mehr als ich.«

Clemence errötete glühend; sie wollte den Streit fallen lassen. Ruhig sagte sie:

»Ich glaube eben Herrn Doktor Wolff mehr als dieser Frau.«

Da erhob sich Kurt tief empört. Dieses Mißtrauen schein ihm zu gelten und da müsse er freilich mit seinem Aktenstück herausrücken, das er schon sei Monaten bei sich trage.

Er öffnete langsam die Briefftasche und nahm die Rose hervor. Zitternd erkannte Clemence auf den ersten

Blick ihr Geschenk. Sie wagte nicht zu atmen. Kurt aber sagte:

»Die schöne Tina hat die Marotte, sich von jedem ihrer Anbeter dasjenige Andenken schenken zu lassen, welches ihn an eine Jugendeselei erinnert. Sie hat davon eine hübsche lustige Sammlung, deren Erklärung ein nützliches Buch füllen würde. Als ich, der ich nicht Anbeter, sondern ungefährlicher ironischer Freund bin, die Sammlung einmal durchblättern wollte, entdeckte ich plötzlich die Handschrift des Herrn Doktor Wolff, des Freundes Ihres Hauses. Ich ließ mir die Blume reichen. Darunter steht für jeden verständlich: Die Rose der Clemence. Das Datum stimmt. Dieser jüdische Doktor hat sich erfrecht, Sie zu kompromittieren!«

Clemence wollte lächelnd die Hand nach der Rose ausstrecken. Das Lächeln gelang ihr nicht. Sie nahm das Blatt und schwankte, von Evchen begleitet, aus dem Zimmer.

»Ach, die Sache ist ja nicht so wichtig,« rief der Vater ihr nach. »Wir werden eben keinen Juden mehr empfangen.«

Da vernahm man einen dumpfen Fall. Evchen schrie um Hilfe. Clemence war ohnmächtig geworden.

Als Kurt mit dem Bedauern, die unschuldige Ursache des Unwohlseins zu sein, Herrn von Auenheim verließ, kam eben Victors Bursche und meldete, Herr Leutnant von Laskow lasse sich für heute entschuldigen.

Kurt verließ mit dem Burschen das Haus.

»Was fehlt denn dem Herrn Leutnant?« fragte er auf der Treppe.

»Ach Gott, ach Gott!« klagte der Bursche. »Der Herr Leutnant sind sehr verstört nach Hause gekommen und haben sofort eine Flasche Wein hinuntergestürzt. So habe ich sie noch nie gesehen, noch nie. – Ein Duell kann's nicht sein, darüber würden sie sich nicht so sehr aufregen. Aber eine Pistole haben sie frisch geladen, auf den Nachttisch gelegt und mir gesagt, da solle sie unberührt liegen bleiben, so lange Abraham – oder ein anderer Erzvater – sie liegen läßt.«

Kurt ließ den Herrn Leutnant bestens grüßen und blies vergnügt den Rauch seiner Zigarre vor sich hin.

## 15. KAPITEL

Nur selten machte ein Brief Victors die Reise nach dem fernen Weltteil, wo Heinrich seine schwere Aufgabe mit heiterem Mute zu lösen versuchte. Wäre der Arzt nicht über jede Nachricht erfreut gewesen, so hätte ihn die Melancholie erschrecken müssen, die zwischen den Zeilen von Victors Berichten herauszulesen war. Der sonst so lebhafteste Freund schrieb kurz und geschäftlich, von dem alten Übermut war schon gar nichts zu spüren.

Ein oder das andere Mal glaubte Heinrich dennoch, daß die Briefe ihm eine sorgende Miene in den Augen des Freundes zeigten, aber er war mit seinen Gedanken zu eng an seine Braut gefesselt, um eine andere

Gefahr zu beachten als die, welche seiner Liebe drohen konnte. Und da das Schweigen, welches der alte Freiherr dem Brautpaare auferlegt hatte, ihm jedes Schreiben an Clemence verbot, mochte er auch dem vertrauten Victor nichts von seinem Fühlen mitteilen. Er beschränkte sich darauf, über sein Leben unter den Halbwilden und über seine Forschungen zu berichten.

Einmal konnte er ein kleines Abenteuer erwähnen.

Ein Schwarzer aus der Dienerschaft war ebenfalls an der schrecklichen Seuche erkrankt, deren Studium den Arzt nach Afrika geführt hatte. Die Verwandten machten nun den verzweifelten Versuch, die Heilung durch die eingeborenen Zauberer und Priester zu bewirken. Der Kranke aber schien unrettbar verloren, als Heinrich sich seiner annahm und den Aufgegebenen fast gegen den Willen seiner Verwandten und der Zauberer, welche singend um sein Lager standen, dem Leben wiedergab. Seit jenem Tage war der Schwarze sein treuer, nicht abzuweisender Begleiter und zuverlässiger Diener.

Es folgten einige Äußerungen der Zufriedenheit darüber, in weiter Ferne einen so ergebenen Mann gefunden zu haben. Dann aber kamen einige Zeilen über eine innere Veränderung in Heinrichs Denken.

»Seitdem es mir glücklich gelungen ist, das Zutrauen der Schwarzen zu erringen, steigern sich die Beweise ihrer Anhänglichkeit in fast bedenklicher Weise. Sie haben aus mir einen Wundermann gemacht. Sie besitzen

in ihrer Religion einen unsterblichen Hohenpriester, eine Art Gott, einen Mann mit langen weißen Haaren, der nie stirbt, sondern sich nach seinem scheinbaren Tode immer wieder verjüngt hat, wenn eines schönen Tages ein neuer Hohepriester an seiner Stelle thront. Wenigstens glauben sie steif und fest an eine Verjüngung. Ich habe die Vermutung, daß die lieben Seelen ihren Halbgott, wenn er hinfällig geworden, eigenhändig totschiagen und die verjüngte Fortsetzung seines Daseins selbst in das eigentümliche Amt einführen.

So ein Fabelmensch und unsterblich zu heißen, ist selbst unter diesen erschwerenden Umständen für einen deutschen Arzt noch immer Ehre genug, und diese Ehre scheint man mir, nachdem mir einige Heilungen glücklich gelungen sind, allen Ernstes zuwenden zu wollen. Sie sollen am letzten Mondfeste beschloßen haben, den uralten Inhaber des unsterblichen Amtes demnächst zu verjüngen und meine Wenigkeit zum Hohenpriester zu machen. Was sagst Du dazu? »Seine Unsterblichkeit Dr. Heinrich Wolff« wäre gar kein übler Titel!

Auf mich hat diese Mitteilung Omars, der sich schon als Günstling meiner Unsterblichkeit fühlt, eine seltsame Wirkung geübt. Ich konnte die Nacht nicht schlafen. Du wirst es mir glauben, daß nicht die Eitelkeit mich fiebern ließ. Ich mußte daran denken, daß wir allesamt, wie unser guter Schneider Fränkel beklagt, nur gemeine Erdenkinder sind und daß wir darum nicht

in die Sonne blicken können, daß darum ein armer Arzt seine Prüfungszeit unter barbarischen Schwarzen zubringen muß, die ihn erst unsterblich machen und dann totschiagen wollen, anstatt daß er zu Hause Dir gegenüber sitzen könnte und über die für uns unsichtbaren trennenden Linien hinweg Dir ins Auge blicken könnte.

Und wieder mußte ich mich besinnen und mich fragen: Hier liegst du schlaflos auf fremder Erde, ein Schiffbrüchiger am unwirtlichen Strand. Wohin gehörs du? Bist du wirklich der Kosmopolit, zu dem deine Überlegung dich gerne machen möchte? Fühlst du unter den Afrikanern das gemeinsame Menschliche, das dich zu ihrem Bruder macht?

Nein, ich habe kein so weites Herz! Je weiter ich von der Heimat entfernt bin, desto heiliger wird mir jeder Laut ihrer Sprache, desto vertrauter jeder Gruß, den freundliche Wandervögel mir herüberbringen. Ich werde in der Ferne täglich deutscher. Nur in einem bin ich toleranter geworden. Ich habe mich unter den Wilden mit dem Malheur ausgesöhnt, als Jude zur Welt gekommen zu sein. Seitdem ich in unglaublichen Städten und unter unglaublichen Verhältnissen, unter Mohren und Türken, Juden angetroffen habe, die deutsch sprachen – freilich ein tolles Deutsch –, seitdem ich sie im Verkehr mit ihrer Umgebung beobachtet habe,

ist mein alter Groll gegen allerlei Gewohnheiten verschwunden. Es ist doch was Großes um so eine Tradition von ein paar tausend Jahren! Ja, Liebster, wenn Verachtung der Juden dazu notwendig wäre, dann kehrte ich nicht als Christ zu Euch zurück!

Du siehst, sooft ich jetzt an mein Judentum denke, werde ich sentimental und darüber rasch wieder zum Deutschen. Ja, es ist schön, ein Deutscher zu sein, schon um unserer Lieder willen, die ich hier zum Entsetzen der vorüberziehenden Störche und zum Entzücken der Eingeborenen in mond hellen Nächten mit meiner furchtbaren Stimme in die Brandung hinaus-schicke, als wären es eitel Hexensprüche, die mich über Land und Meer tragen könnten – zu Dir – zu Euch!«

Victor mußte beim Lesen lächeln. Er bemerkte, wie Heinrich während des Schreibens an Victors Stelle am Ende das Bild seiner Braut gestellt und in Gedanken an sie geschrieben hatte. Und er beeilte sich, am Abend zu Auenheims zu gehen, weil er wußte, daß sein Erscheinen die verlassene Clemence ein wenig tröstete.

Clemence saß bleich da, als Victor eintrat und sogleich den Empfang eines Briefes meldete. Ihre Traurigkeit wich nicht, aber durch die Traurigkeit hindurch leuchteten ihre Augen auf. Kurt, der wieder da war, lächelte nur höhnisch, und Herr von Auenheim fragte mit seinem geckenhaften Schmunzeln, ob denn Herr Doktor Wolff gar nicht über die Rasse der weiblichen Eingeborenen schreibe.

Victors ganze Jugendlust war nötig, um hier nicht den Kopf hängen zu lassen. Glaubte er doch sogar, seit einiger Zeit hie und da einen bösen Blick Kurts aufzufangen, einen Blick, der Victors junges Herz frösteln mochte. Der böse Blick schien zu fragen: »Wie lange gedenkst Du noch zu leben, Du lustiger Mann mit dem Ehrenwort?«

Aber wenn es auch noch so oft wie ein Gespenst zwischen den Sprechenden aufstieg, immer war ja Evchen da. Sie wurde nicht müde, nach Heinrich zu fragen, Victor nicht müde zu antworten. Dann neckten sie einander, Evchen setzte den anwesenden Freund gegen den abwesenden mit so grotesker Übertreibung herab, daß Victor vor Lachen bald die hellen Tränen in den Augen standen und auch Clemence mit dankbarer Freude ein Lächeln nicht verbarg, das wie ein Sonnenblick zwischen Wolkenschatten über ihre klaren Züge hinflieg.

Als Victor heute durch die dunklen Straßen wieder nach Hause zurückkehrte, war er so vergnügt wie schon lange nicht mehr. Er piffte die Reveille vor sich hin, brach aber plötzlich ab. Durch die Nacht schien ihn der böse Blick Kurts anzustarren und an sein Ehrenwort zu mahnen.

Er konnte in seiner Stube lange nicht ans Einschlafen denken. Es überfiel ihn eine Spannung wie in der Schlacht, bevor die erste Kugel sauste. Er ahnte die Lebensgefahr, ohne sie sich eingestehen zu wollen. Und

doch öffnete er das Fenster, lehnte sich hinaus und blickte sich nach allen Seiten um, ob denn von keiner Seite Hilfe kam. Es war ja nicht um ihn selbst! Bah! Aber Evchen würde gewiß weinen, wenn sie's erführe, und wenn das verhindert werden konnte, war's gewiß gut.

Wer sollte es aber verhindern?

Wenn Heinrich zur Zeit zurückkehrte! Aber Heinrich war in einem anderen Weltteile. Und wenn er auch zurückkehrte, und wenn er auch imstande war zu helfen – Victor hatte den Streich allein geführt, er mußte es allein tragen, wenn er auf ihn zurückfiel. Niemand, niemand brauchte ihn zu vermissen! Er war muttersee-lenallein.

Und Victor legte sich getröstet zu Bett und schlief jetzt bald ein. Noch einmal schlich das Bild Evchens aus dem Dunkel der Träume hervor:

Victor lag tot auf dem Rasen, mausetot. Da kam Evchen heran, gab ihm einen Nasenstüber. Victor klapperte die große Wunde auf seiner Brust zu, stand gesund auf, gab dem Evchen einen Kuß und sagte: »Ich danke schön, mein gnädiges Fräulein!«

Als Victor vier Wochen später nach Afrika schreiben wollte und wie immer die Pflicht hinausshob, da kam wieder ein Brief von Heinrich. Der Freund hatte Afrika bereits verlassen, war auf dem Heimwege. Wieder ergriff den jungen Offizier der heiße Wunsch zu leben,

gerettet zu werden. Heinrich war wohlhabend, vielleicht reich, war jedenfalls in Geschäften nicht so ungewandt wie Victor. Wenn Victor sich ihm anvertraute, ihm alles sagte? Mußte, würde der Freund dem Freunde nicht sein Vermögen opfern? Würde er nicht herbeischaffen, was fehlte? Alle die Schritte tun, die Victor unmöglich schienen? Und wieder wies Victor den Gedanken von sich. Die Schlacht begann. Ein Feigling, der sich hinter dem Nachbarn versteckt! Und am Ende ist auch alles einerlei.

Freilich das Evchen!

In seinem heutigen Briefe kam Heinrich auf den Gegenstand des letzten zurück.

Seine eigenen Mitteilungen im letzten Schreiben hätten ihn so aufgeregt, so mit jedem Gedanken in die Heimat zurückgezaubert, daß er plötzlich den Entschluß faßte umzukehren. Seine Aufgabe sei nach Kräften gelöst und das schlimme Probejahr werde ja auch bald vorüber sein. Wenn er auf der Heimreise da und dort ein paar Tage verweile, so komme er nicht zu früh in Berlin an und sei doch schon der Braut um einige Tagesreisen näher. Ihm sei so beklommen zumute, als schwebe sein Liebstes in Gefahr. Victor solle nicht böse sein, daß er nicht ihn meine. Fausts Zaubermantel flöge ihm nicht schnell genug und der englische Dampfer, auf welchem er diese Zeilen schreibe, noch viel weniger.

Mit der afrikanischen Taufe, die er im Sinne gehabt, sei es nun nichts. Zwar befinde sich hier auf dem Dampfer ein Missionar, dieser habe aber auf die erste Andeutung Heinrichs einen so lästigen Übereifer für seine Sekte an den Tag gelegt, habe alle anderen christlichen Religionen so unverständlich herabgesetzt, daß Heinrich von diesem Prediger am wenigsten das Bundeszeichen des Christentums hätte annehmen wollen. Es sei auch besser so. Vielleicht habe hinter dem romantischen Wunsche einer afrikanischen Taufe doch noch die Scheu vor dem öffentlichen Bekenntnisse gesteckt, das ihm einst wirklich als eine peinliche Formalität erschienen sei. Aber unter den Tropen habe er Ehrlichkeit gelernt. In der Heimat seiner Clemence, vor befreundeten Zeugen müßte der Übertritt stattfinden. Das sei er der reinen Seele seiner Braut, das sei er seiner eigenen Ehre schuldig.

Auch eine heitere Mitteilung enthielt der Brief. Heinrich komme in Begleitung seines treuen Schwarzen nach Europa. Der prächtige Bursche habe geweint wie ein Kind, da sich Heinrich von ihm trennen wollte. Er habe sich vor ihm im Staube gewälzt und darum gebeten, mitgenommen und der Diener des großen weißen Zauberers zu werden. Heinrich habe nein sagen müssen. Aber kaum sei das Land außer Sicht gewesen, so habe Heinrich den verschmitzt lächelnden Burschen in seiner Kajüte gefunden und habe sich, von dieser selbstlosen Anhänglichkeit gerührt, entschlossen, den

braven Omar mitzunehmen. Das sei das einzige Stückchen Romantik seiner Reise, das er mit nach Europa bringe.

Nicht um vieles rascher als sein Schreiber war der Brief von Hafen zu Hafen, von Schiff zu Schiff, von Ort zu Ort geeilt.

Auch Heinrich war der Heimat nahe. Nirgends fand er mehr Ruhe. Solange fremde Landschaften ihn umgaben, fremde Typen ihn anglotzten und fremde Idiome ihn umtönten, mußte er wohl oder übel vorübergehend den Reiz der Neuheit empfinden und sein Tagebuch mit kleinen Beobachtungen füllen, um nur die festgesetzte Frist nicht abzukürzen. Kaum aber betrat sein Fuß in Triest wieder europäischen Boden, kaum vernahm er mit unsäglicher Lust den ersten deutschen Laut – von einem Schaffner der österreichischen Südbahn –, als ihn die Sehnsucht nach dem Teuersten wieder wie ein Fieber packte und er Tag und Nacht nicht mehr innehielt, um nur endlich wieder in die geliebten Augen blicken zu können.

Sein treuer Schwarzer wurde ihm täglich lieber, weil er mit ihm ohne Scheu von allem, was ihn bewegte, sprechen durfte, soweit eine Unterhaltung mit Omar möglich war. Der intelligente Bursche hatte schon früher, wer weiß durch welchen Zufall, die wichtigsten englischen Worte gelernt, und Heinrich verstand etwa ebensoviel von der Muttersprache seines Dieners. Dazu hatte sich's der Arzt während der langen Seefahrt

keine Mühe verdrießen lassen, dem Schwarzen soviel als möglich deutsche Vokabeln beizubringen. So konnte denn der heimkehrende Arzt in einem närrischen Sprachgemengsel dem Schwarzen von Berlin und seinen Herrlichkeiten, von der schönen und erhabenen Herrin Clemence, von der Macht des Kaisers und den großen Siegen, von der Religion und den Sitten der Christen erzählen.

Omar horchte auf und fragte immer nur, ob denn nicht Hanilich – so sprach er »Heinrich« aus – selbst der König der Christen und oberste Priester sei. Was auch Heinrich im Scherz und Ernst vorbrachte, um den Burschen von diesem Glauben abzubringen – Omar hatte nur immer sein halb verschmitztes, halb störrisches Lachen, und wenn es einmal dem Herrn wirklich gelang, in seinem Diener die Vorstellung zu erwecken, daß die hundert Männer auf den Bahnhöfen und im Wagen und außerdem viele, viele Tausende ebenso gewichtige Leute seien wie er, so zuckte über das Gesicht des Schwarzen ein so ungeheucheltes Entsetzen, daß Heinrich fast erschrak und zum ersten Male bedauerte, den schwarzen Burschen nicht wieder heimgeschickt zu haben.

Was konnte er auch bestenfalls mit Omar anfangen? Ein verhältnismäßig junger Arzt wie er durfte sich den Einfall, einen schwarzen Diener zu halten, nicht ohne Gefahr von Mißdeutungen erlauben. Und doch konnte er den anhänglichen Kerl, für dessen Begleitung er ja

doch verantwortlich blieb, nicht in wildfremder Weltgegend auf die Straße setzen. Er hatte in der Fremde offenbar Europa ein wenig vergessen, er hätte das alles sonst voraussehen müssen.

Schon hier auf der Eisenbahn, wo doch alle Welt an fremde und abenteuerliche Erscheinungen gewöhnt war, wurden der Schwarze und sein Herr auf die lästigste Weise angestarrt. Auf jeder Station versammelten sich Mitreisende und Fremde um das Coupé und wiesen mit Fingern. Heinrich fühlte sich als Zielpunkt solcher Aufmerksamkeit um so unbehaglicher, je näher er der Heimat kam. Als Omar nun gar auf das Aufsehen, welches er erregte, eitel zu werden begann und durch alle Verbote nicht abgehalten werden konnte, die schmeichelhafte Neugier der Leute durch allerhand freundliche Grimassen zu erwidern, entschloß sich Heinrich, sich für den Rest der Reise von dem auffallenden Diener zu trennen. Sie reisten jetzt durch deutsche Bevölkerung, und so konnte gleich der Versuch gemacht werden, wie der Afrikaner sich allein zurecht fand. Omar jammerte diesmal bei der Ankündigung, daß eine kurze Trennung notwendig sei, gar nicht mehr so bitterlich wie damals in Afrika.

Ob die baldige Wiedervereinigung ihn tröstete, ob er vielleicht seine Eitelkeit besser zu befriedigen hoffte – Heinrich hatte nicht Lust, darüber nachzudenken. Kaum war er seines Begleiters ledig, so wanderten seine Gedanken zu Clemence. Clemence sollte wie über

alles, wie über sein Leben und sein Wollen, auch über das Schicksal des treuen Schwarzen entscheiden. Heinrich malte es sich aus, wie er der Braut außer einer großen Zahl anderer afrikanischer Seltsamkeiten auch den Schwarzen mitbrachte und ihr ihn, wenn auch nicht als Sklaven, so doch als Eigentum zum Geschenk machte, soweit die Sitten Deutschlands es gestatteten. In dem vornehmen Hause des Herrn von Auenheim war ein Neger gar nicht so übel am Platz, und wenn erst Clemence das väterliche Haus verließ, dann . . . ja, dann lagen andere Gedanken näher als die an den armen Omar. Und Heinrich lehnte sich mit glücklichem Lächeln zurück und träumte von der Zeit, da Clemence das väterliche Haus verließ.

An der Grenze des deutschen Reiches wurde er geweckt. Heinrich hätte aufjauchzen mögen, als ihn der sächsische Zollbeamte anrief und nach steuerpflichtigem Gut fragte. Nun hatte er nur noch wenige Stunden bis nach Hause. Bevor es noch Mittag schlug, mußte er in Berlin sein.

Er begrüßte rasch seinen Omar, der in einer anderen Wagenklasse fuhr und stieg munter wieder in sein Coupé. Der Zug sauste an den wohlbekanntesten Stationen vorüber. Heinrich sah und hörte nichts. Immer voran mit seiner Sehnsucht, fand er die Geschwindigkeit zu gering, den Aufenthalt überall zu lang.

In Dresden füllte sich das Coupé, und aus der Sprache konnte Heinrich erkennen, daß seine Reisegeossen Berliner Herren und Damen waren. Das waren also lauter Leute, welche während dieses Jahres der Verbannung mit Clemence in derselben Stadt geatmet hatten; ihr vielleicht auf der Straße begegnet waren. Heinrich blickte einen nach dem andern an, ob es ihren Augen vielleicht noch abzumerken war, daß sie Clemence gesehen hatten; dann lächelte er über seine eigene Torheit und träumte in seiner Ecke weiter. Zwischen den übrigen ging ein lebhaftes Gespräch hin und her, ohne daß Heinrich auf die Worte geachtet hätte.

Plötzlich fuhr Heinrich auf.

»Das verdammte Judenpack,« hatte einer der Mitreisenden gesagt. Heinrich blickte um sich. Nein, er mußte sich verhöhrt haben. Es waren ja wohlgekleidete ruhige Leute, die freundlich und in anständigen Formen miteinander sprachen. Ein so pöbelhaftes Wort konnte in diesem Kreise kaum gefallen sein und wäre gewiß nicht geduldet worden.

Indessen sprach die Stimme, von welcher Heinrich das abscheuliche Wort gehört zu haben glaubte, weiter. Der Redner war ein schlanker, klug blickender Mann von etwa dreißig Jahren. Er sprach etwas nervös, aber so unbefangen, als handelte es sich um die Frage der Maikäfervertilgung.

»Mit halben Maßregeln, mit dem bloßen Verachten und Ankrakeelen ist's nicht getan. Sie müssen aus

dem Lande gewiesen werden. Solange sie in großen Scharen unter uns in Deutschland leben, solange sind wir nicht sicher vor ihren Kniffen. Auch mit gesetzlichen Bestimmungen kommt man gegen die schlaunen Schurken nicht auf. Sie hängen aufs engste zusammen, bilden einen kolossalen außerstaatlichen Geheimbund und wissen alle Paragraphen zu ihren Gunsten umzu-  
deuten. Darum sag' ich: Keine halben Maßregeln! Hin-  
aus mit ihnen aus Deutschland.«

Heinrich lächelte wieder. Er mußte sich vorhin wirklich verhört haben.

Nun wußte er aber doch nicht, von wem die Rede war. Die Mode wechselt ja mit ihrer Liebe wie mit ihrem Haß. In solchen Ausdrücken sprachen unmündige Menschen bald von einem gottgefälligen Mönchsorden, bald von atheistischen Weltumstürzern. Wem galt heute der Zornruf? Da hatte er ein Jahr lang ohne Zeitungen gelebt und schon kannte er darum plötzlich die Feinde seines Volkes, seine Feinde nicht. Er mußte nachzuholen suchen.

Der Nachbar Heinrichs, ein dicker langsamer Herr, nahm das Wort:

»Ich glaube, Sie gehen ein bißchen zu weit, Herr Ingenieur. Ich sage nicht, daß die Gefahr gering ist. Aber bei uns in Preußen sind die Gesetze bisher nicht überflüssig auf der Welt gewesen und können nicht so leicht umgangen werden. Man kann sie ja einfach von gewissen öffentlichen Ämtern ausschließen.«

»Ja,« bemerkte das Gegenüber des Ingenieurs, eine lange Frau mit entsetzlich großen Augen, »mein Kaufmann ist auch ein Jude und hat niemals gute Butter!« und ihre Nachbarin fügte hinzu:

»Es ist ja bekannt, daß die Juden nie gute Milch haben.«

Heinrich wußte nicht, wie ihm geschah. Jetzt hatte er deutlich zum zweiten Male das Wort »Jude« vernommen. Auch paßte das ganze Gespräch nicht auf die Sozialisten, noch weniger auf die Jesuiten. Um was handelte es sich denn? Er war doch in Deutschland, auf der Eisenbahn zwischen Berlin und Dresden, unter geistig gesunden Menschen? Er war doch nicht etwa selbst wahnsinnig geworden?

Indessen ergriff der Ingenieur wieder das Wort: »Sehen Sie, meine Gnädige, das kommt davon, daß Sie Ihre Einkäufe nicht bei ehrlichen Christen machen. Sie unterstützen mit Ihrem Gelde nur die Blutsauger Deutschlands und müssen dafür noch verdorbene Judenware essen, an der Sie sich den Magen verderben.«

»Es sollte kein Jude Kaufmann werden dürfen,« sagte die Lange und ihre Nachbarin: »Bäcker auch nicht. Meiner ist zwar ein Christ, aber die Brote sind immer zu klein.«

»Was sollen die Juden denn eigentlich werden?« fragte der dicke Herr ironisch. »Wollen sie was anderes werden als Kaufleute, so rufen wir: Nein. Und bleiben

sie wieder beim Handel, so ist's den Frauen nicht recht. Wie soll man aus dem Zirkel herauskommen?«

»Indem man sie aus Deutschland herausfoltert,« rief der Ingenieur erregt. »Gesetze helfen gegen die Sorte nicht. Wenn man den Juden nicht zu einem Amte zuläßt, so läßt er sich taufen, deshalb aber bleibt er doch ein Jude. Drum bleib' ich dabei: Raus!«

»Das möchte ich doch nicht so schroff hinstellen,« sagte Heinrichs Gegenüber, ein alter Herr mit scharfem Profil. »Wer sich freiwillig zum Christentum bekennt, darf nicht mehr unter die Verdammung fallen. Wenn er selber vielleicht auch den alten Adam nicht ganz auszieht, seine Kinder und Kindeskinde entgehen doch endlich dem alten Fluche.«

Die Stimme des Alten klang bitter, als spräche er in eigener Sache.

»Nein,« schrie der Ingenieur, »es gibt keinen Ausweg! Wir müssen darin einmal von der alten Judenenergie lernen. Bis ins dritte und vierte Geschlecht müssen sie verfolgt werden, und in wessen Adern nur ein Tropfen Judenblut nachzuweisen ist, muß raus, raus mit dem ganzen Judenpack!«

Heinrich hatte mit steigender Entrüstung, mit steigendem Entsetzen zugehört. Er faßte sich an den Kopf. War es denn möglich? Träumte er noch immer? Sollte er über die tolle Einbildung lächeln? War es denn möglich?

Aber wenn das ganze Gespräch nur ein böser Traum war, so war auch sein Protest nur ein Traum: und er war im Traum ein Feigling, wenn er jetzt schwieg.

Und Heinrich rief dem Sprecher zu:

»Ich verbiete Ihnen, in diesem Raum so unanständige Reden zu führen. Wenn Sie sich an öffentlichen Orten nicht zu benehmen wissen, so werde ich den Schaffner bitten müssen, Ihnen ein Coupé für Ihresgleichen anzuweisen.«

Heinrich sah, daß seine Worte unerwartet kamen. Alles blickte ihn verlegen an, und der Ingenieur wurde purpurrot. Doch faßte er sich und sagte:

»Wie soll man mitten in Deutschland daran denken, daß man heutzutage noch Judenfreunde antrifft, die es übel nehmen, wenn man ihre Genossen beim rechten Namen nennt.«

»Noch einmal,« rief Heinrich zornig. »Sie werden auf der nächsten Station das Coupé verlassen. Wenn Sie aber mit Ihren frechen Schmähungen nicht aufhören, so werde ich Sie sofort selbst zum Schweigen bringen. Ich bin Jude und kann eine solche Sprache unter keinen Umständen dulden.«

Heinrich errötete vor Zorn, als er diese Wort sprach. War er in eine Narrenwelt geraten? Langsam hatte sich die Wandlung in ihm vollzogen, er hatte sich als Christ fühlen gelernt, stand im Begriffe, den Übertritt auch öffentlich zu vollziehen und da – sein erstes Wort nach

der Rückkehr war eine Lüge: Er bekannte sich zum Judentum und konnte doch nicht anders.

Doch jetzt war keine Zeit zu solchen Gedanken. Sämtliche Mitreisende suchten zu beschwichtigen. Die beiden Damen versicherten lebhaft, daß sie persönlich gar nichts gegen die Juden hätten, daß sie in ihren Neigungen sogar keinen Unterschied der Religionen machten.

»Was wäre die Menschheit ohne Toleranz!« sagte die Lange, und die Andere:

»Ich meinte auch nur die schlechte Milch.«

Der dicke Herr berief sich darauf, daß er dem Ingenieur gleich nicht recht gegeben hätte. Diese Angelegenheiten sollten in gesetzgebenden Körperschaften geregelt und nicht von Unberufenen in fremder Gesellschaft verhandelt werden.

Der Ingenieur war bei Heinrichs Drohung blaß geworden. Er brummte etwas wie »Feiglinge« zwischen den Zähnen hervor. Als der Zug hielt, sagte er mit geheuchelter Ruhe zu den Damen:

»So, hier bin ich am Ziele. Wir könnten sonst das Gespräch fortsetzen.«

Damit stieg er aus.

Nun überboten sich alle in Versicherung ihres Bedauerns. Dieser Mensch sei zu schlecht erzogen, um mit gebildeten Leuten in derselben Wagenklasse zu fahren.

Heinrich war außer sich. Ja handelte es sich denn bloß um eine Frage der Höflichkeit? War denn dieser Mensch wirklich kein Wahnsinniger?

Die Reisenden blickten einander verwundert an. Nur der alte Herr, der Heinrich gegenüber saß, lächelte traurig und sagte, indem er die Hand zutraulich auf Heinrichs Knie legte:

»Sie waren krank oder in weiter Ferne, nicht wahr? Wie lange?«

»Ich lebte ein Jahr in Afrika und habe dort keine deutsche Zeitung zu sehen bekommen.«

»Darum auch,« sagte der Alte. »Sie sind unseren kultivierten Ländern ein wenig entfremdet und werden einige Zeit brauchen, um sich in den Gewohnheiten unserer Zivilisation wieder zurechtzufinden. Was Sie so in Zorn versetzt hat, ist bei uns die sogenannte Tagesfrage. Sie wird seit einigen Monaten von hoch und nieder, von früh bis spät, im Ernst und Scherz, mit Gründen und Grobheiten, mit Scham und Ingrimm erörtert, erörtert vor den Ohren der Unmündigen und der Kinder, vor den Ohren der Juden und der Heiden. Der Herr, der soeben das Feld geräumt hat, gehörte zu den wenigen Heißspornen, welche doch ein bestimmtes Programm aufstellen. Sie wollen die Juden totschiagen oder aus dem Lande jagen. Das läßt sich ja hören. Da wissen doch die Juden, woran sie sind. Aber die große Masse, welche heute von der Tagesfrage spricht, wie sie gestern von der vierten Dimension gesprochen hat und

morgen vom großen Kometen sprechen wird, die weiß nicht, was sie will. Sie muß nur wieder einmal jemanden haben, auf den sie ungestraft einhauen darf. So ist es Mode geworden, auf die Juden zu schimpfen. Aber glauben Sie einem alten Manne, bester Herr, auch diese Mode wird vorübergehen, wie alle Moden vorübergegangen sind, nachdem die nötigen Opfer gefallen; die Krinoline, die Guillotine, alles hat seine Zeit. Nur daß die eine Mode noch unbequemer ist als die andere.«

Heinrich hörte immer mit starren Augen zu, während der andere ihm erzählte, was sich seit einem Jahre in der Hauptstadt begeben. Als der Fremde endlich ermüdet schwieg, sank Heinrich wie gebrochen zurück.

Plötzlich kam ihm der Einfall, daß sein armer Omar vielleicht in Gefahr sei. Bei diesen unerhörten Formen des nationalen Chauvinismus war es nicht unmöglich, daß ein Mohr in Deutschland vogelfrei geworden war. Wenn man einen deutschen Mann mit Austreibung bedrohen durfte, nur weil er ein Jude war, wie mochte es dem armen Schwarzen ergehen?

Den nächsten Aufenthalt benutzte Heinrich dazu, um nach dem Diener zu sehen. Derselbe saß vergnügt inmitten einer Schar von Bauern und Mädchen, die ihn jubelnd umringten, ihm zu trinken gaben, mit ihm anstießen und seinen krausen Worten lauschten.

Auf Heinrichs Frage antwortete der halb trunkene Omar, es ginge ihm vortrefflich in Deutschland, die Leute wären alle gut und hätten ihn schon ein deutsches Lied gelehrt. Und Omar begann unter dem wiedernden Lachen seiner neuen Freude ein Spottlied auf die Juden zu singen.

Mit ingrimmigem Lachen kehrte Heinrich auf seinen Platz zurück und brachte den Rest der Fahrt in dumpfen Brüten zu. Trotz den Aufklärungen des alten Herrn verstand er noch immer nicht und wollte nicht verstehen. Es tat ihm so weh, das Gehörte glauben zu müssen, daß er sich immer wieder einredete, er schlafe und träume einen bösen Traum.

In Berlin angekommen, fuhr er mit dem fröhlichen Omar in das Hotel Unter den Linden, wo er für einige Tage zu wohnen gedachte. Es war nicht gar weit von Auenheims gelegen, und Heinrich vergaß hier wieder das Erlebte. Segnend und flehend breitete er von seinem Fenster die Hände nach der Wohnung der Geliebten aus. Dann, bevor der Reisedaub noch abgewaschen, schrieb er eine Karte an das teure Mädchen. Er sei da und frage, wann sie zu Hause und für ihn recht, recht lange zu sprechen sei.

Er verfolgte den Boten im Geiste auf dem Hin- und Rückwege. Jetzt brachte ein Kellner die Antwort aufs Zimmer. Heinrich entfärbte sich beim Lesen; das war nicht ihre Hand. Der Herr von Auenheim sprach mit

kühler Höflichkeit die Bitte aus, der Herr Doktor möchte der Familie am Abend die Ehre eines Besuches schenken und recht viel von seinen großen Reisen erzählen. Kein Wort von Heinrichs Hoffnungen und Plänen.

Heinrich schritt heftig auf und nieder. Was war da vorgefallen? Hatte sich Clemence ebenso sehr verwandelt wie sein schönes Deutschland? Nein, nein, weg mit einem so häßlichen Verdacht. Sicherlich war Clemence unschuldig, und nur ihre Familie war dem Arzte untreu geworden. O, dann hatte Heinrich keine Furcht. Gegen eine Welt von Vätern, Großvätern, Freunden und Vettern wollte und durfte er um sein Glück kämpfen.

Er ließ einen Wagen holen und fuhr zu Victor; der war mit der Familie in Verbindung geblieben und konnte ihm Auskunft erteilen.

Er fand ihn nicht zu Hause. Der Bursche war in großen Sorgen und hocherfreut, den Freund seines Leutnants zu erkennen. Der Herr Doktor komme gerade zur rechten Zeit von den Menschenfressern zurück. Jetzt könne alles wieder gut werden. Seit einigen Wochen seien der Herr Leutnant nicht mehr der Alte. Sie seien furchtbar sanft gegen ihn, den armen Jochem, und überhaupt lange nicht mehr so lustig wie sonst. Auch schlafen der Herr oft schlecht und gehen bei Nacht hin und her. Heute seien sie mit dem frühen

Morgen im Galopp davongeritten und nicht zurückgekommen. Überall reiten der Herr Leutnant die Pferde zuschanden. Jochem fürchte, es stecke ein Duell in der Luft. Der Pistolenkasten stehe bereit.

Heinrich erschrak. War es noch Zeit und war es überhaupt möglich, dieses Duell zu verhindern? Er bestürmte den Burschen mit Fragen.

Jochem schüttelte den Kopf. Wenn der Herr Leutnant sich schießen wollen, so helfe das nicht.

Heinrich ging und hinterließ nur einen Gruß und eine Zeile mit seiner Adresse.

Was sollte er die lange Zeit bis zum Abend unternehmen? Er ging nach einem Speisehaus, in welchem er vor Jahren zu mittag zu essen pflegte. Niemand kannte ihn wieder, auch er sah nur fremde Gesichter. Schon begann mit dem ersten Bissen und mit dem ersten Schluck eines alten Moselweins Heinrichs Munterkeit wieder zu erwachen. Da vernahm er vom Nachbarische wieder ein Wort, das ihn vor Zorn erbeben machte. Wieder wurde die sogenannte Tagesfrage behandelt. Niemand gebrauchte ein Schimpfwort. In wissenschaftlichen Ausdrücken, in gutem Deutsch wurde die Frage erörtert, ob es einen Juden geben könne, der Deutscher sei. Und ein vornehm redender Herr sagte:

»Die Juden mögen meinetwegen mehr Talente, mehr Tugenden und mehr Verdienste um die Menschheit haben; aber Deutsche werden sie doch nicht, wenn wir uns den Spaß machen, sie nicht anzuerkennen.«

Heinrich verlor seine Gelassenheit. Er mochte, bevor er die ganze Sachlage nicht verstand, nicht wieder zornig auffahren. Aber hastig stand er auf, warf die Bezahlung auf den Tisch und ging davon.

Jetzt fiel ihm eine Erklärung für das tolle Treiben ein. Es mußte von einem Juden irgendein scheußliches Verbrechen, ein Vaterlandsverrat verübt worden sein. So ließ sich der allgemeine Wahnsinn vielleicht entschuldigen. Er mußte die Vorgänge des letzten Jahres studieren.

Er ging an einem Buchladen vorüber und blickte unwillkürlich nach der Auslage, wo stets die neuesten Erscheinungen ausgehängt zu werden pflegten. Es war, als ob die Juden ein neu entdeckter Volksstamm und die deutschen Schriftsteller ihre Entdecker wären. Band an Band, Broschüre an Broschüre reihte sich dort unter geschmacklosen Titeln, welche bald einen Angriff, bald eine Lobrede auf das Judentum versprachen. Heinrich hoffte, aus diesen Massen von Streitschriften Klarheit über den Ursprung der ganzen Bewegung zu schöpfen und kaufte ein Dutzend davon.

Er ging in ein neu errichtetes Café, um dort einige Zeitungen durchzusehen. Was ihn im allgemeinen Leben so sehr entsetzt hatte, das äußerte sich noch häßlicher in den Tagesblättern. Neue Zeitungen mit markt-schreierischen Namen waren erschienen und lagen in zahlreichen Exemplaren umher. Als er eins – den »Arminius« – zu lesen begann, traute er wieder seinen

Augen nicht. Wo er hinblickte, überall starrte ihm das Wort »Jude« entgegen.

Ein phrasenreicher Leitartikel bewies, daß die Juden nicht die moralische Befähigung besäßen, um Hausbesitzer zu sein.

Aus dem Auslande wurde gemeldet, daß irgendwo im Osten oder Südosten ein paar hundert Juden ausgeplündert worden, und die Zeitung fügte hinzu, daß ihnen nur ihr Recht geschehen sei.

Als politische Nachrichten aus dem Reiche selbst wurden Mitteilungen über die Stammbäume hervorragender Menschen gebracht; angesehene Gelehrte, herrschende oder entlassene Minister, mächtige Präsidenten, berühmte Volksredner wurden auf Tropfen semitischen Blutes untersucht.

Noch enger lehnten sich die Berichte aus dem Leben der Hauptstadt an die Tagesfrage an.

Die Geburt von Drillingen in einer armen jüdischen Familie gab zu der Bemerkung Anlaß, daß die gefährliche Fruchtbarkeit der Juden schon in Ägypten zu Repressalien geführt habe.

Im Süden der Stadt hatte ein toller Hund einen christlichen Knaben gebissen. Es sei zu vermuten, daß der gegenwärtige Besitzer, der allerdings Christ sei, den Hund von einem Juden gekauft haben werde.

Ein Offizier habe sich Schulden halber erschossen. Er war in den Händen von Wucherern gewesen. Die

Wucherei sei bekanntlich ausnahmslos in den Händen der Juden.

Im Norden Berlins seien zahlreiche Fälle von Trichinenkrankheit vorgekommen. Die Juden äßen kein Schweinefleisch; so wäre es denn natürlich, daß die armen Kranken ohne Ausnahme Christen sind.

Im Tiergarten habe sich ein Arbeiter aufgehängt. Da dieser Mann offenbar keine Arbeit finden konnte, die Industrie aber in den Händen der Juden sei, so seien die Juden für diesen Selbstmord verantwortlich zu machen.

Andere zahlreiche Selbstmorde seien darauf zurückzuführen, daß der materialistische jüdische Geist im Volke den Glauben an das Jenseits erstickt habe.

So sah das Blatt aus, welches sich auf der ersten Seite rühmte, seit der kurzen Zeit seines Bestandes viele tausend Leser unter den Gesinnungsgenossen gefunden zu haben. Immer noch suchte Heinrich nach dem Anlaß der ganzen Bewegung, er fand ihn nicht.

In trüben Gedanken kehrte Heinrich in sein Hotel zurück. Hier öffnete er mit Ekel die gekauften Broschüren. Er konnte es nicht über sich bringen, auch nur eine einzige zu Ende zu lesen. In einer Sprache, die dem Geiste des dreißigjährigen Krieges entlehnt zu sein schien, wurden Gründe für und wider angeführt. Die Gegner des Judentums warfen dem auserwählten Volke dieselben Dinge vor, um derentwillen schon

vor Jahrhunderten Blut geflossen war, und die Verteidiger antworteten mit Bibelstellen. Mitten im Herzen Deutschlands wurde ein Kampf geführt, ein geistiger Kampf, wie man sagte, und alle Wissenschaft, alle Humanität wurde dabei vergessen. Die mühsam aufgestapelte Kultur der Nation wurde beiseite gestellt und einstweilen mit den verrosteten Waffen aus schlimmen Zeiten gestritten. Heinrich saß hilflos da. Er verstand nicht.

Endlich war der Nachmittag soweit vorgerückt, daß er seinen Besuch bei Auenheims abstaten konnte. Er nahm den Schwarzen mit, der eine große Kiste mit bunten afrikanischen Absonderlichkeiten tragen mußte.

Heinrich war so erregt, als er die wohlbekanntes Treppen emporstieg, daß er oftmals innehalten mußte. Nun stand er oben. Noch ein tiefer Atemzug, dann zog er die Klingel.

Ein fremder Diener öffnete und starrte den Neger verduzt an. Heinrich gab seine Karte ab und wartete.

Plötzlich flog die Tür auf und Evchen stürmte ins Vorzimmer. Sie war größer und noch hübscher geworden. Aber mit dem gewohnten kindischen Ungestüm faßte sie Heinrichs Hände und rief unter Tränen:

»Gottlob, daß Sie da sind! Verlassen Sie uns nicht wieder! Alles ist wie verwandelt! Clemence wird noch krank werden! Und Victor braucht Ihre Hilfe. Ich weiß nicht, was ihm fehlt, aber er braucht Sie!«

Nun erschien auch der schöne Auenheim auf der Schwelle. Mit sauersüßem Lächeln hieß er den Herrn Doktor willkommen und führte ihn in das Zimmer. Hier saß Clemence, seltsam bleich und doch unverändert schön und edel, über ihre Handarbeit gebeugt und neben ihr, lachend und intim auf sie einredend – Kurt von der Egge. Heinrich fühlte, wie ihm bei diesem Anblick das Blut aus allen Adern zum Herzen zurückströmen wollte.

Bei seinem Eintritt erhob sich Kurt gemächlich. Clemence stand zitternd auf, ohne den Rückkehrenden anzublicken. Kurt reichte ihm die Hand, Heinrich wandte sich ruhig zu Clemence, aber kein Blick, keine Bewegung gab ihm den Mut, ihre Finger zu fassen.

Mühsam besann sich Heinrich darauf, daß niemand von den Anwesenden sein Verhältnis zu Clemence kannte. Vielleicht kam ihre Zurückhaltung nur daher. Aber nein, dann durfte sie ihn doch wenigstens anblicken! Er hatte ja ihre Augen noch gar nicht gesehen!

Was sollte der Zwang, der nicht enden wollte? Und wenn er sich wirklich jetzt vergaß, wenn er die herrliche Gestalt umschloß und an seine Brust drückte, was war's für ein Unglück?

Er hatte die Probe bestanden. Das Haupt der Familie hatte ihm die Hand der Geliebten zugesagt! Nun war es Zeit, die Heimlichkeiten aufzugeben und froh vor aller Welt seine Liebe zu bekennen!

Aber das war nicht Scham, nicht Verlegenheit, was Clemence so dastehen ließ! Was mochte vorgefallen sein?

Heinrich hatte Zeit, sich zu sammeln, während Evchen ihn auf einen Stuhl niederzog, der Hausherr ihm Zigarren anbot und Kurt einige Redensarten über afrikanisches Klima machte. Als Heinrich wieder zu Wort kam, bat er um die Erlaubnis, seinen Schwarzen mit den Reiseerinnerungen hereinrufen zu dürfen.

Omar kam vergnügt grinsend herein. In dem Jubel Evchens, dem Kauderwelsch des Schwarzen, den Danksagungen des schönen Auenheim und den Spöttereien Kurts ging es unbeachtet hin, daß Clemence den Gast noch mit keinem Worte begrüßt hatte und auch jetzt stumm daneben stand und die für sie mitgebrachten Geschenke nicht ansah.

Heinrich wollte sie zum Sprechen zwingen und wandte sich plötzlich persönlich an sie. Er habe ihr noch ein kleines Geschenk zgedacht, den Schwarzen selbst, der sich gewiß glücklich schätzen würde, ihr dienen zu können.

Da aber wurde Herr Auenheim selbst lebhaft, ließ sich von Heinrich erzählen, wie er zu dem Schwarzen gekommen, wie er zu behandeln sei, was er esse, was er spreche.

»Dieses Geschenk freut mich sehr, lieber Herr Doktor,« sagte er. »Ein Mohr war immer meine Passion.

Wenn ich mit Clemence über die Straße gehe, so glauben die Leute immer, sie sei meine Frau. Mein Gott, man täuscht sich so leicht über das Alter! Nun noch ein Mohr hinter uns, das wird himmlisch werden. Kurt, Du nimmst den Mohren gleich zu Dir und wirst ihn für unsern Dienst zureiten.«

Man setzte sich um den Tisch herum, und das Gespräch wurde allgemein.

Heinrich wandte sich heimlich an Evchen und suchte durch allerlei Fragen zu erfahren, was hier im Hause die Veränderung hervorgebracht haben konnte. Die Briefe Victors hatten ihm nichts von Kurts neuem Leben gemeldet. Wie kam es nur, daß dieser Herr hier vertraulicher als je verkehrte, sich mit dem Hausherrn duzte und überhaupt mit weit größerer Sicherheit auftrat als sonst?

Heinrichs erste Frage galt dem Freunde. Er sagte nichts von Jochems, des Burschen, Besorgnissen, aber er erzählte, daß er Victor nicht zu Hause getroffen habe und sich wundere, ihn auch hier nicht zu finden. Kurt mußte die Absicht haben, das Gespräch nicht weitergehen zu lassen, immer wieder fiel er mit irgendeiner Schnurre ein. Auch Evchen schien, wenn auch aus anderen Gründen, über Victor in Gesellschaft nicht reden zu wollen. Sie machte ein Mäulchen, und als Heinrich nicht abließ, die Frage nach dem Freund zu wiederholen, rief sie schnippisch:

»Ich weiß nicht, wo sich Herr von Laskow jetzt heruntreibt. Seit Wochen sah man ihm den Zwang an, den er sich antat, sooft er uns die Ehre seines Besuches erwies. Und seit acht Tagen hat man ihn mit keinem Auge gesehen.«

Doch mit gänzlich verändertem Ausdruck fügte sie hinzu:

»Ich bitte Sie herzlich, Herr Doktor, schauen Sie so bald wie möglich nach ihm. Ich fürchte oft, es könnte ihm ein Unglück zustoßen.«

Unwillkürlich blickte Heinrich nach Kurt hinüber. Dieser saß mit fahlem Gesicht da, boshafte Freud und Schauder malten sich auf seinen Zügen. Als er Heinrichs Blick bemerkte, lächelte er, versuchte rasch einen Scherz zu machen, aber die Lippen schlossen sich wieder, ohne daß er mehr als einen heiseren Ton hervorgestoßen hätte.

Nun mischte sich auch der schöne Auenheim ins Gespräch. Victor habe ihm immer gut gefallen, aber das Benehmen des jungen Mannes sei in der letzten Zeit nicht zu loben. Wenn man in einer Familie so viel verkehre, wenn man die Töchter so auszeichne, wie Victor es getan, so ziehe man sich nicht plötzlich zurück, ohne den Grund anzugeben.

»Victor hat Schulden,« warf Kurt jetzt plötzlich ein. Und wieder blickte Heinrich erschreckt nach dem Sprecher und wieder beobachtete er dieselbe Unruhe in seinen Zügen.

Da sprach Clemence errötend das erste Wort:

»Ich bitte Sie, Herr Doktor, gehen Sie morgen zu Victor und schauen Sie nach dem Rechten.«

Einen Augenblick lang blickte sie mit erschreckten Augen auf, dann arbeitete sie emsig weiter.

»Früher stand Herr von Laskow so gut mit Großpapa,« rief jetzt Evchen mit ängstlicher Stimme. »Sehen Sie doch zu Herrn Victor, lieber Herr Doktor, und sagen Sie ihm, er solle nach Eggerwitz hinausfahren. Großpapa wird ihn gewiß freundlich aufnehmen, wenn er auch seit dem Tode Brunos wunderbarlich geworden ist.«

Heinrich horchte hoch auf. Es war gewiß aus einem empfindlichen Zartgefühl geschehen, daß Victor ihm von Brunos Tode nichts gemeldet hatte. Was hatte dieser unerwartete Todesfall für Folgen gehabt?

Und Heinrich sagte offen, wie sehr ihn die letzten Worte überrascht hätte, da er nichts von dem Unglück wußte. Nun wurde erzählt. Heinrich beobachtete heimlich Kurt, dem es bei den Mitteilungen Evchens und ihres Vaters nicht behaglich zu sein schien. Heinrich erfuhr, wie an dem großen Schreckenstage auch Bruno umgekommen sei. Seit jenem Tage habe Großpapa Eggerwitz nicht mehr verlassen. Auch dürfe ihn niemand dort besuchen. Nur Kurt, der sich mit dem Großpapa ausgesöhnt habe – »der letzte Egge« nannte ihn Herr von Auenheim – komme allwöchentlich hinaus.

»Der letzte Egge« ging inzwischen nervös im Zimmer auf und nieder.

»Großpapa trauert längst nicht mehr um den Knaben,« sagte er jetzt ärgerlich. »Das unselige Attentat hat ihn nur so menschenscheu gemacht. Gottlob, daß jetzt eine große nationale Bewegung begonnen hat, welche unsere sozialen Zustände von Grund aus bessern und dem Adel seine Freude am Leben wiedergeben wird.«

Und Kurt warf dem Arzte einen herausfordernden Blick zu.

Heinrich begann zu ahnen, daß der unsichtbare Feind, der ihn seit seiner Rückkehr unablässig verfolgte, auch in diesem Hause wohnte. Sein Blut klopfte stürmisch in den Schläfen. Er faßte sich rasch und suchte nach einer Antwort. Plötzlich fiel ihm das Erlebnis auf der letzten Fahrt ein, er erzählte den Hergang und schloß, während seine Stirnader jäh hervortrat:

»Und wahrhaftig, ich hätte den kecken Gesellen zum Fenster hinausgeworfen, wenn er seine Worte wiederholt hätte.«

Heinrich war mit der Wirkung seiner kleinen Geschichte zufrieden,

Evchen rief fortwährend: »Das war recht von Ihnen, das war recht!« Und Clemence, welche die Häkelnadel ruhen ließ, seitdem Heinrich erzählte, und in atemloser Spannung dasaß, schaute ihn jetzt mit einem kurzen leuchtenden Blicke, an. Es war kaum zu bemerken,

aber für Heinrich war es genug, um wieder Hoffnung zu fassen.

Auenheim suchte verlegen nach Worten. Er murmelte nur immer etwas von Toleranz und Rücksichten, von konservativen Interessen und Revolution. Heinrich verstand den Sinn nicht.

Kurt aber stand mit frecher Miene dem Arzte gegenüber und sagte:

»Ihre Erzählung wird auch für den alten Herrn von der Egge interessant sein. Ich fahre morgen früh nach Eggerwitz und werde ihm mit Ihrer freundlichen Erlaubnis mitteilen, daß Sie sich erst heute und öffentlich zum Judentum bekannt haben. Das war sehr edel von Ihnen! Feige und ehrlose Juden würden sich jetzt taufen lassen, um von der Verfolgung nicht betroffen zu werden.«

Heinrich erschrak. Waren diese Worte so giftig gemeint, wie sie klangen, dann mußte Kurt von allem wissen, dann war Kurt der Vertraute des alten Freiherrn geworden, dann stand alles wieder in Frage. Einstweilen begnügte sich Heinrich zu antworten:

»Ich habe Ihr Lob nicht begehrt, Herr von der Egge. Dem alten Herrn können Sie jedes meiner Worte wiedererzählen, wenn Sie ein zuverlässiges Gedächtnis besitzen.«

Als Heinrich sich den Damen wieder zuwenden wollte, war Clemence aus der Stube gegangen. Sie hatte

ihn in dem Augenblicke verlassen, da ihre gemeinsame Zukunft in Frage gestellt wurde.

Nun duldeten es Heinrich nicht länger in dem einst so traulichen Raume. Er nahm eilig Abschied, antwortete kaum auf des Hausherrn höfliche, auf Evchens dringende, ja flehende Bitte, bald wiederzukommen, und verließ das Haus.

Er begab sich in sein Hotel, um nach den furchtbaren Mühen der Reise den Schlaf zu suchen, dessen er bedurfte, um seine Sorgen zu betäuben. Aber er vermochte nicht einzuschlummern.

In fieberhaften Bildern zogen die Erlebnisse der letzten Stunden an ihm vorüber. Alles war wüst und traurig.

Wo stand der Feind? Herr von Auenheim wußte offenbar gar nichts von den Geheimnissen der Geliebten. Evchen war herzlich wie immer. Kurt stand ihm wohl feindlich gegenüber, aber Clemence – das hatte Heinrich wohl bemerkt –, Clemence war dem Vetter nicht näher getreten. Woher also ihre unerklärliche Haltung? Liebt sie ihn nicht mehr? War Deutschland während seiner Abwesenheit ganz sonnenlos geworden?

Hatte der geheime Widersacher, der ihn aus allen Äußerungen des öffentlichen Lebens angrinste, auch sie gewonnen, auch sie?

Wo stand der Feind? War es kein Gegner, den man fassen und zermalmen konnte? War es kein Mensch von Fleisch und Blut?

Nein, es war ein Geschöpf, wie es Heinrich einmal von einem Fischer aus dem Meere hatte ziehen sehen.

Eine ekle Masse wälzte sich umher, ohne Mittelpunkt, ohne sichtbare Organe; nur lange Fangarme streckten sich aus dem Molluske nach allen Seiten und legten sich in kalter, scheußlicher Umklammerung um die Hand, die sie fassen wollte, und saugten das Blut aus. Und wenn es gelang, einen der Fangarme abzubauen, so sank wohl das getrennte Glied schlotternd zusammen, die schlammige Masse aber rollte zuckend wieder auf und streckte neue Fangarme aus, unangreifbar, unbesiegbar, widerlich, tödlich.

## 16. KAPITEL

Während Heinrich in düsterem Sinnen den Morgen heranwachte, schlief Victor nach der Anstrengung eines tollen Rittes länger als gewöhnlich. Als der besorgte Bursche ihn endlich weckte, sprang er hastig auf. Dann aber, als er die Pistole auf dem Tische sah, sagte er melancholisch:

»Du hättest mich heute schon eine Stunde länger können schlafen lassen, Jochem. Es wird wohl heute ein böser Tag für uns werden.«

Er kleidete sich sorgfältiger wie gewöhnlich an, trank seinen Kaffee, aß dazu sein gewohntes Frühstück, las die Zeitung und ließ sich von Jochem berichten, was während des gestrigen Tages vorgefallen. Als der Bursche Heinrichs Besuch erwähnte, überflog ein Zug von Trauer Victors blühendes Gesicht.

Er schickte den Burschen hinaus und befahl ihm, niemand vorzulassen.

»Und doch,« rief er ihm melancholisch nach, »wenn eine Fee kommt, so lasse sie ein. Ich könnte eine Fee wohl brauchen.«

Er war allein. Stumm nahm er die Pistole, prüfte das Schloß, legte die Waffe wieder auf das Tischchen, warf sich auf das Sofa und murmelte:

»Es ist doch ein seltsames Gefühl, an seinem Todestage aufzustehen!«

Dann verglich er seine Taschenuhr mit dem Zifferblatt ihm gegenüber.

»Die Pendule geht zehn Minuten nach. Verfluchter Faulpelz, der Jochem. Aber was verpflichtet mich, meine Taschenuhr nach der Normaluhr zu richten? Justament will ich heute nach der Wanduhr leben – zehn Minuten länger.«

Es war halb elf Uhr. Victor zündete sich eine Zigarre an und blies den Rauch in künstlichen Ringen von sich. So lag er eine halbe Stunde da, ohne zu denken,

ohne zu wollen; er spielte den Toten. Es ging vortrefflich. Noch eine Stunde, dann gab es ein wenig Spektakel, und alles war wieder wie zuvor. Auf dem Sofa lag etwas wie ein Mensch, dachte nicht und rührte sich nicht.

Minute um Minute verstrich. Victor nahm die Pistole wieder zur Hand. War es nicht besser, er machte gleich jetzt ein Ende und wartete das Signal da drüben vom Zifferblatt nicht ab, wo das ewige Ticktack den Harrenden zu verhöhnen schien?

Nein, es wäre nicht guter Ton, dem Gläubiger das Geld zu früh ins Haus zu bringen. Und dann – vielleicht kam die Fee wirklich!

Wenn plötzlich Evchen, das süße, süße Evchen eintrat und den guten Jungen bat, er möchte doch am Leben bleiben, konnte Victor ihr die Bitte abschlagen? Er hätte ja selbst so gern weiter gelebt.

War denn wirklich keine Rettung mehr möglich? Nein, keine! Das eine hatte er unter lästigem Grübeln auf dem unvernünftigen Ritte doch herausgebracht, daß er niemandes Hilfe in Anspruch nehmen durfte.

Aber wenn niemand seine Lage kannte – und niemand durfte sie kennen, wenn er sich selber treu bleiben wollte – wer sollte ihm Hilfe bringen?

Die Fee!

Wenn jetzt plötzlich der Schreibtisch sich öffnete und aus einem verborgenen Schubfach zwei Gnomen hervortraten und ihm eine große, große Kiste mit Gold

und Juwelen überreichten, war es dann wohl noch Zeit, die große Kiste auf einen Wagen zu packen, zum alten Isaak zu fahren und dort den Schuldschein einzulösen? Es fehlten noch vierzig Minuten an zwölf Uhr.

Und wenn Heinrich plötzlich erschien, sich von Jochem nicht abweisen ließ, ins Zimmer drang und die selbstverständliche Mitteilung machte, vor der Tür stehe eine Wagenladung afrikanischen Goldstaubs? Die Königin von Golkonda habe ihm zehnmal soviel für das glückliche Ausziehen eines Jahres zum Geschenk gemacht. Heinrich bringe dem Freunde das kleine Angebinde von der Reise mit. Durfte er dann den Freund als Bürgen zum alten Juden schicken und auf die Rückkunft warten, auf die Gefahr hin, seine Schuld ein paar Minuten zu spät zu bezahlen?

Und wenn das Lotterielos, welches er vor vielen Jahren einmal mit einem Kameraden zusammen geerbt und seitdem in Verwahrung des Kameraden gelassen hatte, plötzlich den großen Treffer gewann – reichte sein Anteil hin, um ihm das Leben zu retten? Aber bis zur Ziehung vergingen noch wer weiß wie viele Wochen, und in zwanzig Minuten war es Mittag.

Und wenn der alte Freiherr von der Egge ihm gerade heute einen Besuch abstatten wollte? Sollte er dem Burschen nicht doch den Auftrag geben, ihn vorzulassen? Dann durfte Victor dem Gaste die Hand reichen und sprechen: »Bester Herr, Evchen und ich wären ein

vortreffliches Paar geworden. Ich glaube sogar, wir lieben einander. Aber mir fehlen augenblicklich ungefähr zweimal hunderttausend Mark. Und weil sie mir fehlen, muß ich mich erschießen. Sie, bester Herr, wollen Ihrer Enkelin ein großes Vermögen schenken. Geben Sie mir davon doch gleich, was ich brauche! Es ist nicht meinetwegen, wahrhaftig nicht. Es ist nur, damit Evchen nicht weinen muß!«

Und das alles wäre ehrlich und wahr, aber Victor würde es doch nicht sagen. Übrigens ist nur noch eine kleine Viertelstunde Zeit, und der alte Egge wird wohl kaum kommen.

Wenn aber der alte Isaak kommt, mit großmütiger Herablassung den Schuldschein auf den Tisch legt und spricht: »Ich schenke Dir Dein Leben! Denke fortan besser von jüdischen Wucherern!« – darf der Leutnant sein Leben vom alten Juden zum Geschenk nehmen? Eine schwierige Frage, die im Regiment verschieden würde beurteilt werden. Man müßte sich wenigstens mit dem alten Schuft für alle die Foppereien schlagen können. Kann man sich aber mit einem jüdischen Wucherer schlagen? Und wenn – darf man sich mit seinem Lebensretter schlagen? Und wenn – würde der alte Isaak nicht seine großmütige Verzichtleistung rasch wieder zurücknehmen, wenn er sich durch sie einem Duell mit dem großmütig Geretteten aussetzte?

Victor lachte einen Augenblick lustig auf. Dann wurde er sehr ernst. Jetzt war es auf seiner Taschenuhr gerade Mittag; er wußte es, aber er schaute nicht nach. Er blickte nur auf das Zifferblatt an der Wand. Der Pendel ging gleichmütig hin und her, wie ein Schnitter bald rechts, bald links ebenmäßig seine Sense führt. Und wenn man den großen Zeiger genau ansah, so konnte man verfolgen, wie er leise seine Stelle veränderte und nach unglaublich kurzer Zeit beim nächsten Minutenstrich angelangt war. Noch neun solche Minutenstriche und – paff!

Victor spannte langsam den Hahn, ohne die Augen von dem Minutenzeiger abzuwenden. Ein Schauer überflog seinen Körper. Aber mit eiserner Kraft zwang er seinen Willen.

Das Nichts! Da liege ich, ohne irgend etwas zu fühlen oder zu denken. Freilich, die Zigarre ist ausgegangen. Ich bin zu energielos, um sie wieder anzustecken.

Das Nichts! Der Zeiger berührt wieder einen schwarzen Strich. Noch sechs solcher Striche, und ich drücke die Pistole genau so los, wie ich sie tausendmal abgedrückt habe. Genau so, nur in etwas anderer Richtung. So etwa. Und dann gibt's genau einen ebensolchen Knall wie sonst. Und dann ist wieder nichts. Und ich liege da, ohne was zu fühlen oder zu denken. Und »Evchen!« werde ich auch nicht mehr rufen können.

Noch fünf schwarze Striche! Dann hinüber in die andere Welt.

Wehe dem alten Isaak, wenn Victor ihn wider Erwar-  
ten drüben finden sollte. Er wird dem alten Wucherer  
mit dem ersten besten Fixstern den Schädel einschla-  
gen, sodann reumütig vor Gottes Thron treten und  
sprechen: »Entschuldige, lieber Herrgott, daß ich nicht  
so geduldig war wie Du! Der alte Isaak war reif!« Schon  
ist das flehentliche Wimmern des alten Juden zu hö-  
ren. Nein, nein, es hilft dir nichts! Der Schädel wird dir  
eingeschlagen!

Was war das? War Victor denn wirklich schon tot  
und in der anderen Welt?

Hörte er jetzt nicht deutlich und unverkennbar die  
Stimme des alten Isaak, wie er um Einlaß bittet, ehe es  
zu spät ist?

Victor wollte vom Sofa aufspringen, aber die Über-  
raschung war zu groß. Er sank zurück und schloß die  
Augen.

Und die Tür flog auf. Ein Frauenkleid rauschte her-  
ein, ein leichter schwächtiger Körper warf sich über  
Victor und eine fremde, heisere, ersterbende Stimme  
rief jubelnd:

»Er lebt! Vater, er lebt! Wir kommen nicht zu spät!«

Langsam, langsam, wie nach schwerer Krankheit er-  
wachend, öffnete Victor seine Augen. In der weit auf-  
gerissenen Tür stand der alte Isaak Feigelbaum, den  
Hut in beiden Händen, die grauen Haare ungekämmt,  
das Gesicht durch Schmutz, Tränen und Bartstoppeln

entstellt. Hinter dem Alten blickte Jochem furchtsam herein.

Auf den Knien, den Oberkörper über den Leutnant geworfen, lag ohnmächtig ein junges, krankes Weib, in Fieberschauern zitternd. In der Rechten hielt sie ein Blatt Papier – es war der Schuldschein – gegen Victors Brust ausgestreckt. Mit der Linken hatte sie krampfhaft die Pistole gefaßt.

Es war Emma, Freifrau von der Egge.

Victor faßte rasch seine Lebenskraft zusammen. Er glaubte die Szene richtig zu verstehen, wenn er sich – für den Augenblick wenigstens – seiner Schuld ledig fühlte. Er stand vorsichtig auf, legte den ohnmächtigen Körper liebevoll auf das Sofa und brachte schnell, während Jochem zu einem Arzt laufen mußte, Erfrischungen herbei. Der alte Isaak stand noch immer – ein Bild des Jammers – in der Tür. Als Victor sich wieder um die Kranke zu schaffen machte und ihr ein paar Tropfen Wein einzuflößen suchte, fuhr der Alte plötzlich zusammen und zeigte heftig, ohne sich von der Stelle zu rühren, ohne zu sprechen, nach Emmas linker Hand. Furchtbare Angst malte sich in seinen Augen. Victor verstand nicht. Endlich nahm er – wider Willen lächelnd – die Pistole aus Emmas Hand und legte sie beiseite. Der Alte beruhigte sich, zeigte aber wieder auf seine Tochter, indem er mit dem Kopfe nickte und bei jedem lauten Schritte Victors mit Hand und Mund um Stille bat, als schlief die junge Frau.

Die Uhr schlug zwölf.

Victor winkte zurück. Er glaubte, der Alte wolle seinen Schein wieder haben und versuchte, das Blatt aus der Hand der Ohnmächtigen zu nehmen.

Da erwachte Emma. Die Fieberröte war plötzlich von ihr gewichen, sie sah furchtbar blaß aus. Aber einen glücklichen, dankbaren Blick sandte sie aus den großen, tiefliegenden Augen zur Zimmerdecke empor. Sie versuchte zu sprechen und bewegte mit sichtlicher Anstrengung die Lippen, aber nur ein leises Röcheln drang hervor. Da wandte sie den Blick freundlich bitzend ihrem Vater zu. Er sollte für sie sprechen. Der Alte verstand die Miene, trat an das Sofa heran und sprach so leise, als fürchtete er, der Kranken mit dem Laut seiner Stimme wehzutun:

»Soll ich dem Herrn Leutnant ...? Ich versteh' schon, Du brauchst nicht zu nicken und nicht zu schütteln, Emmaleben, mein Goldkind. Ich versteh' schon Deine Augen. Ob ich Deine Augen versteh'! Ich soll dem Herrn Leutnant ...? Herr Leutnant, es wird mir schwer, Ihnen zu ... Sie können sich's denken! Aber kann man ihr etwas abschlagen? Wie sie daliegt! Nein, Emmaleben, ich bin ja schon still. Ich schrei' nicht, ich wein' nicht.

Also vor vierzehn Tagen, wie ich will eben schließen alle Fenster, fährt ein Wagen vor. Wer war's? Ich bin ja schon still, Emmaleben, Du siehst doch! Mein Kind liegt im Wagen, *liegt!* Wir haben sie hinaufgebracht!

Vierzehn Tage hat sie gelegen in Fieber und hat geredet schreckliche Dinge. Heute vormittag – ich habe beständig nach der Uhr gesehen – Sie gewiß auch, Herr Leutnant, entschuldigen Sie –, heute vormittag wird's etwas besser, sie kann sprechen. Und was ist das erste, was sie ihrem alten Vater sagt? Was? Daß sie nach Hause kommt, um zu sterben!«

Isaak brüllte bei diesen Worten auf wie ein gepeinigtes Tier. Doch besann er sich rasch und fuhr mit kraftloser Stimme fort:

»Ich weiß schon, Emmaleben. Ich bin schon ganz still. Ich hab' leider gesehen, daß sie wirklich sehr ... Nu, was soll ich mich genieren, da hab' ich ihr wollen eine Freude machen und hab' ihr alles erzählt. Was ich ihr hab' ... ?«

Der Alte richtete sich hoch auf und blickte dem Leutnant mit unlöschbarem Haß in die Augen.

»Ich hab' ihr gesagt, daß ein Herr von der Egge hat gemacht mich zum Bettler und, was schlimmer ist, zum Hahnrei meinen Sohn. Mein Julius ist gewesen ein Esel, meine Schwiegertochter ist gewesen eine ... ich bin ja schon still! Aber ein Herr von der Egge hat meinem Sohne die größte Schmach angetan, die einem Judenkind kann widerfahren. Er hat ihm verführt sein Weib. Emmaleben, ich habe es müssen erzählen. Und außer dem Julius, dem ... hab' ich gehabt, *gehabt!* – hab' ich gehabt noch ein Kind, Emmaleben, mein Goldkind!«

Und schreiend und wimmernd stürzte der Alte nieder und verbarg seinen Kopf im Kleide Emmas. Victor mußte sich abwenden, um seines Mitleids Herr zu werden. Der Alte erhob sich wieder und sprach tonlos weiter:

»Ein Herr von der Egge hat genommen mein Goldkind zur Frau. Ich bin ja schon still. Nu, Sie wissen ja. Sie werden sich auch können denken, wenn Sie nicht sind ein Engel ohne Blut und ohne Wärme, wie ich hab' gehaßt die Herren von der Egge. Gebetet habe ich an jedem hohen Fest, daß Gott – Gott soll mir's verzeihen! – mir soll in die Hände liefern einen von die Egges, daß ich ihm kann die Seele aus dem Leib drehn, wie sie mir haben ... Nu, ich habe keinen bekommen persönlich unter meine alten Hände. Aber Sie, Herr Leutnant, hat mir einer gesagt – ich nenn' ihn nicht, Emmaleben –, Sie sind verlobt mit der Eva von der Egge. Ist doch einer aus der Familie, hab' ich mir gedacht, und der Eva von der Egge wird das Herz brechen, wie es ist gebrochen ... Fühlst Du Dich besser, Emmaleben? Willst Du selbst weiter erzählen? Nein? Auch gut. Sei nur ganz ruhig.

Nu, hab' ich mich also an das alles wieder erinnert und um meiner Tochter eine Freude zu machen in ihren schweren Leiden, hab' ich ihr erzählt, was ich hab' gemacht für ein Geschäft mit Ihnen, Herr Leutnant. Es ist gewesen ein faules Geschäft. Hat mich gekostet vierzigtausend Mark bar und sechzigtausend Mark, womit

ich hab' müssen abkaufen dem Bumcke seinen Anteil. Ich hab' sie ausgezahlt mit Wut gegen den Bumcke, der mich ausgelacht hat, weil ich anfang' zu machen Geschäfte aus Liebe und aus Haß. Zwanzigtausend Mark extra hab' ich müssen geben dem Bumcke für Ihr Leben ... Schon gut, Emmaleben, ich komm' zu End'.

Ich hab' also meine Tochter damit getröstet, daß Sie sind in noch schlimmerem Zustand als eine arme Kranke. Ich hab' ihr erst nicht gesagt Tag und Stunde, weil ich mich hab' gefürchtet vor ihren Augen. Sie aber hat dagelegen ganz still, hat Komödie gespielt mit ihrem eignen Vater und hat nur freundlich gefragt, wann der Wechsel fällig ist. Da hab' ich an ihre schwere, schwere Krankheit gedacht und an mein Elend und hab' wieder auf die Uhr gesehen und hab' gelacht. Und Emma schreit: ›Heute, Vater?‹ – ›Ja, in einer Stunde!‹ hab' ich gerufen. Leider! Nu, nicht leider; wie Du willst, Emmaleben. Sie ist erst in Ohnmacht gefallen. Dann aber hat sie die Augen wieder aufgemacht, hat mich fürchterlich angesehen und hat gesagt: ›Ich will Dich nicht betrügen, Vater,‹ hat sie gesagt. ›Ich werd' keinesfalls lange mehr leben. Das aber sage ich Dir,‹ hat sie gesagt, ›wenn Victor‹ – sie hat Sie so genannt – ›wenn Victor durch Deine Schuld stirbt, so sterb' ich im Spital! Ich bleib' in der Todesstund' nicht bei einem Mörder!‹

Was hab' ich sollen machen? Ich hab' gesagt, sie soll befehlen, ich werd' alles tun. Da hat sie gesagt: ›Schenk mir den Schuldschein und hol einen Wagen.‹

Der Schuldschein ist ohnehin schon den ganzen Tag in meiner Tasche gewesen, damit ich mich könnt' trösten mit seinem Anblick. So sind wir hierher gekommen, und Ihr Bursche hat uns hereingelassen, wie meine Tochter ihn nur hat angesehen. Geht's Dir besser, Emmaleben, mein Goldkind?«

Victor stand erschüttert neben der Kranken. Schwer atmend öffnete Emma wieder die Lippen und lispelte »Näher!« Dann: »Wem gehört der Schuldschein, Vater?«

Der Alte sank wieder nieder:

»Dir, mein Goldkind, Dir allein! Du sollst mich nicht einen Mörder nennen in der Todesstunde!«

Die kranke Frau lächelte den Leutnant an:

»Hier nehmen Sie. Ich bin ja vielleicht bald eine Verwandte von Ihnen.«

»Nehmen Sie,« bat auch der Alte, »meiner Tochter zuliebe.«

Victor zögerte. Emma blickte ihn mit rührendem Entsetzen an.

»Wollen Sie,« sprach sie mit großer Anstrengung etwas lauter, »von einer jüdischen Frau nichts geschenkt nehmen? Verachten Sie auch noch die Sterbende?«

Victor beugte sich herab und nahm das Blatt aus der kalten Hand entgegen.

»Sie halten mich für sehr leichtsinnig, meine Gnädige,« sagte er leise. »Aber ich versichere Ihnen, ich wäre trotzdem sehr ungern gestorben und bleibe furchtbar

gern leben. Es konnte mir gar kein größerer Gefallen geschehen, als von Ihnen gerettet zu werden.«

Emma senkte in stillem Glücke die Lider. Ein Strahl reinen Entzückens traf den jungen Mann, während die Tränen unaufhaltsam über ihre Wangen niederliefen.

»Ist es wahr, daß Sie und Evchen verlobt sind?« fuhr sie nach einer Weile fort.

»Noch nicht,« sagte Victor. »Aber wenn ich nicht irre, so lieben wir einander herzlich.«

Wieder lächelte Emma in stiller Freude und faltete die Hände über Victors rechter Hand zusammen. »Seid glücklich,« sagte sie und lag dann eine Weile, ohne sich zu regen.

Eben drohte eine neue Schwäche sie zu übermannen, als der Arzt eintrat, ein Regimentsarzt, dessen nahe Wohnung Jochem gekannt hatte.

Victor zog sich in sein Schlafzimmer zurück. Isaak folgte ihm und überließ sich dort rücksichtslos seinem wütenden Schmerze. Sein Tuch stopfte er zwar in den Mund, damit Emma ihn nicht hören konnte, aber mit den Fäusten schlug er um sich und hob sie drohend zum Himmel empor. Dann und wann murmelte er etwas zwischen den Zähnen hindurch, man konnte nicht sagen, ob Flüche oder Gebete oder beides zugleich. Endlich warf er sich hart auf den Boden hin und schluchzte kaum hörbar in den Fußteppich hinein, während sein ganzer Körper sich zuckend hin und her warf.

Victor hatte den Mann, der ihn so tödlich haßte, anfangs gewähren lassen. Jetzt dauerte ihn der Jammer doch wieder und er versuchte, ihm zögernd Trost zuzusprechen. Isaak stöhnte.

»Lassen Sie mich! Meine Tochter hat mir heute gesagt, daß Sie und Ihre Braut immer sehr gut zu ihr waren. Ich bedauer's auch gar nicht mehr, daß ich den Schuldschein ... Aber der Kurt! Wenn ich ihn ... mit meinen alten Zähnen wollt' ich ... Und er lebt! Und meine Tochter stirbt! Emmaleben, mein Goldkind! Herr Leutnant, Sie haben Ruhm und Schönheit und Weiber und Lust und Schmaus und alles, ich aber bin ein alter Jud' und habe nichts als mein Kind! Emmaleben, mein Goldkind!«

Und wieder schrie der Alte auf und drückte sein Gesicht in den Teppich.

Der Doktor trat ein und bedeutete Victor mit einem Wort und einem Wink, daß Emma höchstens noch einige Tage zu leben habe. Dann ordnete er an, daß die Kranke sorgfältig verwahrt nach Hause und zu Bette gebracht werde. Victor erbot sich, seine Wohnung der armen Frau und ihrem Vater einzuräumen. Aber der Alte schrie: »Bei mir, bei mir!« Und auch der Arzt erklärte die Anstrengung der Fahrt bei der augenblicklichen hochgradigen Aufregung der Kranken für wenig erheblich.

So kehrten alle zu Emma zurück, die sie mit mattem Lächeln empfing. Der Arzt empfahl sich.

Emma bat ihren Vater, hinunterzugehen und den Wagen in Ordnung zu bringen, die mitgebrachten Polster zurechtzulegen. Als der Alte zögerte, bat sie: »Geh Vater, ich möchte den Leutnant um etwas bitten!«

Isaak ließ sie allein.

»Meine Gnädige,« begann Victor, »zwischen uns sind höfliche Redensarten überflüssig. Sie haben mir mein junges Leben geschenkt. Fordern Sie es wieder? Befehlen Sie und ich gehorche. Soll ich mich aber mit einer Person, die Sie gekränkt hat duellieren, so tue ich's für Sie mit besonderem Vergnügen.«

Emma zuckte zusammen. Dann flog über ihr verkümmertes Gesicht eine leichte Röte, daß sie aussah wie ein Kind. Und mit geschlossenen Augen, mit abgewandtem Gesicht flüsterte sie:

»Ich schäme mich. Aber ich habe Eile. Ich habe ein Geldgeschäft. Ich brauche kein Versprechen, kein Ehrenwort, hören Sie mich nur an. Ich habe Ihnen den Schuldschein gegeben. Zerreißen Sie ihn vor meinen Augen. So! Ich hab's gehört. Sie sind meinem Vater – nichts mehr – schuldig. Aber mir – zweimal Hunderttausend, nicht wahr? Das sind Sie – mir – schuldig. Ich vermache dieses Vermögen – Sie wissen – ich – vermache alles – meinem Mann. Sobald Sie können, geben Sie es ihm.«

Emma öffnete die Augen, um Victors Gesicht zu sehen. Er verzog keine Miene, sondern verbeugte sich nur zum Zeichen der Zustimmung. Emma fuhr fort:

»Er ist ein Kavalier. Er darf nicht hilflos sein. Geben Sie's ihm, Victor, und sagen Sie ihm« – sie schloß wieder die Augen – »ich habe ihn bis zur Todesstunde geliebt und er – er – hat mich sehr – sehr glücklich gemacht. Mein Leben war schön durch ihn. Ich habe ihn geliebt und sterbe. Das ist – sehr schön.«

Sie schwieg erschöpft.

Als der Alte zurückkehrte, um seine Tochter nach Hause zu bringen, fand er den Leutnant über die Kranke gebeugt, die Lippen auf ihre Hand gepreßt.

## 17. KAPITEL

Viele Tage lang irrte Heinrich in der Stadt umher, als wäre er ein Fremder im Orte, besäße keinen Freund da, keinen Beruf und keine Heimat. Die Stadt schien ihm verwandelt.

Was er aus den Berichten über mittelalterliche Schrecken kannte, das schien sich in seinem lang ersehnten neuen Reiche wieder, wenn auch in stillerer Form, erneuern zu wollen. Wie durfte er als Arzt einem Armen seine ärztliche Hilfe anbieten, wenn er fürchten mußte, daß der Kranke ihn von sich wies und rief: »Du bist ein Jude und willst mich mit Deinen Arzneien vergiften, um die Christen aus der Welt schaffen zu helfen.«

Heinrich schalt sich selbst, daß er in seinen grüblerischen Gedanken die Zustände vielleicht ins Dunkle

übertrieb. Und doch – worin lag denn die Übertreibung? *Wenn* das wirklich schon Geschehene berechtigt war, dann *durfte* die Bewegung nicht stehenbleiben, dann *mußte* man den vielen Tausenden, welche mit Heinrich in völliger Unkenntnis ihre Ruchlosigkeit an der Entwicklung der deutschen Dinge ihren Anteil genommen hatten – dann *mußte* man diesen Tausenden im Ernste den Verkehr kündigen und gegen sie einen neuen Kreuzzug predigen. Den Kreuzzug von Neu-Rom gegen Jerusalem!

War denn das alles wirklich so unmöglich? Las er es nicht täglich in den neuen Blättern, welche sich der Unterstützung hochgeborener und hochgestellter Menschen rühmen konnten?

Und war überhaupt noch etwas unmöglich, nachdem das Entsetzliche eingetreten, nachdem die herrliche Clemence ihm fremd geworden war, die Sonne der Heimat ihr Licht verloren hatte? Wenn das deutsche Volk dieselbe Handlung beging, durch welche er seine Braut verloren hatte – durfte er das deutsche Volk härter anklagen als seine Braut? Und klagte er diese denn an?

Heinrich irrte friedlos umher. Keiner von seinen alten Bekannten grüßte ihn auf der Straße. Und wenn auch niemand von seiner Anwesenheit wußte, wenn auch der lange Bart und die gebräunte Gesichtsfarbe ihn fast unkenntlich gemacht hatten, so überkam ihn

doch jedesmal das bittere Gefühl, als ob sein Inkognito, wenn nicht eine Folge, so doch ein Symbol des barbarischen Treibens wäre.

Victor sei auf sein Gut gefahren, hieß es, als Heinrich nach Tagen den Freund wieder aufsuchte. Gewiß, Victor hatte das Recht, auf sein Gut zu fahren. Aber daß er so plötzlich abreiste, gerade als Heinrich nach langer Abwesenheit zum Kampfe um sein Glück zurückkehrte, daß Victor abreiste, ohne für den Freund einen Gruß, ein Wort zurückzulassen – das konnte kein Zufall sein. Nie, nie hätte Heinrich es vom Freunde geglaubt und wenn er es hätte glauben müssen: es hätte ihn in seinem ganzen Wesen erschüttert. Aber nun – Clemence war abgefallen, das Leben war zerstört. Was macht es dem gefälltten Baum, wenn noch ein Axtschlag gegen den umgeworfenen Stamm geführt wird?

Als Heinrich von Victors Wohnung nach seinem Hotel zurückkehrte, führte ihn der Weg an dem Hause vorüber, dessen erstes Stockwerk Kurt von der Egge innehatte.

Er wollte, in seinen Gedanken versunken, weitergehen, als ihn vom letzten Fenster her die wohlbekannteste Stimme Omars anrief. Heinrich blieb einen Augenblick überrascht stehen, dann entschloß er sich rasch hinaufzugehen, um sich nach Emma und nach der Auf- führung des Schwarzen zu erkundigen.

Das prächtige Haus hatte heute die Torflügel weit geöffnet. Auf den Treppen gingen geschäftige Männer und Frauen hin und her.

Oben standen die Türen der Wohnung auf. Einige Zimmer waren ausgeräumt, in anderen drängten sich die Möbel unordentlich durcheinander.

Heinrich erhielt auf seine Frage von den Umstehenden bereitwillige Antwort. Er hörte zu seinem Schrecken, daß Emma vor kurzem im Hause ihres Vaters gestorben sei, daß der Witwer in einem Hotel allein wohne und daß heute die gesamte kostbare Einrichtung einzeln an den Meistbietenden versteigert werde. Die Geschäftsleute, die hier billige Einkäufe zu machen hofften, schienen in alle Geheimnisse der Familie eingeweiht.

»Nun wird auch Frau Tinal eben sich ein bescheidenes Zimmer suchen müssen,« rief ein alter Mann, während er die Festigkeit eines Gardinenstoffes prüfte.

»Der alte Feigelbaum gibt keinen Pfennig mehr her, nicht für den Julius, nicht für Tina und am wenigsten für den Herrn Hauptmann,« sagte eine würdevolle Dame, welche drei Spucknapfe und eine Bronzestatue in den Händen hielt.

»Sie haben ihm nicht viel übrig gelassen,« rief jemand vom Korridor herein.

Heinrich ging rasch ins letzte Zimmer, wo der Auktionator während der eingetretenen Pause eben sein

Frühstück verzehrte. Neben ihm, auf einem zusammengerollten Teppich, hockte Omar und grinste seinem ehemaligen Herrn frech ins Gesicht.

Der Arzt ließ sich von dem Schwarzen bestätigen, was er eben gehört hatte. Dann fragte er, wie es ihm gehe, ob er seiner schönen Herrin gern diene.

Omar lachte. Er habe keinem Menschen zu gehorchen als dem Herrn Hauptmann. Der sei ein guter Mann und erzähle ihm, wie deutsche Betrüger nach Afrika gehen und sich für Zauberer ausgeben. Omar sei jetzt klug geworden und wisse schon, daß der Herr Doktor, den sie unter den Wilden für einen großen Wundermann hielten, hier auch nicht mehr sei als ein Schwarzer aus Afrika. »Auch Semit!« schloß er und blickte stolz um sich.

Doch er sprach die Worte so komisch aus und schnitt in seinem Hochmute dazu ein so dummes Gesicht, daß Heinrich den Zorn, der ihn beschleichen wollte, leicht überwand und kopfschüttelnd die ungastlichen Räume verließ, als der Beamte eben wieder begann, ein Dutzend Stühle »antik, eichengeschnitzt« auszurufen.

Die Nachricht vom Tode der armen Frau hatte den Arzt weich gestimmt. Er sehnte sich noch mehr als sonst nach einem Menschen, dem er sein volles Herz ausschütten konnte; aber der Gedanke, alle seine Bekannten im Banne der neuen Mode zu finden, schreckte ihn zurück.

Da fiel ihm der kleine Sanitätsrat ein. Doktor Friedmann hatte sich ja selbst einmal einen Juden genannt, von dem war also nichts zu besorgen. Heinrich ärgerte sich zwar über sich selbst, daß er in Gedanken nach der Konfession des Freundes gefragt hatte; als es aber Abend wurde, wo er einst den vielbeschäftigten Arzt stets in seiner Wohnung zu finden pflegte, ging er freieren Herzens hin.

Die Frau begrüßte ihn herzlich, die Kinder lärmten wie immer, hier hatte sich nichts verändert. Bald kam auch der Sanitätsrat nach Hause und hätte den Kollegen vor Freude beinahe in die Arme geschlossen.

Ja, hier war alles noch wie einst. Der Sanitätsrat küßte erst sein Weib, dann die Kinder, eins nach dem andern.

»Wo ist Paul?« fragte er dann.

»Er ist noch nicht aus der Schule zurückgekommen,« sagte die Frau.

»Du mußt nicht so streng sein, Friedmann,« fügte sie hinzu, da ihr Mann die Stirne runzelte. »Paul ist schon fünfzehn Jahre alt und immer Primus gewesen. Auf den können wir uns verlassen. Er wird bei einem Mitschüler die deutsche Arbeit überlegen.«

Der Sanitätsrat war beruhigt und begann mit Heinrich zu plaudern. Und es dauerte nicht lange, so erzählte dieser auch schon, wie schwer das häßliche Treiben

Berlins auf ihm lastete. Er durfte hier von dem Nächsten, von seinem Liebesleid nicht sprechen; aber er vergaß es auch völlig, während er schilderte, wie bitter er diese Nichtswürdigkeiten empfand.

Frau Friedmann nickte ihm oft zu, der Mann aber ließ ihn ruhig ausreden. Dann drückte er seine Hand und sagte nach einigem Besinnen:

»Ich will mich nicht besser machen, als ich bin. Mich läßt die dumme Hetze nicht gleichgültig, wenn sie mich auch bisher nicht persönlich berührt hat. Ich bin gar nicht abgeneigt, diesem Doktor Stropp oder wie er heißt, sein Wahnsinns-Attest auszustellen. Aber so tragisch müssen Sie die Sache nicht nehmen! Mögen die Leute hinter meinem Rücken reden, was sie wollen! Ich lese die Hetzblätter nicht, ich unterhalte keinen ausgedehnten Verkehr, ich weiß nicht viel von der Welt. Und wenn ich mich in meinen vier Wänden umschaue, so bin ich mit mir und meiner Familie so zufrieden, daß ich den Leuten einfach nicht glaube, wenn sie mich einen Wucherer oder Gott weiß was schimpfen. Ich bin und bleibe ein Jude und will, daß meine Kinder nie völlig den Zusammenhang mit unseren Überlieferungen verlieren. Ja, ich bin zu stolz, um mich von diesen Leuten ärgern zu lassen. Mich soll ihr Lügen nicht aus meiner stoischen Ruhe schrecken. Ich tue unentwegt meine Pflicht und blicke verächtlich auf sie hinunter.«

Das Gespräch über die »Tagesfrage«, wie man auch hier sagte, dauerte noch fort, als es mehrere Male rasch nacheinander klingelte.

»Es wird Paul sein,« sagte die Frau.

Doch plötzlich stieß das Mädchen, das öffnen gegangen war, einen furchtbaren Schrei aus und riß jammernd die Tür auf. Die Eltern waren aufgesprungen. Da brachten zwei Männer den Liebling auf ihren Armen herein.

Paul versuchte, als er die Mutter erblickte, den Kopf zu heben und die Hand auszustrecken. Aber er blieb steif liegen, als zögen ihn die triefenden Haare zurück.

»Mein Kind, mein Paul! Du bist ins Wasser gefallen! Lebst Du? Mein Gott, mein Gott, stirb mir nicht!«

Der Sanitätsrat brachte den Knaben mit Heinrichs Hilfe rasch zu Bett und verordnete alles Nötige. Der Knabe zitterte vor Frost und Fieber. Eine schwere Krankheit war im Anzuge. Sprechen konnte er nicht.

Die Mutter blieb am Krankenbett zurück, während die Ärzte ins Wohnzimmer traten, um sich nach den näheren Umständen des Unglücksfalls zu erkundigen. Die Männer, die Paul heraufgetragen hatten, wußten nichts, sie hatten den Knaben ins Wasser springen sehen und herausgezogen. Ein anderer Knabe, der draußen auf der Treppe stehe, habe ihnen die Wohnung angegeben.

Als der Sanitätsrat hörte, Paul sei ins Wasser gesprungen, sank er auf einen Stuhl und vergrub seinen Kopf in den Händen. Heinrich holte den kleinen Freund herein. Es war ein Mitschüler, der – selbst vor Angst und Schrecken zitternd – Bericht erstatten mußte. Es war eine kurze Geschichte:

Paul war bisher immer Primus gewesen. Heute hatte ihn der Lehrer abgesetzt und gesagt, ein »Mauschel« dürfte in einer christlichen Klasse nicht regieren. Paul berief sich vergebens trotzig auf sein Recht; er wurde vom Lehrer verspottet und nach der Stunde von der ganzen Klasse gehänselt. Paul griff seine Peiniger an, wurde aber von der Überzahl überwältigt und jämmerlich geprügelt. Paul hatte nur noch einmal gerufen: »Das wird mir die Mutter nicht glauben!« Dann wäre er, ohne innezuhalten, vom Schulgebäude bis zum Wasser gelaufen und da von der Mitte der Brücke hineingesprungen.

Heinrich ließ den Knaben nach Hause gehen.

Als er selbst sich selbst zum Fortgehen anschickte, saß der Sanitätsrat noch immer auf seinem Stuhle, rief ein über das andere Mal »Mein armes Kind!« und schluchzte mit verhaltenem Atem vor sich hin.

Mit wildem Humor streifte Heinrich von nun an wie ein Tourist in der Stadt umher. Er besuchte alle Museen, alle großen Denkmäler, alle Paläste, alle Kunstinstitute, um sich überall persönlich zu überzeugen, daß unter dem hereinbrechenden Inhumanismus noch

die konventionelle Pflege von althergebrachten Formen der Wissenschaft und Kunst nicht aufgehört habe.

Und mittags und abends besuchte Heinrich wenig bekannte Gasthäuser aller Stadtteile und trank sein Bier inmitten von Gruppen, die über die Existenzberechtigung der Juden stritten.

Heute war er in der Kneipe, die von freisinnig denkenden Bürgern besucht wurde. Das Gespräch war nicht heftig und gebrauchte nicht die schlimmsten Schlagworte; über die Stadtverwaltung wurde geredet und, ohne daß es die wackeren Leute selbst bemerkten, gelangten sie dahin, das Judentum, welches sie im allgemeinen mit kühlen Worten verteidigten, für die Fehler der Wasserleitung verantwortlich zu machen.

Am Abend saß Heinrich nicht weit von einigen Studenten in einem versteckten Speisehaus, in welchem außer Milch, Wasser, Gemüse, Limonaden und Brot nichts verabreicht wurde. Die Studenten, welche bei dieser Kost ihrer deutschen Gesinnung und ihrem knappen Geldbeutel Genüge zu tun glaubten, waren im Grunde prächtige Burschen. Sie führten große Worte im Munde, gaben sich nicht mit Kleinigkeiten ab, behandelten die Frage vom hohen wissenschaftlichen Standpunkte mit starker Logik und mangelhaften Kenntnissen. Für sie war es ausgemacht, daß jeder Jude ein Betrüger, wenn nichts Schlimmeres war. »Kein Jude kann deutsch sprechen oder schreiben,« rief der eine. Und: »Wenigstens ein richtiger Lyriker ist unter

den Juden unmöglich,« rief ein anderer, und sie trällerten: »Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,« zahlten ihre Milch und gingen.

Am nächsten Tage geriet Heinrich in ein Bierhaus, in welchem ein wilder Haufe von Menschen durcheinander schrie, deren sonstiger Beruf schwer zu erkennen war. Es waren »Führer« darunter, flüsterte der Kellner dem neuen Gaste zu, dem er sofort eine Handvoll der neuen Zeitschriften brachte.

Heinrich erkannte in dem Gewimmel der heftig streitenden Menschen den Doktor Stropp. Seine Aufmerksamkeit war dadurch noch mehr erregt. Er hörte den Debatten zu, welche ungeordnet von Tisch zu Tisch geführt wurden. Es handelte sich um die Verteilung der Beute. Eine einträgliche Stellung war zu besetzen, und ein jeder Tisch, an welchen drei bis zehn Bezirksgenossen saßen, forderte die Stelle für seinen Führer. Immer lauter wogte der Streit, immer roher fielen die Beleidigungen hinüber und herüber, immer erregter wurden die Gesichter. Da stieg Stropp auf einen Stuhl, um von allen gehört zu werden.

Heinrich betrachtete mit Abscheu und doch wieder mit ärztlichem Interesse die Haltung und Miene des Menschen. Er unterschied sich äußerlich noch immer durch seinen würdevollen langen Rock, die weiße Binde und das sauber gescheitelte Haar von seinen Genossen. Aber in dem Gesichte selbst und in seinem ganzen

Körper hatte eine rätselhafte Krankheit arge Zerstörungen angerichtet. Zu jeder einfachen Armbewegung brauchte der Redner die Hilfe des ganzen Körpers, und auch dann noch zuckte der Arm wie unschlüssig. Die Wangen waren dicker geworden, aber eine tiefe Furche zog sich von den Nasenflügeln herab; die einst recht hübschen Augen standen aus den Höhlen hervor, das Weiße war blutunterlaufen, und aus den großen schwarzen Pupillen glänzte es wie unbezähmbare Leidenschaft. Stropp wies in seiner mächtig dröhnenden Rede auf die Verdienste hin, die er sich selbst um die Partei erworben.

Zischen und Beifallklatschen unterbrach den Redner. Die Freunde und Feinde riefen hin und her, drohende Arme erhoben sich, und als Heinrich angeekelt das Lokal verließ, hörte er noch das erste Bierglas über dem Kopfe eines der Streitenden an der Wand zerschellen.

Doch je mehr ihn das Treiben der Sekte anwiderte, desto schmerzlicher empfand Heinrich die Teilnahme der Menge. Wie stark mußte ein uralter Rassenhaß in den Tiefen des Volkes wurzeln, wenn solche öden, heuchlerischen, ideallosen und verbrecherischen Gesellen ihn aufs neue anzufachen und breite Schichten der Provinzbevölkerung anzustecken vermochten!

Heinrich war sich bewußt, daß sein täglich wachsender Zorn nichts mit seiner persönlichen Stellung zu dem Streite zu tun hatte. Der Deutsche in ihm war empört, nicht der Jude.

Stand er doch, wie er wußte, nicht mehr auf dem Boden des Judentums. Ging er selbst doch in der Bekämpfung der orientalischen Weltanschauung viel weiter als alle die heuchlerischen Vorkämpfer der Bewegung, welche das alte Testament als eine von Gott selber diktierte Schrift zu verehren vorgaben, während sie gleichzeitig die Gläubigen dieser heiligen Schrift wie eine Bande internationaler Verschwörer verfolgten.

Heinrich sah mit ernster Teilnahme noch einmal nach dem Stammhause in demjenigen Augenblick zurück, da er es für immer verlassen wollte. Da kam eine Schar Mordbrenner gegen das Haus gerannt.

Mußte er da nicht umkehren und das morsche Gebäude verteidigen helfen, wenn ihm auch vor den gegenwärtigen Besitzern graute?

War er nicht verächtlich wie der erste beste Überläufer, wenn er den Übertritt zum Christentum vollzog, während der Jude wieder wie vor Jahrhunderten dem Hasse und Neide des Pöbels preisgegeben ward? Konnte er seines Lebens je wieder froh werden, wenn er im Kreise der Nächsten brutale Äußerungen über die Juden, die ja am Ende doch seine Stammesgenossen blieben, vernahm – wenn man ihm damit Hand und Zunge band, daß man großmütig bei ihm eine Ausnahme zuließ? Mußte er nicht während des Kampfes zu seinen Stammesgenossen treten und in ihren Reihen leiden, um nach dem endlichen Frieden, vielleicht mit gebrochener Kraft zurückzutreten und zu sprechen: »Lebt

wohl! In der Not hatten wir etwas Gemeinsames. Im Glücke habe ich nichts mit Euch zu schaffen!«

Was kümmerten ihn im gewöhnlichen Gang der Dinge die Juden? Er kannte nicht ihre Gewohnheiten, nicht ihre Gesetze. Er wußte es nicht anders, als daß er ein Deutscher war, so lange er denken konnte. Konnte er aber, wie die Sache nun stand, den kühlen Philosophen spielen und so empfinden, als ginge ihn die Sache nichts an? Er gab sich wohl Mühe, aber er merkte doch, es wollte nicht gelingen.

So wanderte Heinrich bei einbrechender Dämmerung wieder einmal in schweren Gedanken zum Brandenburger Tor hinaus und in den Gängen des Tiergartens umher, als er plötzlich eine unheimliche Gestalt auftauchen und scharf beobachtend stehenbleiben sah. Es war ein hagerer Mann mit glänzenden Augen, das blasse Gesicht umflogen von wildem rotem Bart- und Haupthaar. Als der Fremde den Arm erhob, faßte Heinrich seinen Stock schon fester, doch mit einem Freudenschrei flog der andere heran und drückte den Arzt stürmisch an sich. Es war Oswald Fränkel, der närrische Schneider.

Die warme Begrüßung tat dem Arzte wohl. War es auch nur Oswald, so war es doch endlich ein Mensch, der ihn wiedererkannte. Heinrich fragte nach dem Wohlsein der Familie, nach Doretten und Siegfried. Der Schneider schüttelte betrübt und heftig den großen Kopf.

»Es ist nicht, wie es sein sollte, Herr Doktor,« sagte er dann. »Die Erde wird immer schmutziger, und die Sonne brennt im Sommer noch furchtbar heiß. Aber Sie können mich nicht verstehen, Herr Doktor. Sie können den traurigsten Zwiespalt der menschlichen Individualien unmöglich fassen; Sie können nicht wissen, wie es tut, wenn die Menschen eine neue Grenzlinie ziehen und einer das Pech hat, so zu liegen, daß die neue Grenzlinie ihm mitten durch seinen armen Rücken geht.«

»Doch,« antwortete Heinrich mit traurigem Ernste, »auch ich bin, was man so nennt, ein Jude.«

Der Schneider fuhr zurück wie geblendet. Dann faßte er den Arzt mit wilder Kraft am Arm.

»Sie sind ein Jude?« schrie er mit zitternder Stimme und schien Heinrich mit seinen Augen verschlingen zu wollen. »Dann sind Sie ja selbst mein lebendiges Ideal, dann gibt es Sonnenkinder auf der Erde. Sie sind ein Jude? Man hört es nicht, man sieht es nicht, man fühlt es nicht, und man bezahlt es nicht! Es ist ja unglaublich und doch, Sie sagen's, es muß wahr sein.«

Der Schneider begann heftig zu schluchzen, rief die Erde und die Sonne zu Zeugen des großen Augenblickes an und fiel dem Arzte wieder um den Hals. Heinrich mußte ihm versprechen, ihn bald zu besuchen.

Als er gleich am nächsten Morgen die schmalen Treppen emporstieg, schien ihm das verfallene Häuschen Oswalds das einzige Bleibende in der stürmischen Zeit. Dieselben knarrenden Töne waren auf denselben Holzstufen zu vernehmen, und dieselben matten Lichtstrahlen fielen noch immer auf dieselben schmutzigen Stellen des Flurs. Auch als er eintrat, glaubte er sich in die alte Zeit zurückversetzt. Links stand Doretta hinter ihrem Plättbrett und rechts arbeitete Oswald. Freilich, der kleine Siegfried war größer geworden. Er schob sich, ohne aufstehen zu können, auf den sauberen Diele bald vom Vater zur Mutter und bald wieder zurück. Und in dem Jahre, in welchem das blasse Kind sich bis zu dieser Kraftäußerung entwickelt hatte, waren die Eltern andere geworden. Mit sorgenvoller Miene nähete Oswald an seiner Arbeit, die Körperhaltung war gebückt, in das wallende rote Haar mischten sich graue Streifen. Auch Dorettas milde Augen leuchteten nicht mehr mit dem ehemaligen Glanze. Manches Fältchen begann sich in das runde Gesicht einzugraben, und in den Bewegungen merkte man etwas von Müdigkeit.

Bei Heinrichs Eintreten nickte der Schneider nur traurig mit dem Kopfe, während Doretta mit einem lauten Aufschrei das Eisen fortsetzte und um das Brett herum auf den Arzt zulief. Oswald, ihr böser Oswald hatte ihr gar nicht gesagt, daß er den Herrn Doktor so früh erwartete, und nun wußte sie vor Freude und Überraschung nicht, was sie zuerst erzählen sollte.

Nachdem sie die ersten Fragen und Antworten ausgetauscht hatten und Heinrichs Meinung über Siegfrieds Aussehen und Kräfte eingeholt war, blickte Doretta ihrem Gast ernst in sein düsteres Gesicht. Sie strich mit ihrer Hand über die seine und fragte zögernd, ob er Fräulein von Auenheim schon besucht hätte. Heinrich wandte sich ab.

Da nickte Doretta eifrig und wischte sich mit dem Ärmel eines noch nicht geplätteten Hemdes die Augen. Dann begann sie zu erzählen.

Nach Heinrichs Abreise war Clemence anfangs oft und, wie es schien, mit verdoppelter Herzlichkeit zur Frau Schneidermeisterin gekommen. Man plauderte über Siegfried und Heinrich. Wenn es Doretta einfiel, daß sie für die Besucherin gar zu viel von ihrem Kinde erzählt hatte, so fing sie von Heinrich an; und dem Fräulein ging es wohl umgekehrt.

Dann kam sie seltener, blieb immer nur kurze Zeit da, war zwar nicht weniger herzlich, wurde aber immer verlegen, wenn Doretta von Heinrich zu sprechen anfang. Um dieselbe Zeit wurde Oswald wegen der schrecklichen Dinge, von denen Doretta nichts wußte, immer mürrischer, und da glaubte sie lange, Fräulein Clemence bleibe deshalb fort. Einmal aber – es war das letzte Mal – vor mehr als einem halben Jahre, kam sie in Gesellschaft ihres Vettters, eines unverschämten, wenn auch sehr hübschen Herrn. Der schaute sich in

der Doppelwerkstatt naserümpfend um, blickte höh- nisch auf den ängstlichen Siegfried herab, lächelte ab- scheulich über jedes Wort Oswalds, ging endlich und führte das bleiche Fräulein wie ein Opferlamm mit sich fort.

Am nächsten Tage kam der Herr von der Egge allein wieder. Er wollte wissen, wie oft seine Cousine hier mit dem Doktor zusammengekommen wäre und ob sie vielleicht jetzt noch durch Vermittlung der Schneiders- leute in Verbindung ständen. Als Doretta in ihrer Be- stürzung schwieg, bot der Herr gar Geld für den Verrat, indem er dem kleinen Siegfried ein Zwanzigmarkstück hinwarf und sagte, er solle es in seine Sparbüchse tun. Da sprang Oswald aber in hellem Zorn auf, riß dem Kleinen, der schon danach gegriffen hatte, das Gold- stück aus der Hand und warf es zum Fenster hinaus auf die Straße, daß es klirrte. Herr von der Egge be- sann sich nicht lange, ging davon und vergaß nicht, das Goldstück wieder aufzuheben und einzustecken.

»Verliebt gemacht hat er die Clemence nicht, das können Sie mir glauben,« rief Doretta. »Aber irgend- was ist geschehn, was mir mein gutes Fräulein verwan- delt hat. Ach, wenn sie doch nur noch *einmal* hierher käme, nur einmal, es könnte alles wieder gut werden. Bitte, sagen Sie ihr's doch! Das wäre gar nicht schön, können Sie ihr sagen, sich um uns nicht mehr zu be- kümmern.«

Heinrich war von dem Gehörten so bewegt, daß es ihn nicht länger in der niederen Stube litt. Mit dem Versprechen, morgen wiederzukommen und mit Oswald über seine Angelegenheit zu sprechen, wollte er forteilen. Der Schneider erbat sich jedoch Heinrichs Adresse, er habe Männersachen mit ihm zu besprechen. Doretta fuhr zusammen und blickte ihren Mann wieder, wie schon einigemal vorher, scheu von der Seite an; als Heinrich aber seine Wohnung nannte, horchte sie auf und kehrte zu ihrer Arbeit zurück.

Heinrich eilte auf die Straße zu kommen, um dort ungestört die Gedanken, die ihn bedrängten, ausdenken zu können.

Was Doretta ihm erzählt hatte, gab ihm wieder Hoffnung. Er hatte es geahnt an dem unglückseligen Abende, als ihm Kurt mit dem nervösen höhnischen Lächeln gegenüber saß. Er hatte den Glauben immer festhalten wollen, daß Clemence nicht treulos war, daß eine unerklärliche, unheimliche Gewalt ihres Veters Kurt sie band. Und daß diese Macht nicht Liebe sei, wie Heinrich im ersten Augenblick mit schwindelndem Kopfe gefürchtet, das hatte sich in des Mädchens Blässe und Trauer nur zu deutlich ausgesprochen. Und nun hatte auch die scharfsichtige Doretta die Beobachtung gemacht, daß Clemence nur widerwillig dem Vetter gehorchte.

War es nicht sein gutes Recht und überdies seine Pflicht, wenn er um das teure Mädchen kämpfte gegen

ehrlose und gegen versteckte Feinde, gegen sie selbst, wenn es nötig war? Mußte Heinrich nicht zurückkehren und eine Unterredung erzwingen, die ihm wenigstens Klarheit verschaffte?

Aber konnte die unerklärliche Ablehnung jeder Annäherung irgendeinen anderen Grund haben, als jenes entsetzliche Fieber, welches sich Deutschlands bemächtigt hatte? War denn nicht auch Victor treulos geworden? Und ließ sich gegen einen solchen Feind mit Vernunft kämpfen?

Unter Fassen und Verwerfen von Plänen verbrachte Heinrich den Tag. Ein Entschluß verjagte den andern, und als er abends müde in seinem Hotel anlangte, war er mutloser und niedergeschlagener als früher. Er hatte zufällig im Vorübergehen gehört, wie ein Straßenjunge einem Knaben, der in Begleitung seiner Eltern ging, »Jud« nachrief. Die Mutter hatte den Ruf überhört, der Vater sein Kind bei der Hand ergriffen und zu rascherem Gehen genötigt; dem kleinen Judenknaben aber waren die Tränen in die Augen getreten.

Und so wie diesem Knaben hatte man auch ihm bei der Rückkehr nach Deutschland »Jud« entgegengeschrien, und wenn das Wort auch keine Beschimpfung war, so war es doch als eine Beschimpfung gemeint. Und er war so hilflos wie der arme Judenknabe auf der Straße.

Im Hotel meldete man ihm, ein Herr sei dagewesen und habe nach ihm gefragt, der Fremde wollte um acht

Uhr abends wiederkommen, Herr Doktor möchte ihn erwarten.

Mit freudiger Erregung las Heinrich die Karte: Victor war dagewesen.

Bevor noch Heinrich mit seinen widersprechenden Gedanken in Ordnung gekommen war, klopfte es schon rasch an der Tür, und Victor, unverändert in seinem herzlichen Lachen, trat ein.

Heinrich schämte sich eine Minute später, daß er dem Freunde jubelnd entgegenflog, die beiden entgegengestreckten Hände ergriff und so innig wie einst drückte. Hatte denn dieser einzige Freund, den er besaß, ihn nicht schmäählich verlassen und hatte er sein Schweigen auch nur mit einem Worte erklärt?

Und Heinrich gab sich Mühe, eine ruhige Zurückhaltung zu bewahren, um nicht durch Erinnerung an die alte Freundschaft die Forderung einer Fortdauer zu stellen. Victor bemerkte das aber durchaus nicht; er plauderte bald so unbefangen, als hätten sich die beiden erst gestern getrennt und entschuldigte sich wegen der neulichen Flucht nur obenhin damit, daß er in Geldverlegenheiten und darum verstimmt gewesen sei. Das bittere Lächeln Heinrichs beachtete er wieder nicht und begann lebhaft den Zweck seines Besuches

anzudeuten. Er habe auf seinem Gute wichtige Veränderungen vorgenommen, plane noch eine große industrielle Unternehmung und wolle über alles noch Heinrichs Urteil hören. Er habe zu dessen praktischem Sinne großes Vertrauen.

In der gereizten Stimmung, deren Heinrich seit seiner Rückkehr nicht mehr Meister werden konnte, war ihm diese Wendung des Gesprächs die allerempfindlichste. Daß Victor sich der wahnsinnigen Bewegung anschloß und mit Hunderten seiner Standesgenossen gegen den Freund Partei ergriff, das war schlimm genug, aber vielleicht noch immer verzeihlich. Daß dieser Duzbruder jedoch es über sich gewann, sich der ehemaligen Freundschaft um geschäftlicher Vorteile willen zu erinnern – daß er in dem jüdischen Freunde nur den befreundeten Juden sah, den man ungescheut in Geldgeschäften benutzen konnte, das war unerträglich.

Während Victor unbefangen an den Tisch trat, um sich dort seine Zigarette anzuzünden, sammelte sich Heinrich zu einer ablehnenden Antwort.

»Ich habe kein Talent zu Geschäften,« sagte er bitter. »Wenn Du Rechnungen prüfen zu lassen hast, so wende Dich an einen anderen Juden. Vielleicht wird es mir gelingen, einen halbwegs Vertrauenserweckenden aufzutreiben.«

Victor starrte dem Freund überrascht ins Gesicht. »Ist das Afrikanisch, was Du da sprichst?« rief er. »Was

für einen seltsamen Ton hast Du von der Reise mitgebracht!«

»O, nicht mitgebracht,« schrie Heinrich gequält auf. »Aber rasch gelernt habe ich ihn hier, in der Heimat, wo ein Jahr hingereicht hat, die heiligsten Bande zu zerreißen. Bitterkeit, tödliche Bitterkeit habe ich in wenigen Tagen fühlen und sprechen gelernt!«

»Um Gotteswillen, Heinrich, was ist Dir? Ach so, richtig, Du bist ja ein Jude! Das hatte ich ganz vergessen.«

Victor mußte der plötzlichen Freude, welche Heinrichs Züge verklärte, wohl ansehen, daß der Arzt ihm schlimmere Gedanken zugetraut hatte.

»Aber Heinrich, Heinrich,« rief er. »Altes Haus! Was hat Dich denn so verwandelt, was hat Dich denn so menschenfeindlich, so mißtrauisch gemacht? Wie kannst Du das Geschwätz von ein paar Bierhausrednern und ehrgeizigen Demagogen so ernst nehmen?«

»Ja, wenn's nur diese wären!« rief Heinrich und gab dem Freunde in gedrängten Worten einen Bericht über seine Erlebnisse. Nur von Clemence vermied er zu sprechen.

»So fand ich Berlin wieder,« schloß er. »Kein Mensch kann sich mehr weigern, zu der roh aufgeworfenen Frage Stellung zu nehmen. Und ich fürchte, ich fürchte, auch der Wackerste ist nicht mehr unberührt geblieben. Es ist so angenehm, für alle Leiden der Welt einen Sündenbock zu haben. Und ich frage Dich Victor, einen

gebildeten Mann, bist auch Du noch so unbefangen wie früher?«

»Muß ich antworten?« fragte Victor schmollend. Als er jedoch in Heinrichs ernstes Antlitz sah, zündete er sich eine frische Zigarette an und sagte:

»Ich hatte bisher gar keine Meinung. Ich dachte über die Judensache ebensowenig nach als über die Frage, wie man die Stuben im Sommer heizen soll. Wenn Du mich aber so aufs Gewissen und mit Berufung auf meine akademische Laufbahn zu einer formellen Erklärung zwingst, so will ich Dir dieselbe nicht vorenthalten. Also höre, ich will mit einem Vergleich antworten, der nicht mehr hinken soll als andere. Die Judenangelegenheit ist keine Frage, sondern eine Tatsache. Es ist eben Tatsache, daß seit undenklichen Zeiten mitten unter uns Deutschen auch einzelne Franzosen, Wenden und Juden wohnen, nur daß die Juden nicht auf einem Fleck beisammen sind, sondern überall verteilt, überall in einigen Exemplaren dieselben menschlich guten und bösen Eigenschaften aufweisen. Daß viele Wucherer Juden sind, das ist für mich gar keine Frage, sondern ein Faktum, welches man entweder historisch erklären, begreifen und vergeben oder volkswirtschaftlich mit denselben Waffen wie den christlichen Wucher bekämpfen muß. Was das mit dem einzelnen zu tun haben soll, der zufällig auch jüdischer Abstammung ist, im übrigen aber nicht besser und nicht schlechter fühlt,

als elf andere Deutsche, die mit ihm ein Dutzend ausmachen, das versteh ich eben nicht. Die Juden – jetzt paß mal auf, jetzt kommt mein Vergleich – erscheinen mir unter den Deutschen wie die Fremdworte in der deutschen Sprache. Es gibt einzelne darunter, die gar keine Existenzberechtigung haben – andere, die sich noch ein wenig anpassen müssen – viele aber, die so vollständig mit dem Stamm der Sprache verwachsen sind, daß sie ohne Schaden gar nicht entfernt werden könnten. Es wäre nicht einmal besser für Volk und Sprache, wenn sie ohne jede Berührung mit den Fremden geblieben wären. Unsere Sprache und unser Leben wäre nicht so reich, so groß geworden, wenn nicht von allen Seiten befruchtende Elemente herangekommen wären. Und die ehrlichsten unter den neuen Kreuzfahrern, bei denen wirklich von einem zwar pöbelhaften, aber uneigennütigen Judenhaß die Rede sein kann, sind nur komisch wie die fanatischen Puristen, welche das undeutsche Wort »Billard« gegen das urgermanische »Grüntuchviereckkegelkugelspiel« umtauschen wollen. Und von den unehrlichen und heuchlerischen Judenfressern, von dem ganzen Gesindel der neuen Streber wollen wir doch miteinander nicht reden.«

»Wenn Du die Judenhetzer mit den Sprachpuristen vergleichst,« sagte Heinrich nachdenklich, »so mußt Du ihren Absichten doch eine gewisse Berechtigung zuerkennen.«

»Nicht die mindeste, Liebster,« rief Victor. »Die Entwicklung des deutschen Volkes wird sich um solche Fanatiker ebensowenig kümmern als die Sprache um verrückte Schulmeister. Die fremden Worte und die fremden Menschen werden in Deutschland nicht ausgestoßen, sondern angepaßt, angepaßt mit Schimpf und Ernst, mit freundlichem Zureden und mit Knuffen. Ist aber so ein fremdes Ding erst deutlich geworden, dann reißt's kein Teufel mehr von uns los. Der deutscheste Postmeister kann selber das Wort »Post« nicht los werden. Und dann! Sieh mal, Heinrich, wenn die Puristen ans Ruder kämen, müßten sie sogar das Wort »Christ« aus der deutschen Sprache als einen griechischen Eindringling herausschmeißen. Und so müßten die allerchristlichsten Judenhetzer konsequent dem Christentum den Krieg erklären, wollten sie nichts jüdisches im deutschen Volksleben dulden, denn das Wesen des Christentums ist ebensowenig germanisch wie das Wort. Und nun bin ich fertig. Gehen wir in die Kneipe und beweise mir dort, daß Du trotz Deiner krummen Leibesbeschaffenheit, von der ich äußerlich so wenig merke, noch mehr als ein Glas vertragen kannst.«

Heinrich versuchte zu lachen, und es gelang ganz gut.

Victors herzliche Freundschaft hatte ihn neu belebt. Er war so jung und so hoffnungsfroh, daß er freudig wieder aufatmete, wenn nur ein Stein von der

über ihm ruhenden Last hinweggenommen wurde. Der Freund war wiedergewonnen; so gab er denn auch die Geliebte nicht verloren. Er ging mit Victor in die nächste Weinstube, hörte es nicht, wenn die Tagesfrage an den Nachbartischen erörtert wurde und vertraute ihm endlich sein tiefstes, sein ungelindertes Leid an.

Victor hörte aufmerksam zu. Er befestigte den Freund in dem Entschlusse, eine Unterredung mit Clemence zu suchen und den Kampf gegen die Intrigen Kurts aufzunehmen.

Dann sagte er nach einigem Besinnen: »Laß mir einige Tage Zeit, meine Vorbereitung zu treffen. Mit mir sind ernstere Dinge vorgegangen, als ich Dir erzählen kann und mag. Es muß Dir genügen zu hören, daß ich erst seit einigen Tagen außer Lebensgefahr bin – ja, so schlimm stand's mit mir, während Du mich einen Verräter nanntest! Daß ich endlich daran denken darf, um Evchens Hand zu werben, die durch Brunos Tod frei geworden ist, und daß ich bei dieser Gelegenheit wahrscheinlich in die Karten des Herr Kurt werde gucken dürfen. Du mußt mir aber völlig freie Hand lassen. Von heute in drei Tagen, gegen sieben Uhr läßt Du Dich bei Auenheims anmelden. Ich werde schon früher da sein und Dir und Clemence ein Gespräch unter vier Augen vorbereiten.«

Auf alle Fragen Heinrichs blieb Victor stumm. Doch schien es dem Freunde, als ob Victor Evchens doch schon sicher sein mußte, so verwegen sprach er von

dem Besuche bei den alten Freiherrn, dem noch das letzte Glas der Freunde galt.

Heinrich war spät zu Bett gekommen. Kaum hatte er am andern Morgen eine Tasse Tee zu sich genommen, als der Zimmerkellner einen Besuch meldete. Eine einfache Frau, die ein Kind auf dem Arme trage, wünsche ihn zu sprechen.

Es war Oswalds Gattin, die nach ihm fragte.

Sie trat verschämt ein, als der Arzt ihr aber herzlich die Hand reichte, auch den verdutzten Siegfried durch Schmeichelworte und ein Butterbrötchen vertraulicher machte, atmete sie auf und sagte: »Ich hab' es ja gewußt, zu Ihnen darf man ohne Scheu mit Kind und Kegel kommen. Ja, wen die Clemence lieb hat, der muß brav sein.«

Siegfried saß schon nachdenklich und träumerisch auf dem Teppich und spielte mit einem Fetisch und einer ausgestopften Schlange. Doretta nahm neben Heinrich auf dem Sofa Platz; doch wollte sie lange nicht mit der Sprache heraus. Endlich erzählte sie ausführlich, daß es mit dem ehelichen Frieden und dem behaglichen Auskommen vorbei sei. Freilich sei auch sie mitschuldig daran, denn sie habe ihrem Manne etwas Wichtiges verschwiegen. Aber auch ihr Oswald sei nicht schuldlos, und die Zeitverhältnisse trügen das ihre bei.

»Wie soll das Glück einen Bestand haben, wenn es schlechte Menschen gibt, welche zwischen ein Ehepaar

treten und Christen und Juden auseinanderreißen wollen, den süßen Siegfried am Ende in der Mitte entzweischneiden möchten, weil Oswald und ich gleiche Rechte an ihn haben. Mit Oswald habe ich nie darüber gesprochen, denn ich weiß, es würde ihn aufregen, und bei seinem schwachen Magen kann er nichts vertragen. Darum stelle ich mich auch immer so, als wüßte ich nichts von der ganzen Judenhetze. Aber ich seh's dem Oswald immer am Gesicht an, wenn die Kerle wieder mal eine Bosheit ausgeheckt haben. Und nun sind alle die schönen Pläne Oswalds zu Wasser geworden. Er grämt sich ins Grab und kann's doch nicht ändern.«

Heinrich fragte teilnahmsvoll, warum sie unter solchen Umständen noch immer einen der Hauptführer, den unheimlichen Stropp, unter ihrem Dache behielten. Doretta errötete bis unter die Haarwurzeln und blickte zu Boden. Dann aber legte sie die Hand entschlossen auf den Tisch und rief:

»Deswegen eben komme ich zu Ihnen, Herr Doktor. Wie dieser Stropp meinen Oswald herumgekriegt hat, das wissen Sie. Alles hätte mein Oswald für ihn hingegen, Gut und Blut, und viel, viel hat er schon – na, ich soll nicht darüber reden. Und was ich bei den teuern Zeiten dem Schelm alles aufgetischt habe, davon weiß Oswald nicht einmal was. Er kümmert sich nicht um Geldsachen und wird eines Tages nicht verstehen, wo's hinausgeflogen ist. Und wissen Sie, wie's der schlechte Mensch gelohnt hat?«

Und nun erzählte sie alles. Den häßlichen Angriff Stropps und die Drohungen, mit denen er ihr Schweigen bis heute erzwungen hatte, ferner einige spätere, leichter abgewehrte Versuche Stropps, ihre Treue zu erschüttern.

»So,« fuhr sie fort, »nun ist's heraus. Sie müssen mir aber Ihre Hand darauf geben, daß Sie kein Sterbenswörtchen erzählen, Herr Doktor. Und dann müssen Sie mir raten. Der Stropp selbst geht ja herum wie das leibhaftige schlechte Gewissen. Dabei sieht er immer aus wie ein armer Sünder unterm Galgen, der seine Todesangst zu verbergen eine Rede an die Leute hält. Ich glaube, er ist verrückt. Er bleibt bei uns wohnen, weil er mich nicht vierundzwanzig Stunden allein zu lassen wagt. O, ich seh' dem schlechten Menschen bis in die Seele hinein! Er weiß ganz gut, daß ich meinem Oswald alles erzählen würde, wenn er nur einmal ein paar Stunden von mir lassen wollte. Darum sitzt er seine ganze freie Zeit zu Hause, darum lauert er so auf jede Bewegung Oswalds und zittert, sooft mein Mann wegen der Judengeschichte mit ihm brummt. Gott, Gott, wenn das nur kein böses Ende nimmt!«

Heinrich schüttelte den Kopf zu dem Gehörten und forderte Doretta auf, den gefährlichen Menschen doch ja aus dem Hause zu entfernen. Sie sollte doch seine Drohungen nur nicht so ernst nehmen.

Das beste sei immer, zwischen Mann und Frau kein Geheimnis walten zu lassen. Auch über die Judenhetze

solle sie bei günstiger Gelegenheit ihre Gedanken dem Gatten mitteilen. Sie sollte ihrem Oswald nur sagen, wie wenig sie sich um die Lügen der Leute bekümmere, wie lieb sie ihn habe. Das würde dem Schneider wohl tun.

Inzwischen hatte Siegfried der Schlange den Schwanz abgebrochen, den Fetisch hinter den Ofen geworfen und begann aus Langeweile zu weinen. Doretta nahm ihn wieder auf den Arm, dankte dem Arzte und eilte fort.

Heinrich freute sich noch über das frische Wesen der einfachen Frau und über ihr Zutrauen, als es leise an die Türe klopfte und auf sein »Herein!« kein anderer als Oswald Fränkel heimlich wie ein Dieb durch die Türspalte hereinschlüpfte und schwer atmend hinter sich zuschloß.

Der Schneider setzte sich mit gekreuzten Beinen auf den entferntesten Stuhl und drückte seinen Kopf stöhnend in die Hände, daß sein rotes Haar vorne herabfiel und beinahe die dicken Tränen verbarg, die ihm zwischen den Fingern hindurchrollten.

Heinrich ließ ihn ruhig gewähren. Endlich hob Oswald Fränkel sein tränenüberströmtes Gesicht und rief mit furchtbar tragischer Betonung: »Ich passe nicht für mein Jahrhundert, ich passe nicht für die Welt! O, es ist deplorabel, wenn man irrtümlich auf der Erde geboren ist, eigentlich aber seiner Gehirnkonstruktatur nach auf die erkältete Sonne gehört. Sie, Doktor, und

Ihr herrliches Mädchen gehören auch auf die Sonne. Vielleicht sogar früher als ich, vor der Erkaltung, für mich müßte sie noch länger sich abkühlen.«

Heinrich redete ihm freundlich zu, mitzuteilen, was ihn quälte.

»Muß ich's Ihnen erst sagen, Doktor? Mir ist der Boden unter meinem Sitz entzogen, die alte Erde schwankt, als wolle sie schon morgen in die Sonne fallen. Doktor, Doktor, die Judenhetze bricht mir das Herz. Die Angst allein, daß meine teure Doretta von der Sache erfahren und mich eines Tages im Zorn einen Juden nennen könnte, läßt mich bei Nacht nicht schlafen, bei Tage nicht denken. Denn auch das Lämmchen hat Stunden, in welchen es wie ein Löwe seine Jungen verteidigt. Ich entziehe ihr die notwendigsten Zeitungen, ich spreche selbst nicht mehr mit ihr, um mich nicht zu verraten. Was soll aber erst werden, wenn mein Siegfried, der Prachtbursche, alt genug ist und in die Schule zu den betörten Lehrern geht? Wenn er einmal aus der Schule nach Hause kommt und auf die Juden schimpft, häng' ich mich auf!«

Und Oswald Fränkel sprang von seinem Stuhl in die Höh' und ging aufgeregt auf und ab.

»Lassen Sie der Entwicklung ihren Lauf, lieber Herr Fränkel,« sagte Heinrich. »Die Welle, welche die abendlichen Völker gegen die sogenannten Irrgläubigen, die

Helden, die Ketzer, die Juden oder wie sie alle heißen, seit Jahrhunderten zu werfen pflegte, wird schwächer und schwächer. Die Juden wurden erst gemordet und ausgeplündert, später entweder verbrannt oder beraubt, geprügelt und ausgepreßt, und jetzt im allgemeinen nur noch für vogelfrei erklärt, öffentlich nur noch beschimpft – bedroht aber und geplündert nur noch ganz privatim und ausnahmsweise. Noch ein paar Jahrhunderte und die Welle hat ihre Kraft verloren. Übrigens haben Sie sich ja von jeher gegen die Ausnahmestellung ereifert, welche die Juden mitten in der europäischen Welt behaupten wollen. Da müssen Sie ja die Hetzereien fast als ein Glück ansehen. Auch diese Hetzlehrer sind wie der Teufel, der stets das Böse will und stets das Gute schafft.«

Der Schneider stellte sich vor Heinrich auf und faßte ihn heftig an der Schulter.

»Das sagen Sie, Doktor? Und wie sagen Sie's? Mit trauriger verstellter Stimme, wie Sie am Krankenbette ein weinendes Kind trösten. Und wissen Sie auch, warum Sie mich wie ein weinendes Kind geringschätzen und lügen? Ja, lügen! Weil Ihnen gerade so zumute ist wie mir. Ja, Doktor, ich seh's Ihnen an. Sie haben nur nicht den philochologischen Blick wie ich, sonst müßten Sie Ihren Zustand schon verstehen. Wir nennen uns beide keine Juden, wenn die Krämer und Wechsler rufen: »Herbei, herbei, Ihr Juden! Wer ein Jude ist, bekommt von uns ein Goldstück! Und wer ein Christ

ist, der soll es büßen!« – Wenn aber die Mörder und Henkersknechte kommen und rufen: »Fort, Ihr Christen! Die Juden allein sollen auf dem Platze bleiben, damit ein jeder von ihnen seinen Stein an den Schädel bekomme!« dann entdecken wir alle, daß wir Juden sind. Wir treten in Reih und Glied mit Münzfälschern und Wucherern und wir rufen: Auch mir meinen Stein, denn auch ich bin ein Jude!«

Und Oswald richtete sich hoch empor und riß sich in theatralischer Bewegung die Kleider über der Brust auseinander.

Der Schneider konnte nicht ahnen, wie tief seine Worte den Hörer bewegten. So närrisch das alles auch klang – es war doch im Grunde dasselbe, was Heinrich seiner Braut sagen mußte.

Und der Schneider fuhr fort:

»Schon war alles vorbereitet! Ich war bereit, mit dem Wort Gottes auf den Lippen an die ungläubige Gemeinde zu treten, allen Schimpf und Spott zu ertragen und Israel durch die Kraft der Wahrheit hinüberzuführen zur Erlösung. O, wir alle, alle, wären bessere Christen geworden als die Alten; denn wir haben seit Jahrhunderten in Wahrheit, Wirklichkeit und als Faktotum das Kreuz auf uns getragen; wir kennen das Leiden und Mitleiden besser als die anderen. Leiden und Mitleiden! Wer das gekostet hat, ist ein Christ aus vollem Herzen! Heute jedoch – wer von uns wird den falschen Schein auf sich nehmen wollen und im Augenblicke

der Verfolgung die Taufe empfangen? Nicht Du und nicht ich, nicht wahr? Auch Du, Geliebter, wirst kein so gemeiner Kerl sein wollen, daß Du am Tage der Schlacht Dein Regiment verläßt, weil Du vor dem Kriege zum Feinde reisen wolltest. Nein, Geliebter, ich will Dir ein Mysterium sagen. Es sind wohl Feinde des Judentums, welche die Verfolgungen anstiften. Aber ihr Werk ist höllisch; es sind teuflische Feinde, denn sie wollen das Judentum nicht vernichten – was ganz gut getan wäre –, sie wollen es verewigen – was jammerbar ist. Ja, mein Geliebter, längst schon hätten die Juden ihre alten Götter verlassen, wenn sie nicht immer wieder durch neue Verfolgungen und Injuramente zu einem einheitlichen Stamme geknetet worden wären. Ich aber lebe immer noch der einen Hoffnung, daß die Juden also durch solche Torturen und Martern im Laufe der Säkularien zu besseren Christen werden herangebildet werden, als die sind, die sie tortern und martern. Hätte ich diese letzte Hoffnung nicht, wahrlich, ich gäbe die Welt selber preis und würde mit meiner Doretta wieder ein Destillateur.«

Noch lange blieb der Schneider unter solchen Reden bei Heinrich. Dieser wußte nicht, ob er die Form, in welcher Oswald seine Philosophie vorbrachte, belächeln durfte.

Er redete ihm beim Abschied recht zu, seine Sorgen der treuen Doretta nicht vorzuenthalten, lieber für die

Dauer seines Lebens auf die Erlösung Israels zu verzichten und dafür Siegfried zu seinem würdigen Nachfolger in der Humanität heranzubilden. Der Schneider versprach, den Rat in Erwägung zu ziehen, und ging wieder beruhigter an sein Tagewerk.

## 18. KAPITEL

Victor hatte Wort gehalten. Als Heinrich am Abend des verabredeten Tages bei Auenheims eintrat, fand er den Freund in Gesellschaft der beiden Mädchen. Victor begrüßte ihn mit unbefangener Heiterkeit. Evchen eilte ihm entgegen und rief jauchzend:

»Nun sind die beiden Ritter wieder hier! Nun fürchten wir uns vor niemand mehr!«

Clemence war still aufgestanden und lehnte wie ohnmächtig an dem Tische. Die Arme hingen regungslos hinunter, das blasse, unveränderlich schöne Gesicht senkte sich wie im Gefühle des Unrechts zu Boden, und auch die Augen wandten sich wie umflort von der Tür ab, nur um die Lippen spielte ein leises, kindliches Lächeln des Glückes, und Heinrich, der es mit gierigen Blicken wohl bemerkte, schöpfte tief Atem. Sie lächelte noch wie einst. Sein Glück war noch wiederzuerkämpfen.

Er nickte dem Freunde zu und reichte dem frohen Evchen die Hand. Dann wandte er sich zu der Braut, welche auf ihrem Platze niedersinken drohte. Evchen blieb besorgt neben der Schwester stehen; auf

einen Wink Victors jedoch zog sie sich mit ihm auf den kleinen Balkon zurück, der vom Wohnzimmer nach dem Garten führte.

Heinrich stand seiner Braut allein gegenüber.

Noch hatte keins von beiden ein Wort gesprochen. Es widerstrebte Heinrichs Gefühl, das alte Recht geltend zu machen, Clemence vertraulich anzureden. Und doch bedeutete es fast einen Verzicht, wenn er das geringste seiner Rechte preisgab. Fest entschlossen, sie mit »Du« anzusprechen, sagte er endlich doch:

»Sie sind lange nicht bei Ihren Freunden in der Klosterstraße gewesen. Das hat den Leuten weh getan.«

Clemence erblaßte. »Es war unrecht von mir. Ich werde den Fehler wieder gut zu machen suchen ... Herr Doktor.«

»Ich habe kein Recht, Ihnen Vorwürfe zu machen ... liebe Clemence. Aber eines möchte ich gern, sehr gern wissen. Darf ich fragen?«

»Ich bitte Sie darum, Heinrich.«

Heinrich wollte ihre Hand fassen. Clemence entzog sie ihm scheu, setzte sich aber nieder und forderte ihn durch einen Blick auf, neben ihr auf einem Stuhle Platz zu nehmen. Heinrich begann:

»Ich finde hier viele Menschen und Gesinnungen verändert. Es ist eine ... nein, ich will kein hartes Wort gebrauchen. Mir aber, dem Arzte, muß es wie eine

Krankheit erscheinen, daß tausende, sonst trefflich erzogene Personen, plötzlich gegen eine unbestimmt abgegrenzte Menschenklasse mit Haß erfüllt sind. Clemence, an dieser Krankheit leiden gegenwärtig viele gebildete und sonst wackere Männer. Sie hat sich selbst in sonst vornehmen Familien festgesetzt. Es wird Sie also nicht verletzen: Haben Sie von den Schneidersleuten Ihre Hand abgezogen, weil Oswald Fränkel doch nur ein Jude ist?«

Clemence schüttelte fast schalkhaft lächelnd den Kopf.

»Ich habe noch nie daran gedacht!«

Ernster und trauriger fügte sie hinzu:

»Sooft bei uns das Gespräch auf diesen häßlichen Gegenstand kam, war ich innerlich verletzt. Und man hat mich damit oft verletzt, sehr oft, Heinrich. Mir ist die ganze Frage so fremd. Und dann – trauen Sie Ihrer Schülerin, der Leserin Ihrer Bekenntnisse, wirklich so wenig Menschlichkeit zu? Selbst wenn ich die Lehren und Theorien, die ich jetzt immer hören muß, zu den meinigen machen würde, ich dürfte sie doch nie auf den einzelnen anwenden.«

»Ich fürchte sehr, Clemence,« entgegnete Heinrich, »daß wenige außer Ihnen diesen Unterschied zwischen Lehre und Leben machen würden. Doch davon soll heute zwischen uns beiden nicht die Rede sein. Sie merken wohl, daß ich zugleich an mich dachte, als ich vom Schneidermeister sprach. Ich habe mich nicht

verändert, seitdem ich hier von Ihnen Abschied nahm. Aber ich bin ein Jude, und die Bedeutung dieses Wortes hat sich seitdem verändert. Ich mußte wissen und muß nun näher fragen: Sehen auch Sie in einem Juden etwas anderes als einst?«

Clemence schaute sich nach Hilfe um. Als sie sah, daß Evchen und Victor auf dem Balkon plauderten und sich um sie nicht im mindesten kümmerten, versuchte sie, dem Gespräche eine weniger persönliche Wendung zu geben.

»Sie sind nicht Jude, Heinrich, Sie haben mir's ja selbst gesagt. Sie sind ein Philosoph, ein Spinozist, der über solche Fragen erhaben sein sollte.«

Der Ton der Neckerei gelang ihr schlecht. Heinrich aber verstand die Absicht, einer ehrlichen Antwort auszuweichen, und stütze traurig den Kopf in seine Hände. Lange schwiegen beide. Endlich rief er aus:

»Es gibt keinen Trost, nicht in der Arbeit, nicht im Denken, nicht im Spinoza. Solange man jung und glücklich ist, versteht man die Philosophen falsch, weil man sich ihre Sätze für den eigenen Frohsinn zurechtlegt. Die Philosopheme sind Kirchhöfe, jeder Gedanke ein Grab, mit bunten Blumen überwachsen. Solange man jung und glücklich ist, hält man das Ganze für einen Garten; dann kommt ein Tag, an welchem die Blumen verblühen und bald liegt kalt und schauerlich der schneebedeckte Kirchhof da.«

Clemence hörte den Ausbruch seines Schmerzes bekümmert an. Ihre Hand zuckte unwillkürlich, ihm die glühende Stirn zu streichen, aber rechtzeitig besann sie sich und blickte wieder starr zu Boden. Dann sah er mit tiefster Traurigkeit auf das abgewandte Haupt seiner Braut und fuhr fort:

»Necken Sie mich nicht mehr mit meinem Spinoza. Einst freilich war es mir viel, alles.«

Und leise, wie mit sich selbst sprechend, sagte er noch:

»Einst leuchtete mir zwischen den knisternden Blättern des lateinischen Buches eine deutsche Rose hindurch. Man hat mir die Rose geraubt. Noch weht aus dem Buche ein schwacher Duft hervor; wenn ich mich aber an ihm erquicken will, so ist er nicht mehr zu fassen. Man hat mir die deutsche Rose geraubt. Und seitdem spricht das Buch eine tote Sprache für mich.«

Heinrich glaubte, fast nur für sich gesprochen zu haben. Clemence aber saß da, von einem heftigen Zittern erfaßt. Eine fliegende Röte deckte ihr Gesicht. Sie faßte so heftig, daß Heinrich erschrak, seine Hände und rief:

»Geraubt? Heinrich! Geraubt?«

Er suchte das Mädchen zu beruhigen. Clemence aber, außer sich, eilte ins Nebenzimmer. Heinrich, der ihr nicht zu folgen wagte, hörte sie schluchzen und heftig ein Schubfach auf- und zuschließen. Victor und Evchen traten ängstlich auf die Schwelle.

Aber schon stürmte Clemence wieder herein. Ihre feuchten Augen strahlten, in der Hand hielt sie die welke, getrocknete Rose, die Kurt ihr gebracht, und rief noch einmal mit jubelnder Stimme: »Wirklich *geraubt*? Diese Rose hat man Dir geraubt?«

Evchen sprang herbei und umschlang die Schwester unter Liebkosungen. Als Clemence jedoch abwehrte und das Gesicht mit den Händen bedeckte, winkte Evchen den beiden Männern, das Zimmer zu verlassen. Victor zog den Freund auf den Gartenbalkon hinaus und schloß die Glastür. Hier konnten sie beobachten, mit wie allerliebster mütterlichen Gebärden das Evchen ihre Schwester wieder zu Besinnung brachte. Kein Wort war zu verstehen, aber die jüngere mußte die richtige Sprache gefunden haben; denn bald blickte Clemence aus tränenden Augen dankbar lächelnd zum Schwesterchen empor, umklammerte deren Hände mit den ihrigen und sprach einige Worte. Schon wandte sich Evchen fröhlich um, die Herren wieder hereinzurufen; Clemence jedoch wehrte freundlich mit den Händen ab, setzte sich mit Evchen in der dunklen Ecke des Zimmers, wohin Heinrich nicht blicken konnte, auf das Sofa nieder und hier begann ein vertrauliches Gespräch. Nach wenigen Minuten sprang Evchen mit gerötetem Gesicht und freudestrahlenden Augen zur Balkontür, riß sie ein wenig auf und rief durch die Spalte:

»Sie erzählt mir alles! Ich bin kein Kind mehr. Sie hat mir gesagt, daß sie mich als ihre erwachsene Schwester betrachtet!« Und sie warf Victor eine Kußhand zu. »Laßt uns nur allein!«

Sie schloß die Tür und eilte zu Clemence zurück.

Heinrich ging aufgeregt hin und her. Victor sagte vergnügt: »Nun bin ich wieder für einen Tag mit dem Weltlauf zufrieden. So ist's nun in Ordnung. Du hast natürlich nur Augen für Deine Clemence, sonst hättest Du heute endlich doch einsehen müssen, um wieviel Evchen . . . Nun, ich will keine Vergleiche anstellen.«

Heinrich drückte dem Freunde die Hand. Jetzt habe der Kampf um die Geliebte begonnen. So sehr es ihn schmerze, sie vielleicht mit ihrer Familie entzweien zu müssen, er könne nicht zögern.

»Clemence hat nur noch mich,« rief er aus, »wenn sie mein Weib wird!« Der Vater sei schwach und selber haltlos, der Vetter, ein ausgemachter Schurke und der alte Großvater gerade durch seinen Wert und seine guten Gesinnungen der gefährlichste Gegner.

Victor stand auf und sah Heinrich mit seinen treuherzigen Augen beinahe böse an.

»Ich bin natürlich gar nicht auf der Welt, mich nimmt man nicht ernst, ich bin ein lustiger Taugenichts, in den man seine Leiden hineinwimmert wie in einen nächtlichen Wald und der nicht mehr helfen kann als eben dieser Wald. Nein, lieber Heinrich, Du hast vergessen,

daß auch ich zu der Familie Deiner Clemence zu gehören hoffe. Du weißt nicht, daß ich seit gestern abend von Rechts wegen dazugehöre.

Ja, blicke mich nicht so erstaunt an. Während Du aus schlechten Zeitungsblättern Dir mühsam Dein bißchen Ärger zusammensuchtest, habe ich gehandelt wie ein Mann. Setze Dich her, ich will Dir alles möglichst kurz und möglichst ordentlich erzählen:

Ich trat also vorgestern in Eggerwitz beim Alten an und bat ihn, als das Haupt der Familie, um die Hand seiner Enkeltochter Eva von Auenheim. Du hättest mehr Respekt vor mir, wenn Du seine Freude über meine offizielle Werbung gesehen hättest. Unter uns, unausgesprochen war die Sache lange schon richtig. Mich freute nur, daß der Alte, der in den letzten Monaten die Herrschaft dieses Kurt wie ein Kind geduldet hat, mich noch immer lieb hatte. Denn daß eine Werbung gelingt, dessen ist ein entschlossener Husarenleutnant immer gewiß. Wir wurden also bei zwei bis drei Flaschen Rauenthaler sehr gemütlich; der Alte übernahm es, die Sache mit dem Schwiegervater ins reine zu bringen. Ich wollte natürlich sofort zu Evchen zurück, um ... Sei doch nicht so langweilig und höre nicht so aufmerksam zu, Du weißt ja doch, was ich bei Evchen wollte!

Da ließ mich aber der Alte nicht fort. Er habe sich schon lange darauf gefreut, mit mir über eine wichtige

Angelegenheit zu reden und kurz und gut – wir kamen von meiner Wenigkeit auf meinen unliebenswürdigen Freund Heinrich Wolff. Der Alte hat noch immer scharfe Augen, sage ich Dir, pfeilscharfe, trotzdem ihn Brunos Tod um seine frühere Strammheit gebracht hat, und ein gerades ehrliches Herz dazu – ein Schwiegergroßpapa, der schwerlich so bald wieder vorkommt. Der Alte sah die Sachlage viel deutlicher als ich, der ich doch für Deinen Vertrauten gelte. Vor allem betrachtet er sich durch sein Wort gebunden. Die Wühlerereien, welche Du so tragisch nimmst, sind zwar nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben, aber im Handeln wird er human bleiben. Den Juden wirft er eigentlich nichts weiter vor, als daß sie vor achtzehnhundert und einigen Jahren verstockt geblieben sind. Wenn Du also für Deine Person die Verstockung ablegst, wie Du ja entschlossen bist – unterbrich mich nicht, Du mußt entschlossen sein! – und den Alten beim Wort nimmst, so steht Deiner Verbindung nichts mehr im Wege.«

Beide standen auf und Victor schüttelte kräftig die Hände des Freundes. Heinrich starrte düster zu Boden. Um ihn aufzuheitern, begann Victor lustig:

»Du schneidest ja ein Gesicht, als wüßtest Du schon von den entsetzlichen Umständen, unter den Du in das Haus derer von Egge aufgenommen wirst. Du sollst nämlich Dich mit Clemence begnügen, während ich, weil ohnehin von Adel, außer dem bißchen Eva auch

den Namen und das Majorat derer von Egge zu meinen bisherigen Gütern übernehmen soll. Wie ich Dich kenne, hast Du mir gar nicht recht zugehört, und ich muß Dir die Sache juristisch noch einmal auseinandersetzen.«

»Ich bitte Dich, necke mich jetzt nicht!« sagte Heinrich. »So übermütig Du auch bist, mir kommt es doch so vor, als ob Du noch ernstere und schlimmere Dinge zu erzählen hättest als Erbschaftsfragen.«

»Schön,« rief Victor, »Du sollst alles hören. Aber von meinem Majorat mußte ich Dir doch erzählen. Erstens, um Dich zu ärgern, und zweitens, weil es den historischen, logischen und moralischen Übergang zu dem folgenden abgibt. Der Alte nämlich hat längst bemerkt, daß zwischen Dir und Clemence nicht alles richtig ist; daß sie Dich liebt, war zwar klar, daß die Bemühungen des Veters sie unberührt gelassen hatten, nicht minder. Es mußte also ein Vergehen von Deiner Seite vorliegen, welches das Mädchen kopfscheu machte, und darauf baute der Alte seinen Plan, Herrn Kurt trotz ihrer sichtlichen Abneigung mit Clemence zu vermählen und ihn durch ihre Engelsfittiche mit zum Himmel emporheben zu lassen. Bleib ruhig, drüben sitzt Clemence und wird Dir nicht vor der Nase entführt werden.

Ich nickte also gravitatisch mit dem Kopfe und stellte die wohl aufzuwerfende Frage, warum nicht der Blutsverwandte, der die älteste Tochter freit, Majoratsherr

würde, sondern ein Fremder, der nur Evchen heimführt. »Nur« und »Evchen!« Es ist himmelschreiend, aber ich habe es doch gesagt. Darauf teilte mir der Alte mit der Feierlichkeit eines Vehmrichters ein großes Geheimnis mit, welches nur ich als Angehöriger der Familie wissen und keinem Menschen verraten dürfte.

Dir brauche ich auch gar nichts zu erzählen. Denn Du kennst das Geheimnis leider auch, wenn Du auch von den alten Geschichten nichts weißt, das öffentliche Geheimnis nämlich, daß Monsieur Kurt von der Egge ein Lump ist.

Ein wie großer Lump aber dieser Herr ist, wirst Du daraus erkennen, daß jeder von uns sich persönlich und durch gänzlich verschiedene Erfahrungen davon überzeugt hat. Du hast die Beweise für seine Intrigen seit einer halben Stunde in der Hand. Der alte Herbert, der von den Verleumdungen keine Ahnung hat, hält andere Beweise, und zwar die entsetzlichsten und schmutzigsten, seit fünfzehn Jahren vor aller Welt geheim. Ich aber habe meinerseits die schlimmsten Dinge mit Herrn Kurt erlebt und habe es nur der Güte eines braven Weibes zu verdanken, daß ich an Kurts Gift nicht gestorben bin. Das Nähere geht Dich nichts an. Im Vertrauen nur soviel, daß die arme Emma mir wenige Tage vor ihrem Tode das Leben gerettet hat, während Du Dich, ein Narr in zweiter Potenz, mit Windmühlen und Narren zu gleicher Zeit herumschlugst.

Das gehört aber nicht zur Sache. Kurz, der Freiherr bezichtigte den letzten Egge einer Infamie.

Ich wurde sehr ernst und fragte, ob man mir denn zumutete der Schwager eines solchen Menschen zu werden? Als ich nun merkte, daß der Alte für das ehrlose Familienglied noch immer Zuneigung genug besaß, um ihn für gebessert zu halten, und als er deutlich die Absicht merken ließ, Fräulein Clemence dem Kerl zu opfern – als ich ihn bei der Erinnerung an Dich schwanken sah und schließlich sogar erfuhr, daß Herr Kurt das Arrangement des Alten gar nicht kannte, sondern sich selbst für den zukünftigen Majoratsherrn hielt – als ich ferner erfuhr, daß die Bemühungen um Clemence erst nach dem Tode des Erben Bruno begonnen hatten, da gab ich meine kleine Geschichte zum besten: wie dieser Kurt den feigsten Mordversuch gegen mich geplant hat. Wahrhaftig, mehr der armen Clemence als Dir zu Liebe redete ich von der Sache.

Die Wirkung war blitzartig. Der Alte schien wie betäubt und errötete bis unter sein weißes Haar über die Schändlichkeit. Nun will ich gestehen, daß ich das Eisen schmiedete, solange es warm war, und nicht unterließ, auf die Verbindung zwischen Kurt und Stropp und auf den Nutzen hinzuweisen, den die antijüdische Bewegung dem sauberen Herrn gewährte. Sie erschien dem Alten jetzt freilich in einem anderen Lichte. Zornglühend sprang er auf und ging mit heftigen Schritten umher. Gerade so, wie Du soeben tust. Er raffte seine

hohe prächtige Gestalt stramm zusammen, wie ich ihn seit Brunos Tode nicht mehr gesehen. Einigemal hob er drohend seine Hand – es konnte einem ganz bange werden. Mit einem verächtlichen Griff zerriß er die letzte Nummer des »Arminius«. Endlich faßte er sich wieder, dankte mir und beklagte, daß er sich so lange Zeit mit sehenden Augen gegen sein besseres Gewissen habe am Narrenseil führen lassen. Gestern abend ist er als rächender Genius in Berlin eingetroffen und im Hotel abgestiegen, damit die Mädchen nichts von den stürmischen Familienszenen erfahren. Und heute, während wir hier sprechen, ist großer Familienrat beim Alten, das Gewitter bricht über den Schuldigen los und Du hast Zeit, Dich vollends mit Clemence zu versöhnen. So, nun weiß Du alles. Ich hoffe, Du führst nun Dein Tuch gerührt an die Augen und drückst mich mit schwägerlicher Inbrunst an Dein Herz.«

Heinrich war noch nicht zu Ende mit Dankesworten und Fragen, als die beiden Mädchen sich der Tür näherten, Evchen mit drolliger Strenge in den Mienen, Clemence mit flehendem Blick. Als Heinrich hinzueilen wollte, verschloß Evchen von innen die Tür und

rief hindurch, die Liebenden hätten zur Strafe für ihre Narrheit verdient, sich durch eine Glasscheibe ver-söhnen zu müssen. Da lachte auch Clemence auf; Vic-tor schalt, daß man wenigsten ihn hineinlassen soll-te; Heinrich verlegte sich aufs Bitten und nach vie-len Strafpredigten und halbernsten Ermahnungen ent-schloß sich Evchen, die Tür wieder aufzuschließen.

Plötzlich ertönte die Klingel des Vorzimmers rasch zweimal hintereinander. Kaum standen die beiden Paa-re wieder beisammen, als auch schon die Eingangstür heftig aufgerissen wurde und Kurt hastig eintrat. An der Tür blieb er stehen, suchte seiner Bewegung Herr zu werden und in Gegenwart der Damen die gewohn-ten Formen zu beobachten. Aber so stürmisch flog sein Atem, so wild blickten seine Augen, daß die beiden Männer unwillkürlich einen Schritt vortraten und Cle-mence sich ängstlich an Heinrichs Arm hing.

Kurt sah auf den ersten Blick, wie sehr die Lage der Dinge sich verändert hatte. Noch einmal schöpfte er tief Atem, dann näherte er sich mit zuckenden Lippen, aber in gemessener Haltung und machte der Gesell-schaft eine kurze Verbeugung.

»Ich wollte mich nur persönlich davon überzeugen,« sagte er, »daß die Geschichte im reinen ist. Ich gratu-liere Ihnen, Herr Doktor! Für eine Frau wie Clemence würde ich mehr als mein Judentum verkaufen.«

Bevor Heinrich noch antworten konnte, preßte Cle-mence flehend seine Hand, und Victor fiel rasch ein:

»Ich will nur bemerken, Herr Kurt von der Egge, daß ich mich heute abend mit Fräulein Eva von Auenheim verloben werde und daher schon jetzt das Recht beanspruche, mich hier als Vertreter des Hausherrn zu betrachten. Wenn Sie meine Stellung nicht anerkennen sollten, so müßte mich das um so mehr schmerzen, als ich mir von einem so nahen Verwandten meiner Braut *keine Genugtuung verschaffen* könnte.«

Kurt erbleichte.

»Sie täuschen sich vollständig, Herr Kamerad. Ich wollte den Herrn Doktor nicht verletzen. Ich habe es immer gesagt: Doktor Wolff erinnert gar nicht an einen Juden. Es ist merkwürdig. Oder auch nicht. Sie wissen ja: *Pater semper incertus!* Gilt wohl auch von jüdischen Müttern.«

»Es genügt,« rief Heinrich, der den Gegner bisher mit verächtlichen Blicken gemessen hatte, jetzt aber jäh auffuhr.

Die beiden Mädchen verstanden wohl die letzten Ausdrücke und ihre böse Meinung nicht, aber trotz der höflichen Miene Kurts ahnten sie doch, daß gefährliche Worte gefallen sein mußten. Clemence rang nach Fassung und Evchen rief ein über das andere Mal:

»Wenn doch Großpapa käme.«

Nur Victor hatte seine Ruhe nicht verloren. Er trat dicht an Kurt heran und sagte leise, indem er ihm fest in die unruhig flackernden Augen sah:

»Sie spielen ein gefährliches Spiel. Sie beginnen einen Streit und sollten doch wissen, daß Sie keine ehrliche Waffe gebrauchen dürfen.«

Kurt wurde blaß, schleuderte aber Heinrich noch einen herausfordernden Blick zu, bevor er mit einer höhnischen Verbeugung gegen die Damen sich zurückzog.

Doch in der Tür traten ihm schon der alte Herr und der schöne Eberhard entgegen. Der Freiherr wieder stolz aufgerichtet wie vor Brunos Tode.

Herr von Auenheim schien nicht eben aufgeregt zu sein, er küßte seine jüngere Tochter leicht auf die Stirn, reichte allen Anwesenden, auch Kurt die Hand und fing eben eine Bemerkung über das heutige Wetter an, als der Alte ihn mit hartem Tone unterbrach.

Herbert von der Egge hatte gleich beim Eintreten einen drohenden Blick auf Kurt, einen sorgenvollen auf die Mädchen geworfen. Schnell trat Victor auf ihn zu, um ihn mit zwei Worten von dem Vorgefallenen zu unterrichten.

Kurt schaute ängstlich beiseite und wollte das Zimmer verlassen, als der Alte rief:

»Sie bleiben, Herr Kurt von der Egge, wenigstens so lange, bis ich den Mitgliedern unserer Familien Mitteilung über Ihre Pläne gemacht habe. Mein Großneffe, Herr Kurt von der Egge, Hauptmann außer Diensten, hat sich entschlossen, Deutschland zu verlassen und im Heere des Sultans die Laufbahn fortzusetzen, die er

vor vielen Jahren unter preußischen Fahnen begonnen. Was meinen Großneffen zu diesem Schritte veranlaßt, entzieht sich für uns alle fortan jeglicher Besprechung. Ich bitte Sie, Herr Kurt von der Egge, vor diesen Zeugen zu erklären, daß Sie den Vorschlag freiwillig angenommen haben und binnen heute und drei Monaten auf der Reise nach der Türkei begriffen sein werden.«

Kurt wandte sich wütend um und wollte dem Alten trotzig ins Gesicht schauen. Doch er hielt den finsternen Blick nicht aus, ging schwankend nach der Tür und rief von dort ins Zimmer hinein:

»Ich bleibe bis zum letzten Augenblick der Herr meiner Entschlüsse. Ich werde handeln, wie mir's gefällt. Und von Ihnen, Herr Doktor, hoffe ich noch zu hören. So vornehm wie Sie ist ein Egge immer noch.«

Und Kurt schlug die Tür hinter sich zu.

Der Alte wandte sich gegen Heinrich.

»Nach dem, was hier vorgefallen ist, muß ich Ihnen persönlich eine Mitteilung machen, die mir als dem Haupte der Familie sehr schmerzlich wird.«

Victor, der indessen Herrn von Auenheim und die beiden Mädchen ins Nebenzimmer geführt hatte, eilte herzu.

»Kurt hat Ihnen den Kummer erspart, Großpapa, seine Schmach zum zweiten Male erzählen zu müssen. Heinrich hat sich mit Clemence ausgesöhnt, und dabei erfuhr man, daß Kurt auch hier schändlich verleumdet

und gelogen hat. Heinrich wird es uns beiden also ohne weiteres glauben müssen, daß Kurt ihn nicht beleidigen konnte, daß Kurt mit einem Worte nicht satisfaktionsfähig ist. Da hast Du nichts darein zu reden, Heinrich! Deine Schrullen will ich Dir austreiben, wenn wir wieder allein sind. Wenn dieser Freiherr von der Egge Dir versichert, daß einer seiner Verwandten ehrlos sei, so kannst Du Dich wohl dabei beruhigen, denke Ich!«

»Und ich, lieber Herr Doktor, habe noch um Entschuldigung zu bitten wegen des seltsamen Bildes, das Ihnen unsere Familie nach Ihrer Rückkunft darbot. Seien Sie mir willkommen!«

Wieder fiel Victor dem Alten lebhaft ins Wort. Er hörte mit peinlichen Gefühl den höflichen Ton der gegen den herzlichen Verkehr mit ihm selbst sichtbar abstach. Er sah, wie die Züge Heinrichs immer düsterer wurden, je schneller sich alle seine Wünsche zu verwirklichen schienen. Victor wollte den ehemaligen warmen Ton wiederfinden lassen und sagte deshalb:

»Hier kann von Übelnehmen und Entschuldigen überall nicht die Rede sein. Die eine Hälfte der Schuld tragen ja die hochbeladenen Schultern des Herrn Kurt und die andere Hälfte der gute Heinrich selber mit seiner ganz neuen Empfindlichkeit. Donnerwetter, Heinrich, steh doch nicht so steif da wie beim Staatsexamen. Dieser Herr von der Egge wird Dein Großpapa wie der meine, und wenn Du ihn nicht ebensolieb gewinnst wie ich, so ist es mit unserer alten Freundschaft

vorbei. Du hast ein schlechtes Gewissen, weil Du ungetauft aus Afrika zurückgekommen bist. Das ist uns ganz recht. Wir wollen alle dabei sein und uns nicht mit dem Zeugnis eines schwarzen Pfarrers begnügen. Nimm Dir doch ein Beispiel an mir. Du bildest Dir doch gewiß ein – wenn auch mit Unrecht –, Deine Clemence sei ebensolch ein Schatz wie mein Evchen? Nun, so sei auch ebenso lustig wie ich. Kommen Sie, Großpapa, wir wollen mit Auenheim und Evchen den Hochzeitstag feststellen. Und dem Träumer hier schicken wir seine Clemence, damit er wach wird.«

Der Alte nickte und ging, von Victor unter dem Arm gefaßt, zu den übrigen hinaus. Heinrich blieb allein, er sank auf einen Stuhl nieder und preßte die Schläfen zwischen beide Hände.

Warum jubelte er denn nicht? Warum schwelgte er nicht wie der glückliche Victor in der Gewißheit, die geliebte Braut umarmen zu dürfen? Sie liebte ihn ja noch wie einst! Alle Qualen der letzten Tagen waren ja sinnlos gewesen, eine Krankheit, von der er beim ersten Liebesworte seiner Clemence genesen mußte! Was lastete denn noch auf ihm? Was drückte so schwer auf sein Gehirn, daß er vor dem Denken, vor der Klarheit wie vor einem tückischen Feinde bangte?

Da legte sich eine zitternde Hand auf seine Stirn. Es war Heinrich plötzlich, als ob die Last, die ihn bedrückte, sich leicht wie eine Feder von seinem Haupte hobe.

Ohne aufzuschauen, griff er nach der weichen Hand und führte sie langsam zärtlich an seinen Mund.

»Clemence,« flüsterte er, »sage mir, daß Du mich liebst. Es waren schlimme Tage, in welchen ich an Dir verzweifelte.«

Clemence beugte sich sanft zu ihm nieder, daß ein entfliehendes Haar aus ihren Flechten seine Wange liebkoste, und sagte leise:

»Sei gut, Heinrich, und sprich nicht mehr von dem Vergangenen. Ich bin töricht gewesen und schlecht vielleicht, weil Du nicht bei mir warst. Nun mußt Du immer bei mir bleiben, ich muß immer in Deine lieben Augen blicken können, damit ich bin und bleibe, wie du mich haben willst, Du, Heinrich, Du, mein Geliebter.«

Und tiefer senkte sich die edle Gestalt, zwei weiche Arme schlangen sich um den Hals und warmer süßer Atem hauchte über seine Augen. Da hob Heinrich in glücklichem Selbstvergessen sein bleiches Gesicht, schaute von unten her in die glänzenden Augen des Mädchens, faßte mit beiden Händen den herrlichen Kopf und in einem langen Kusse verschmolz Liebe und Hoffnung.

Clemence machte sich zuerst aus der Umarmung los und setzte sich, da Heinrich ihre Hände festhielt, auf das Taburett neben ihm.

»Ich bin so glücklich,« sagte sie. »Wenn die Mutter es doch erlebt hätte!«

Wieder flog ein Schatten über Heinrichs Augen.

»Wenn die Mutter es doch erlebt hätte!« wiederholte er, schwermütig mit dem Kopfe nickend. »Sie war gut und klug und ihr hätte ich gehorcht. Sie hätte uns einen Weg gezeigt, hinaus aus dieser Verwirrung, aus dieser Welt der Lüge und des Hasses.«

»Was ist Dir, Heinrich?« rief Clemence entsetzt. »Die häßlichen Worte! Du sprichst von Lüge und Haß, und ich kenne doch nur eine Welt voll Liebe und Sonnenschein. Vergiß doch die alten Qualen! Freue Dich doch unserer Liebe; ich will von Deinen Augen jeden Wunsch ablesen, von dem Du selbst noch nichts weißt, und Du sollst recht, recht glücklich werden mit der Clemence, die Dich als Braut so viel geärgert hat.«

»Sprich nicht so!« sagte Heinrich traurig. »Schon der Gedanke, Dich mein zu wissen, ist unfaßbares Glück, Dich, meine Clemence, mein Himmelsbild aus Wolkenhöhen hier an meiner Seite zu haben, Deine Hand zu halten, Deine Sprache zu hören, Deinen Mund zu küssen . . . «

Heinrich sprang auf und rang nach Atem. Dann fuhr er fort:

»Willst Du Dich um meinetwillen lossagen vom Vater, vom Großvater, vielleicht auch von der Schwester? Willst Du den Zorn Deiner Familie, das Mitleid Deiner Jugendgenossen ertragen? Sonst darf ich Dich nicht die Meine nennen: Ich kann die eine Bedingung nicht erfüllen, ich kann nicht Christ werden.«

Clemence erhob sich langsam, und die Liebenden standen Hand in Hand einander gegenüber. Nicht erschreckt, aber sorgend blickte er sie an.

»Besinne Dich,« sagte sie liebevoll. »Du bist ja ein Christ, Du hast es mir ja selbst gesagt in jener ernsten Stunde, da Du mich zum erstenmal in meinem Leben in ein Mannesherz blicken ließest.«

»Ja, ich bin ein Christ,« rief Heinrich schmerzvoll, während er Clemence an sich heranzog. »Ich bin ein gottloser Christ, wie Victor es ist, wie meine Jugendgenossen es alle sind. Ich bin ein Christ, seitdem ich denken kann, und früher sollte doch niemand für sein Leben verantwortlich gemacht werden. Ich bin ein Christ, wenn schon ein Wort aussprechen soll, was besser unausgesprochen bliebe. Und gerade darum, weil ich der großen Christenheit durch freie Wahl angehöre mit jedem Zucken meiner Wimpern, gerade darum fühle ich doppelt die Qual, sagen zu müssen: Ich kann in diesen Zeiten den äußeren Übertritt zum Christentum nicht vollziehen. Wäre ich Jude, ein Jude noch dazu, wie er jetzt von unberufenen Fingern an alle Wände gemalt wird, so würde ich mich weigern, aber ich wäre mit ganzer Seele auf Seiten des Judentums, wäre einig mit mir selbst. So aber muß ich eine Tat unterlassen, nach der ich mich sehne, wahrhaftig wie nach Erlösung! Erlösung vom uralten Fluche des Trotzes wäre es, wenn die Millionen Juden durch Liebe gewonnen, in Reih und Glied mitkämpfen wollten mit den

anderen Menschen! Ahasvers Erlösung! Aber der ewige Jude *soll* ja nicht sterben! Nur der einzelne, der den Tod fürchtet, findet ihn! Die Gesamtheit, die sich nach ihm sehnt, muß weiterleben! Und wenn ich, ein einzelner, auch einst mit ruhigem Gewissen das Judentum von mir abschütteln wollte, jetzt bin ich nicht frei! Ich weiß, was Du mir sagen kannst, weiß, daß ein Ehrenmann sich um das Treiben einer abscheulichen Rotte nicht zu kümmern braucht; ich weiß, daß ich den falschen Schein verachten sollte, aber ich kann nicht anders, ich kann nicht!«

Clemence rang die Hände.

»Niemals wird Großpapa zugeben, daß ich durch meine Ehe aus dem Christentum heraustrete! Und niemals werde ich mich für Deine Frau halten können, wenn wir nicht in der Kirche, zu der ich gehöre, verbunden worden sind. Glaube nicht, Heinrich, es sei die äußere Form, die mir am Herzen liegt! Nein, komme mit mir in die nächste Dorfkirche, komm mit mir in die Kapelle eines Gefängnisses, und ich will mich als Dein Weib antrauen lassen und jubeln vor Glück und Seligkeit. Nur geh der Kirche nicht aus dem Wege, denn ich will Dein ehrliches Weib werden, Heinrich! Und wenn Du keine rechte Ehe suchst, wenn Du mich zu Deiner Geliebten machen, wenn Du mit mir leben willst gegen Sitte und Religion – Heinrich, auch dann kannst Du es von mir erlangen! Ich liebe Dich und folge Dir, wohin Du willst! Ich glaubte, Dich verloren zu haben,

und weiß jetzt, und kann Dir's jetzt sagen, daß ich daran gestorben wäre, hätte ich Dich nicht wiedergewonnen! Ich lasse nicht von Dir, ich bin Dein! Mache aus mir, was Du willst! Trenne mich vom Vater, zu dem niemand gut ist als ich, ich allein, der's die Mutter aufgetragen hat – trenne mich von Evchen, von meinem lieben guten Evchen – trenne mich von meiner Sitte, von meinem Gott – ich will gehorchen! Aber Du, mein Geliebter, Du wirst, Du kannst das alles nicht wollen!«

Und schluchzend sank Clemence an seine Brust.

Schmeichelnd legte Heinrich den Arm um ihre Schultern; er zwang seinen Schmerz und sprach leise:

»Komm, mein süßes Glück, komm hinweg aus diesem Lande. Ich habe danach zurückverlangt wie ein verlorener Sohn nach seinem Vaterhause. Ich habe dafür geblutet wie die anderen und werde nun nicht geachtet wie die anderen. Komm, Clemence, folge mir, wir gehen zusammen in die Ferne, nach der Schweiz, in ein deutsches Tal zwischen himmelhohen Bergen. Unser Glück gründen wir dort, Du bist ja mein. Und Kranke wird's wohl auch noch dort geben, für die ich tätig sein kann. Komm, mein süßes Glück, wir wollen uns dort ein Haus gründen, ich will in den Hütten der Armen meine Rezepte schreiben und Du, Du sollst dort auch nicht müßiggehen, Hausmütterchen. Ich lehre Dich von meiner Wissenschaft, was Du lernen willst. Und während ich im Gebirge umherwandere und die Kranken aufsuche, empfängst Du zu Hause die Frauen

des Dorfes, hilfst, wo Du kannst, und erteilst Deinen Rat. Und wo nicht mehr zu raten und zu helfen ist, da gehst Du selbst zu den Leuten und reichst den Sterbenden eine Labung; und Dein Anblick wird überall Trost bringen. Folge mir, Clemence! Wir sind dann ehrlich Mann und Weib und verdienen uns ehrlich, mit mühevoller Arbeit, unser Recht am Leben, unser Glück!«

Und er faßte den Kopf des Mädchens in seine Hände und bedeckte Mund und Augen mit seinen Küssen. Sie ließ ihn gewähren. Dann schlug sie die strahlenden Augen auf, faßte seine Hände, schüttelte das Haupt und rief flehend:

»Dein Weib kann ich nicht sein, bevor Du nicht mit mir in meiner Kirche vor dem Altar gekniet hast, bevor der Priester unsern Bund nicht gesegnet hat. Aber ich will ausharren! Ich will geduldig warten, bis Du versöhnt bist und einsehen gelernt hast, daß der Gott der Liebe es nicht verschuldet hat, wenn in seinem Namen Haß gepredigt wird. Doch wenn Du zürnen zu müssen glaubst, wenn Du dich nicht versöhnen kannst, so handle nach Deiner Einsicht. Ich bleibe Dein, ich bleibe Deine Braut, bis Du es an der Zeit hältst, mit mir in die Kirche zu treten!«

»Clemence!« rief Heinrich außer sich vor Schmerz. »Und wenn diese Zeit nicht mehr wiederkommt? Wenn die Wut dieses Kampfes nicht nachläßt, bis er das gegenwärtige Geschlecht für immer entzweit hat? Wenn wir wirklich wieder Juden werden, weil man uns nicht

als Deutsche anerkennen will? Oder wenn wir im Zorn und aus Trotz wirklich zu Verbrechern und vaterlandslosen Verschwörern würden?»

»Dann bleib' ich Deine Braut bis in den Tod. Dann wissen wir, daß wir wir selbst geblieben sind, daß wir schuldloses Elend erdulden.«

»Schuldloses Elend?« lachte Heinrich bitter. »Wir sind die Erben unserer Väter. Ich bin ein Jude und büße heute dafür, daß mein Stamm so frei war, trotz jahrhundertelanger Verfolgung weiter zu leben und sich neben den Feinden sein Dasein zu erkämpfen, zu erkämpfen auch mit List und Schlaueit, den letzten Waffen gegen Übermacht und Blutgier. Du aber bist die Enkelin von höfischen Geschlechtern, die Glanz und Schönheit um den Preis der eigenen Überzeugung erkauf haben. Du siehst in den Menschen um Dich her die Welt, Du wagst um Deine Liebe nicht den Kampf mit dieser Welt. Gut denn, so will ich es versuchen, mit meinem eigenen Stolze um Deinen Besitz zu kämpfen. Wenn meine Liebe über meine Ehre siegt, komme ich wieder.«

Und Heinrich wandte sich zum Gehen.

»Heinrich!« schluchzte Clemence. »Mit Dir soll ich nicht, ohne Dich kann ich nicht leben. So möchte ich mit Dir sterben, Du geliebter, Du unseliger Mann!«

»Mit Dir sterben!« wiederholte Heinrich langsam. »Du hast es gesagt! So scheiden wir doch nicht völlig hoffnungslos!«

Noch einen langen, heißen Kuß preßte er auf ihre Lippen, dann verließ er das Haus.

## 19. KAPITEL

Schon in der Frühe des nächsten Tages trat Victor in Heinrichs Hotelzimmer ein. Er nickte zufrieden, als er den Freund ruhig hinter einem Zeitungsblatte sitzen sah.

»Wollte nur nachsehen, ob Du nicht schon wieder auf dem Wege nach Afrika bist. Dir wäre es zuzutrauen, da Du Dich seit Deiner letzten Reise der europäischen Zivilisation nicht mehr würdig zeigst. Wer wird denn gleich so fortlaufen ?«

»Europäische Zivilisation!« wiederholte Heinrich, »und da lese ich eben im Blatte einer beinahe offiziellen Partei, daß die spanische Inquisition eine vortreffliche Einrichtung gewesen sei.«

»Eine nette Begrüßung für einen Bräutigam!« rief Victor, während er lachend eine Zigarette ansteckte. »Na, aber Deine Abwesenheit hat uns gestern abend nicht gehindert, fröhlich zu sein. Evchen und Dein Freund Victor sind endlich verlobt, und Du bist hiermit feierlich zur Hochzeit eingeladen, welche Sonntag über vier Wochen auf Eggerwitz gefeiert wird.«

Heinrich reichte die Hand über den Tisch und sagte:

»Nicht wahr, Du hältst mich für keinen zu argen Egoisten, weil ich in meinem Schmerz Dein Glück vergessen habe? Und es war ein dummer Egoismus, Victor! Euch zu sehen, Eure frohen Gesichter, Euer reines Genießen ist ein tröstlicher Anblick! Ich bin kein Soldat wie Du, aber jetzt wäre mir nur wohl, wenn ich das lebendige Treiben des Krieges um mich sähe. Hier, wo ich zur Untätigkeit verdammt bin und doch die Gefahr schwerer und schwerer auf mich niedersinken fühle, hier wird mir todesbang zumute.

»Nun ja denn,« rief Victor und zupfte den Freund ärgerlich am Barte. »Ich bin auch hergekommen, um Dir die Grillen zu vertreiben. Tue mir nur den einzigen Gefallen und verlange nicht von mir, daß ich mich mit dem böswilligen Volke ernsthaft abgeben soll. Willst Du nun wirklich so tief hinabsteigen und in der wichtigsten Frage Deines Lebens Dein Benehmen nach den Launen des hohen und niederen Pöbels einrichten? Willst Du der Christenheit, der Du nun einmal angehörst, schmollend den Rücken kehren, weil zu der ungeheuren Gemeinde, die seit Jahrtausenden ihren Sieg über die Erde triumphierend verfolgt, auch ein paar rüdische Schafe gehören? Du bist nicht mehr mein lieber philosophischer Heinrich, wenn Du so denkst! Herr Gott, Herr Gott, wie haben wir uns verändert! Ich halte Reden und Du machst Dummheiten! Sonst war es umgekehrt. Lieber Junge, nur dieses einzige Mal in Deinem Leben halte mich für den Vernünftigeren und

gehorsche mir. Verachte die nichtswürdigen Hetzereien, wie sie es verdienen, handle als ein freier Mann! Bleibe nicht abseits stehen! Komm zu uns! Nein, bleibe bei uns! Ein ehrlicher anständiger Christ, der Dir und Deinem Beispiel vielleicht mehr Religion verdankt als seinem Prediger, bittet Dich darum!«

Heinrich schüttelte den Kopf.

»Hoffst Du mich mit guten Worten zu einem Schritte zu überreden, zu welchem mich die stummen Augen der Braut nicht bewegen konnten? Mein Gefühl verbietet mir in diesem Augenblicke, um Einlaß ins Christentum zu bitten. Alle Gründe sind ohnmächtig gegen dieses Gefühl. Wenn es nur das kleine Rudel wahnsinniger Friedensstörer wäre, welches die alte Schmach der christlichen Völker erneuert, wenn das deutsche Volk sich so wie Du verächtlich oder auch nur lachend abwenden würde, glaube mir, mein Victor, auch ich hätte Mannesmut genug, unbeirrt meinen Weg zu schreiten. Aber so . . . Du siehst nicht mit meinen Augen, Du kannst nicht mit meinen Augen sehen. Man hat zugelassen, daß die Bestie im Menschen wachgerufen wurde, und das entsetzliche, das beschämende Geheimnis trat nackt hervor: die alte, die unsterbliche und ungezähmte Bestie hat laut auf den Weckruf geantwortet. Nun geht die Bestie hungrig und nimmersatt umher, und wer sie einmal geschaut hat, der erkennt sie in jeder Gestalt wieder. Blicke hier hinaus zum Fenster;

Hunderte gehen in einer Minute vorüber, und aus jedem Gesichte sehe ich seit meiner Rückkunft die Bestie herauslauern. Jeder von diesen Menschen hat hundert Nebenbuhler, der Arzt, der Geschäftsmann, der Beamte, der Künstler, der Anwalt, die Dirne, was weiß ich. Und jeder von diesen armen, im Wettkampf sich aufreibenden Menschen, hat Momente, in denen er seine hundert Nebenbuhler zu Staub zerbröckeln möchte, um ihren Anteil am Leben zu erben. Die Bestie ist hungrig! Aber sie dürfen nicht morden, die Gesetze verbieten's, auch sind die hundert Nebenbuhler stärker als jeder einzelne. Da hören sie von irgendwo einen lockenden Ruf: unter den hundert Rivalen wird einer für vogelfrei erklärt. Der ist ein Jude! An dem darfst du dein Mütchen kühlen! Und die hungrige Bestie brüllt auf und setzt zum Sprunge an und schlägt ihre Krallen in die Augen und in das Herz des geächteten Rivalen. Sieh selbst, da unten, der Mann, dem das Blut aus den Augen zu spritzen scheint, so gierig blickt er nach Geld und Ehre. Erkennst Du ihn nicht? Unsern Doktor Stropp von Tina Feigelbaum? Er nennt sich einen neuen Reformator. Siehst Du die Bestie in seinem Gesicht? Überall die Bestie, die triumphierende Bestie!«

Victor zog seinen Freund vom Fenster fort und begann Arm in Arm mit ihm in der Stube auf und ab zu gehen.

»Du bist krank,« sagte er, »sehr krank und brauchst einen besseren Arzt, als Du selber bist. Aber wenn Deine Schmerzen nicht eingebildet sind, armer Kerl, die Erscheinungen sind eingebildet, die sie hervorrufen. Heinrich, komm zu Dir! Du beleidigst mich, Du beleidigt Dein Volk mit Deiner wilden Phantasie! Ich lebe doch auch hier inmitten der ganzen abscheulichen Bewegung, aber ich sehe andere Dinge als Du. Ich sehe in einer Stadt von einer Million Menschen einige Lärm-macher herumgehen, sicher gemacht, ich weiß nicht, von wem, geduldet, ich weiß nicht, warum. Und um diese Maulhelden scharen sich ein paar hundert junge Leute, unklare Enthusiasten und böswillige Neidharte, sie singen den Chorus. Und die Millionenstadt ist eben ein bißchen frivol, sieht dem Skandal gemächlich zu und lacht über die komischen Zwischenfälle. So sehe ich die Sachen an, und ich lebe ja doch auch unter diesen Leuten. Der Streit wird zwischen den Hetzern und den Juden geführt – achte auf meine Aussprache, ich spreche nicht von Juden –, die Nation ist Publikum oder hört gar nicht zu. Die Zeitungen und Flugschriften werden von keinem gelesen als von den Verlassenen und von Leuten wie Du bist, von Selbstquälern. Du warst zu lange abwesend, Du siehst die Dinge nun von einem außereuropäischen oder gar überirdischen Standpunkte und vergißt, daß auch diese Unmenschen menschlich beurteilt werden müssen. Daß ich Dir diese Weisheit predigen muß, der Du sie mir mühsam

genug beigebracht hast! Höre mal! Ich will Dir einen Vorschlag machen. Wir wollen die nächste Versammlung Deiner Widersacher gemeinsam besuchen. Wenn nicht unter den Teilnehmern selber, also in der engeren Gemeinde die Mehrzahl aus neugierigen Spaßvögeln besteht, wenn Du nicht selbst den Eindruck gewinnst, daß die Zuhörer der Kreuzzugsprediger sich über die Litaneien lustig machen, wenn Du die heitere Seite der Bewegung nicht empfindest, so gebe ich mich geschlagen. Aber Versprechen gegen Versprechen! Wenn ich recht behalte – und ich behalte recht –, so ist von der Bestie nicht mehr die Rede, Du bekennst Dich offen zum Christentum oder zur Christenheit, wie Du willst, und tust damit endlich, was Dein Herz Dich heißt.«

Lebhaft streckte Victor dem Freunde die Hand entgegen. Zögernd, mit traurigem Lächeln, schlug Heinrich ein.

»Dein Vorschlag ist gefährlich,« sagte er warnend. »Denn ich werde mit meinen eigenen Augen sehen. Wenn ich wirklich finden sollte, was Du mir versprichst, dann will ich dem Zufall danken und Dich gern als meinen Retter ansehen. Dann will ich mich zufriedengeben, nichts weiter sehen und hören und mein Glück fest in den Armen halten. Wenn der Versuch aber anders ausfällt, wenn ich der Bestie, die ich bisher nur von der Entfernung sah, geradeaus in die Zähne schauen muß, dann stehe ich für nichts. Denn ich bin losgerissen für immer von meinem geliebten Glück, von

meinem Volke, von meinem Leben. Dann scheiden wir – Wagst Du es auf die Gefahr?«

»Ich wag's,« rief Victor. »Zum Teufel auch, ich halte mich für keinen besseren Deutschen als die anderen sind, und ich bin doch auch kein Schelm. Es ist abgemacht, ich hole Dich ab, und einen Spaß sollst Du erleben, daß Du binnen einer Stunde vor lauter Lachen gesund werden sollst.«

»Ich wär's zufrieden,« sagte Heinrich, »ich bin nicht freiwillig krank, nicht gern elend. Ich sehne mich nach Genesung, nach Ruhe, und eines von beiden wird sich wohl noch finden lassen ... Noch eine Frage. Wann reist Kurt nach der Türkei ab?«

»Du, Heinrich, daß Du mir keine Streiche machst! Daß Du Dich mit dem Kerl nicht befasst.«

»Ich weiß, ich weiß,« murmelte Heinrich höhnisch. »Er hat auch nur meine Mutter beleidigt ... «

»So prügle ihn, wenn Du das für Deiner würdig hältst. Andere Waffen hast Du nicht gegen ihn.«

»Solange ich nicht so tief sinke wie er,« rief Heinrich traurig. »Du hast recht, Victor, mag er seine Wege gehen. Noch ein verlorenes Menschenleben! Auch er hinausgestoßen aus der europäischen Zivilisation. Aber er durch eigene Schuld, trotz seiner Ahnen, nicht wie wir Juden um unserer Ahnen willen. Und eines Tages, wenn man auch mich als einen Fremdling aus Deutschland hinaustreibt, nehme auch ich vielleicht Dienste in der Türkei, finde dort einen Pascha, einen

Von-der-Egge-Pascha, und erkenne in dem hohen Würdenträger unseren Freund Kurt. Dann sind wir beide Türken geworden und lachen über unsere alte Feindschaft, und er führt mich gemütlich in seinen Harem und vom Polster erhebt sich in mächtiger Fülle, in türkische Gewänder gehüllt, Tina Kolliner, meine und Deine erste Liebe.«

»Nein, Tina bleibt hier,« rief Victor lachend, froh, den Freund auf andere Gedanken bringen zu können. »Dieses Malheur mußte dem armen Kurt auch noch passieren. Es ist eine lange, rührende Geschichte, die ich Dir einmal ausführlich erzählen will, wenn Du besserer Laune bist. Ich bin nämlich vor kurzem plötzlich Tinas Vertrauter geworden, *honny soit qui mal y pense*. Sie kann es mir noch heute nicht vergessen, daß ich sie damals gekniffen habe. Weiber! Weiber! Stelle Dir die Szene vor: Tina sitzt in ihrem Chambregarnie – sehr hoch, sehr einfach –, da erscheint Julius Feigelbaum, der gekränkte Gatte, ein Schatten des alten Julius, eingeführt von Deinem Freunde Victor, der aus Bosheit gegen Kurt und aus Freundschaft für den Bruder Emmas den Anwalt der Tugend gespielt hatte. Julius weint, bittet, jammert. Umsonst. Dein Freund Victor spricht wie ein Buch. Umsonst. Da speit das doppelt geöffnete Tor zwei alte Juden auf einmal hervor. Mein Freund, der alte Feigelbaum, ein Bettler, ein Gerippe, das Lachen würde Dir vergehen, sähest Du ihn. Und neben ihm, wer meinst Du wohl? Der alte Kolliner, Tinas leiblicher

Vater, der noch immer mit Guano handelt und die Hälfte seines Einkommens für Parfüms ausgibt. Und die beiden reden zu ihr, daß es einen Stein hätte erbarmen müssen, der ihre schreckliche Sprache verstanden hätte. Umsonst. Da nimmt Julius noch einmal das Wort und sagt nichts weiter als: »Ich bin ein Bettler, Tina, ich muß wieder vom Anfang anfangen. Ich hab' geglaubt, Du wirst mir helfen, es zu ertragen. Ich hab' geglaubt, wir könnten jetzt, in der Not, endlich anfangen, uns lieb zu haben!« Die beiden alten Juden weinten, und es war trotzdem gar nicht komisch. Und Tina stand auf und fiel ihrem nicht mehr so dicken Julius um den Hals und wir gingen alle miteinander fort. Dein Freund Victor hatte die Ehre, beim Portier eine Rechnung zu begleichen und dem Herrn Kurt die Mitteilung zurückzulassen, daß er allein nach der Türkei reisen könne.

Übrigens wird mein Herr Vetter mit allen Ehren beigesetzt, welche seinem Stande gebühren. Er wird bei unserer Hochzeit als einer der nächsten Verwandten zugegen sein und erst dann gen Süden ziehn. Du begreifst, daß wir unsere Hochzeitsreise nach dem Norden antreten. Doch jetzt leb wohl, ich glaube, ich werde schon vorgelassen. Der Besuch bei Dir sollte mir nur die Zeit vertreiben. Und in acht Tagen etwa hole ich Dich ab – Du weißt, in die Sitzung Deiner Bestien. Für den schlimmsten Fall habe ich einen tollen Einfall, der mich die Wette gewinnen lassen muß. Adieu!«

Victor eilte fort. Heinrich war dankbar für den guten Willen, aber er versank wieder in sein düsteres Brüten, sowie er allein war.

Tag um Tag verging, ohne daß Heinrich besseren Lebensmut zu fassen vermochte. Wohl besuchte ihn Victor oft, und es gelang ihm jedesmal, dem Freunde etwas von seiner eigenen Heiterkeit mitzuteilen. Aber immer kehrten ihre Gedanken zu dem einen Punkte zurück, über welchen sie vor dem entscheidenden Versuch nicht sprechen wollten, und so lastete ein Zwang auf ihnen, der die rechte Freude aneinander nicht mehr aufkommen ließ.

Endlich, es waren bald vierzehn Tage seit dem Abkommen verstrichen, kam Victor einmal des Abends ganz aufgeregter zum Freunde. Er trug Zivilkleidung und forderte Heinrich auf, mit ihm an das andere Ende der Stadt zu fahren, um dort einer großen Judenhetz-Versammlung beizuwohnen. Er hatte sich durch einen Kameraden, der die Sache aus Übermut mitzumachen pflege, zwei Eintrittskarten verschafft.

Heinrich faßte den Besuch nicht so scherzhaft auf wie Victor, aber er war sofort bereit. Sie fuhren bis in die Nähe des Versammlungslokals, legten aber die letzte Strecke zu Fuß zurück.

Ihr Ziel war ein großer Biergarten, in welchem um diese Jahreszeit nicht mehr viele Gäste zu verkehren pflegten.

Vor dem Hause umringten eine Menge Leute einen Mann, der unter unverständlichen Rufen die Flugblätter der Judenhetzer verteilte. Heinrich mußte bei seinem Anblick laut auflachen. Es war der Schwarze, der bei Kurt Unterricht in der europäischen Zivilisation erhalten sollte.

Beim Betreten des Gebäudes mußten sie ihre Eintrittskarten vorzeigen. Victor konnte sein Lachen kaum verbergen, da kein anderer als Bumcke ihre Legitimation prüfte und ihnen außerdem inquisitorisch auf die Nasen sah. Doch sie durften passieren und befanden sich eine Minute später in einem gewaltigen Raume, der nur durch wenige Lampen ungenügend erleuchtet war, trotzdem große Kronen von der Holzdecke herunterhingen.

In langen Reihen standen Tische und Stühle umher. Aber nur etwa der dritte Teil des Saales war besetzt, obgleich die Verhandlung bereits ihren Anfang genommen hatte. Victor und Heinrich nahmen nicht gar weit vom Podium an einem der leeren Tische Platz. Es war zwischen ihnen verabredet, daß sie miteinander nicht sprechen wollten, sondern ruhig zuhören und erst nach Verlassen des Lokales ihre Meinungen austauschen.

Kaum hatten die Freunde sich niedergesetzt, als ein Mann sich herandrängte und mit einem leisen, vertraulichen »Erlauben Sie, Herr Doktorleben?« neben Heinrich Platz nahm. Es war Herr Samuel Schöppts.

»Bleiben Sie nur, ich werd' Sie nicht verraten. Haben Sie mich doch auch nicht verraten dem verrückten Schneider, dem edlen Menschen. Gott, ich sag' Ihnen, ich freu' mich, hier zu treffen einen Juden unter die da. Ich geh' hier herum als ein Bekehrter, weil ich mich hab' lassen taufen. Ich sag' Ihnen, es ist ein schweres Leben! Und für die da muß ich austragen Zeitungen und Wahlzettel! Nu, mir tragt's ein das Austragen, und gewöhnlich irr' ich mich und geb' die Sachen ab an unrechter Stelle. Gott, ich bin ein alter Mann! Wenn ich nur wüßt', was ich mach' am nächsten Versöhnungstag! Ich kann doch nicht fasten und gehn in die Kirche!«

Heinrich ließ ihn reden und achtete auf die Vorgänge in der Versammlung.

Die Szene, welche durch ihr Eintreten nicht unterbrochen wurde, schien der Auffassung Victors recht zu geben. Auf der Rednerbühne stand ein großer schwarzhäariger und schwarzbärtiger Mann, der mit gewaltiger Stimme über das Thema sprach: »Was unterscheidet die Juden von uns?«

Der Mann gab eben eine fabelhafte Beschreibung der gegenwärtigen Lebensweise der Juden. Alle Scheußlichkeiten und Häßlichkeiten bürdete er ihnen verschwenderisch auf. Und sooft er irgendeine Erfindung auftischte, von deren Haltlosigkeit alle Zuhörer überzeugt waren, tönte von allen Seiten ein lustiges Bravo; die Leute lachten auch ganz behaglich und faßten

den Vortrag offenbar als unbezahlbaren Spaß auf. Die Herren vom Vorstande, welche neben dem Redner an einem grünen Tische saßen, zogen finstere Gesichter.

Der Vortrag nahm ein unverhofftes Ende, als der Redner bei der äußeren Leibesbeschaffenheit der Juden anlangte. Schon bei der Behauptung, daß alle Juden verrenkte Hüften hätten und darum nicht so gut wie die Christen Kegel schieben könnten, wurde der Redner von wieherndem Gelächter und einem tollen Beifall unterbrochen. Als er aber fortfuhr, die schwarze Haarfarbe sei genügend, um einen Menschen zum Juden zu stempeln, brach ein ungeheurer Jubel los.

»Bravo! Bravo!« riefen die einen. »Warum haben auch Sie sich einen schwarzen Bart stehen lassen?« die anderen. »Wir wollen keinen Juden hören!« die dritten.

Und dazwischen applaudierten die meisten unter schallendem Gelächter.

Victor bemerkte mit Vergnügen, daß Heinrich den Humor der Sache zu empfinden begann und lächelnd da saß.

Als der Lärm nicht aufhören wollte, entzog der Vorsitzende dem Redner das Wort und ein anderer Mann trat auf.

Victor stieß den Freund unwillkürlich an.

»Ist das nicht Greisenitz, der dem Salon von Tina so hübsche Männer zuführte?«

Heinrich nickte.

Herr von Greisenitz stellte sich der Gesellschaft als einen harmlosen Grundbesitzer von Adel vor. Er habe kein persönliches oder geschäftliches Interesse an der schönen nationalen Bewegung. Aber gerade darum, weil er in der beneidenswerten Lage sei, ohne Beschäftigung in der Hauptstadt leben zu können, halte er es für seine nationale Pflicht, einen Teil seiner nicht allzu kostbaren Zeit und seine schwachen Kräfte dem nationalen Gedanken zu opfern.

Der Beifall, den er mit dieser Versicherung erlangte, war nicht stürmisch, aber er war offenbar ernsthaft gemeint.

Herr von Greisenitz erklärte nach dieser Einleitung, er wolle die angeregte Frage nur in einem Punkte berühren, er wolle an die Art und Weise erinnern, in der bei den Juden die Ehen geschlossen würden. Und mit einem ganzen Arsenal von Mauschelworten ausgestattet, beschrieb er nicht ohne Witz die Tätigkeit eines jüdischen Heiratsvermittlers, des sogenannten Schadchens. Und was das Schlimmste an der Sache sei, so schloß er, nicht nur jüdische junge Leute, sondern auch deutsche Christen wenden sich sogar an solch elende Seelenverkäufer, denen nichts auf der Welt, nicht einmal Gott Amor selber heilig sei! Freilich besitze so mancher deutsche Mann, so mancher verabschiedete Offizier in seinem hübschen Gesicht, in seiner strammen Erscheinung, in seinem guten oder doch alten Namen ein Kapital, welches nicht brachliegen bleiben

dürfte. Aber dann solle man sich doch an einen ehrlichen christlichen Agenten, womöglich an einen Standesgenossen wenden, nicht an den öffentlichen Vermittler, an den jüdischen Schadchen.

Bei der Schilderung dieses Gewerbes, namentlich bei den mit schauspielerischem Talent vorgebrachten jüdischen Redensarten war der Beifall gewachsen. Gegen den Schluß hin, als der Redner für die christliche Heiratsvermittlung zu sprechen begann, ertönten wohl einige Zischlaute, aber als er den Vortrag beendet, blieb der Applaus nicht aus, und der Vorsitzende – Victor erinnerte sich allmählich, auch ihn unter Tinas Gästen, unter den Freunden des Herrn von Greisenitz gesehen zu haben – sprach dem Redner den Dank der Versammlung dafür aus, daß er ihre Aufmerksamkeit auf ein so krasses Bild jüdischer Sittenlosigkeit gelenkt habe.

Nun entstand dicht unter dem Podium ein Streit. Ein Mann erhob sich, um das Wort zu ergreifen; von allen Seiten redete man auf ihn ein, suchte ihn zurückzuhalten, und die Herren am Vorstandstisch machten verlegene Gesichter. Endlich klingelte der Vorsitzende und sagte achselzuckend:

»Herr Doktor Stropp will sprechen. Bitte um Ruhe!«

Die zuckenden Bewegungen des Agitators schienen dem Arzte heute noch verdächtiger als jüngst im Wirtshause. Überdies versagte ihm einige Male mitten im Satze das Wort, er begann zu stottern und mußte zu einem neuen Gedankengang übergehn.

Was er sprach, schien der Versammlung zu mißfallen. Stropp gab eine Geschichte der Partei zum besten und nahm alle geistigen Verdienste für sich in Anspruch. Als der Vorsitzende ihn nach einiger Zeit ersuchte, zur Sache zu kommen und die Versammlung nicht mit persönlichen Angelegenheiten zu behelligen, da röchelte Stropp vor Wut und rief:

»Es ist endlich Zeit, persönlich zu werden! Zu lange haben wir uns alles gefallen lassen. Wir wollen endlich etwas haben von unserer Reformbewegung. Ich habe den größten Gedanken dieses Jahrhunderts in die Welt gesetzt und soll jetzt hören, wie andere mich beim Sekt hochleben lassen, während ich beim Gilka sitze? Nein, wir wollen unsere Rechnung machen. Ehre haben wir ja sowieso nicht von unserer Sache! So wollen wir wenigstens zu leben haben! Und wenn man uns die Anerkennung verweigert, wenn man für uns keine Stellungen und Bildsäulen übrig hat, so wollen wir eine neue Partei gründen, die zugleich atheistisch, national . . . «

Der Vorsitzende klingelte heftig und entzog dem Redner das Wort. Doktor Stropp wurde unter Drohungen und Scherzen vom Podium heruntergeschoben und setzte seinen Vortrag im Kreise seiner Freunde fort.

Plötzlich sprang ein unbekannter junger Mann auf die Rednerbühne und begann zu sprechen, bevor sich noch die Unruhe gelegt hatte. Der Vorsitzende unterbrach ihn und verlangte seinen Namen zu wissen.

»Ich bin ein freier deutscher Mann und heiße Potschralsky,« rief der bartlose Jüngling, dessen dunkles Haar in dicken Strähnen über Stirn und Ohren niederfiel.

Wieder bemächtigte sich rasch eine bermtige Stimmung der ganzen Gesellschaft: »Das ist ja gar kein Deutscher,« rief es und:

»Er ist ein Jude!«

»Ein polnischer Jude!«

Da warf sich aber der Jüngling in die Brust und schrie so laut, daß er nach wenigen Sekunden heiser wurde:

»Ich bin ein freier Deutscher und kein Jude! Gott soll mich bewahren, daß ich ein Jude bin! Ich bin Judenheter seit dem Beginn der Bewegung! (Ruf aus der Versammlung: »Da sind Sie auch was Rechts!« Heiterkeit.) Wenn Sie wollen, so lege ich Ihnen das nächste Mal meine Stammtafel vor. Meine Mutter war eine Spreewlder Amme (große Heiterkeit). Ich weiß nicht, was es da zu lachen gibt! Wenn es keine Ammen gäbe, so wären Sie alle zu Engeln gemacht worden! (»Bravo, Potschralsky!«) Meinen Vater hat meine Mutter nie gekannt (große Heiterkeit). Ich will damit sagen, meine Mutter ist von ihm schmählich verlassen worden. Er war aber trotzdem kein Jude, er war sogar ein Seiltänzer.«

Die Zwischenrufe wurden an dieser Stelle so allgemein, daß eine Pause entstand, dann fuhr Herr Potschralsky fort:

»Ich höre soeben die Frage, was für ein Landsmann mein Vater war. Ehrlich gestanden, ich weiß es nicht. Aber meine Mutter sagte mir einmal, daß er nur sehr wenige Worte mit ihr sprechen konnte (Heiterkeit. Jemand ruft: »Aber deutsch!«), daß er aber, wenn er betrunken war (»Bravo, Potschralsky!«), immer »Bassama« rief. Danach gehöre ich väterlicherseits dem ritterlichen Volke der Magyaren an, wo soeben von bedeutenden Männern gleichfalls eine deutsche Bewegung gegen die ungarischen Juden ins Werk gesetzt wird.«

Die meisten Zuhörer schütteten sich vor Lachen; viele riefen Hoch und Eljen. Der Vorsitzende wurde böse, fragte die Versammlung, ob sie des Späßes wegen einberufen sei und forderte den Redner auf, zur Sache zu kommen. Es kenne ihn hier niemand, und man habe keine Lust, jeden beliebigen Redner ohne Legitimation auftreten zu lassen.

Da rief Potschralsky:

»Mich niemand kennen? Wissen Sie, was ich bin? Ich bin Gehilfe beim Bumcke, wo draußen bei der Kasse sitzt. Kennen Sie Bumcke, einen unserer besten Patrioten? (Rufe: »Bumcke soll leben!«) Ich bin seit meiner Kindheit bei Bumcke. Erst war ich zum Teil in jüdischen Händen, da mein Prinzipal mit einem Juden assoziiert war. Jetzt ist er selbständig und treibt sein

Geschäft nobel. (»Was für ein Geschäft?«) Sein ehemaliger Sozius war Wucherer. Herr Bumcke aber ist mit Aufbietung seines ganzen Kapitals bestrebt, christliche Schuldner aus den Händen jüdischer Halsabschneider zu reißen, das soll ich Ihnen in seinem Namen sagen, und wenn Sie seine Hilfe brauchen, er wohnt seit einem halben Jahre . . . «

Hier unterbrach der Vorsitzende den Redner. Er bitte, nicht in dieser Weise fortzufahren. Herr Bumcke sei ein wackerer Parteigenosse, aber nicht mehr als ein anderer.

»Was? Nicht mehr?« schrie Bumcke von der Türe her, von wo er dem ganzen Auftritt zugehört hatte. »Und wo wäre der Herr Vorsitzende mit seiner ganzen Bammelage, wenn Bumcke nicht wäre? Wer zahlt heute den Saal? Bumcke! Wer zahlt den Gas! (Rufe: »Das Gas heißt es, Bumcke!«) Einerlei, den Gas oder das Gas! Wer's zahlt, ist Bumcke! Und wer hat die Kontrolle übernommen? Bumcke! Und wer hat gestern bei der Ausschußberatung ein Achtel Culmbacher aufgelegt. Bumcke! Und wer wird morgen alle Seidel bezahlen, welche aufs Podium die Kehlen angefeuchtet haben? Bumcke! Wer ist also ein undankbarer Lump?«

Und »Bumcke! Bumcke!« antworteten hundert Stimmen. Ein furchtbarer Tumult entstand. Der Polizeioffizier drohte, die Versammlung aufzulösen. Aber schon waren Bumcke und Potschralsky vor die Tür gesetzt, und die Ruhe war wiederhergestellt. Ein neuer Redner

stand auf dem Podium; es mußte ein Liebling der Partei sein; lang anhaltender Beifall begrüßte ihn.

Der hübsche junge Mann, dessen Gesicht von ebenso vielen Schlägerhieben als Barthaaren geziert war, verbeugte sich ernst nach allen Seiten. Victor fragte einen Nachbar, wer denn der neue Redner wäre.

»Den kennen Sie nicht?« hieß es. »Das ist unsere Hauptkraft. Er ist zwar noch Student, verdiente aber Minister zu sein. Er ist der hellste Kopf unter uns! Sie werden was erleben!«

Der Student, dessen Kopf von prachtvollem blonden Haar umwallt war, begann mit feurigen Worten die Parteigenossen zum Ernste zu ermahnen. Kräftig und rauh wandte er sich gegen Greisenitz, Stropp und Bumcke, gegen die unlauteren Elemente, welche auch inmitten dieser großen germanischen Bewegung noch niedrig genug dächten, um ihre kleinlichen Nebenzwecke zu verfolgen. Die Sonne steige siegreich empor, die ganze Welt sinke auf die Knie in ernster Andacht; die Unlautern aber seien wie die Photographen, welche mit Hilfe des heiligen Sonnenlichtes ihren Handel treiben. Er fordere die Unlautern auf, den Saal zu verlassen, auch die Lachlustigen, welche den Lebenskampf der Nation als einen gewöhnlichen Ulk betrachten, mögen ihnen folgen. Nur die Ernsthafte, seien sie Freunde oder Gegner, sollen bleiben.

Niemand rührte sich von der Stelle. Alles blickte gespannt auf den Jüngling, der, von den eigenen Worten berauscht, mit glühenden Wangen und glänzenden Augen dastand, in der Tat ein helles Bild deutscher Jugendkraft.

Er sprach fließend und was er sprach, mußte zu Herzen gehen. Er verlangte für sich und die ganze deutsche Jugend die Ideale wieder, welche die Dichter und Denker als großen Schatz des Volkes, als einen unantastbaren Friedensschatz hinterlassen hatten. Er schilderte mit dichterischen Farben die Qualen eines Studenten, der seine ganze Jugend den Wissenschaften und hohen Träumen geopfert hatte und nun plötzlich in das praktische Leben hinausgestoßen, sich einer Schar von Egoisten gegenüber sah, die kein anderes Ideal kannten als ihren Geldschrank, keine andere Tätigkeit als den Erwerb. Er klagte über den entsetzlichen Verlust an moralischem und geistigem Kapital, das gleich bei der ersten Berührung mit der Außenwelt als völlig nutzlos beiseite geworfen werde. Er beschwor die Geister großer Toten herauf und fragte sie, ob sie mit ihren unsterblichen Taten und Worten eine Nation von Krämern und Strebern hätten schaffen wollen.

Der Eindruck der Rede war schon bis dahin ein mächtiger. Auch Heinrich konnte sich des Gefühls nicht entschlagen, daß der Wortführer eines berechtigten Idealismus dem kleinlichen Treiben der Zeit seinen

Fehdehandschuh hinwerfe. Unwillkürlich rief er einmal »Bravo!« mit den andern. Aber was hatte diese ganze schöne Wallung mit dem Gegenstande des Abends, was hatte sie mit der Judenfrage zu schaffen?

Soeben ging der Redner zu diesem Thema über. Er fing damit an, daß er keinen Rassenhaß predigen wolle wie einige sonst verdiente Männer. Er kenne unter den Christen sehr viele Juden und unter den Juden ebenso viele Christen. »Jude« sei für ihn nicht eine Stammesbezeichnung, sondern ein moralischer Begriff. Wenn er »Jude« sage, so meine er damit nicht gerade die Abkömmlinge der Israeliten, welche den erhabenen Gründer des Christentums den ihren nennen könnten und welche ja auch die Apostel in die Welt geschickt hätten, sondern überhaupt jeden Feind des idealen deutschen Lebens.

Nachdem er so unter dem rasenden Beifall der Versammelten das Wort erklärt und mit weiser Mäßigung den Begriff und nicht die Menschen zum Ziele seines Angriffs gemacht hatte, begann er auf die öffentlichen Schäden selbst hinzuweisen.

Im Eifer der Rede mochte er aber wohl seine logische Unterscheidung vergessen haben. Seinen »moralischen Begriff« stattete er mit allen Merkmalen aus, welche das Volk an der Karikatur eines Juden zu sehen liebt, und immer schwerer, immer gehässiger trafen seine Worte den jüdischen Volksstamm, den er für

alle Schattenseiten des nationalen Lebens verantwortlich machte. Je mehr der Redner sich erhitzte, desto kühner wurden seine Vorwürfe, desto dürftiger seine Beweise. Zum Schlusse verstieg er sich zu großen geschichtsphilosophischen Phantasien. Schon im Mittelalter seien die Juden an dem Unglück Deutschlands Schuld gewesen. Sie hätten es mit den Päpsten gehalten, welche die Kaiser beföhdeten. Wenn die Reformation nicht das ganze Deutschland vereinigte, so wären wieder die Juden die Ursache gewesen, welche wahrscheinlich mit ihren Geldmitteln die Gegenreformation unterstützten. »Und Napoleon? Wer hat den Korsen emporgehoben? Sicherlich die Juden! Es gibt also keine andere Hilfe: Hinaus mit den Juden aus Deutschland!«

Und unter brausendem Jubel stimmte die Versammlung in den Ruf ein.

Mit starrem Entsetzen saß Heinrich in dem Aufruhr da. Nur einen unendlich traurigen Blick sandte er zum Freunde hinüber. Da stampfte Victor mit dem Fuße auf, und bevor Heinrich wußte, was geschah, schritt Victor an ihm vorüber dem Podium zu.

»Was willst Du tun?« rief Heinrich.

»Einen letzten Versuch machen und die Gehirne prüfen!« gab Victor zurück. Eine Minute später stand er auf der Tribüne. Heinrich folgte ihm, um unter allen Umständen in seiner Nähe zu bleiben.

Victor begann:

»Genossen! Gestatten Sie einem neuen Freunde Ihrer menschenfreundlichen Bestrebungen das Wort zum Vorschlage einer Resolution, welche zwar im Widerspruch zu stehen scheint zu dem, was Sie von meinem geehrten Herrn Vorredner vernommen haben, welche aber nach meiner Überzeugung einzig und allein die Judenfrage im nationalen und volkswirtschaftlichen Sinne zu lösen imstande ist. Alle meine geehrten Herren Vorredner – sowohl die heute gehörten als diejenigen, welche ich nur aus den Berichten unserer Presse kenne – sind mit ihren Reformvorschlägen hinter dem wahren Ziele zurückgeblieben. Die einen, die Komischen – ich bitte, unterbrechen Sie mich nicht –, die Komischen begnügen sich damit, auf die Juden zu schimpfen, sie aber im übrigen gegen jeden ernsthaften Schaden in Schutz zu nehmen. Die anderen, die Verschwender, wollen – wie mein geehrter unmittelbarer Herr Vorredner – die Juden aus dem Lande treiben, die Dritten, die Choleriker, wollten sie totschiagen. Ich werde Ihnen beweisen, daß diese Herren alle nicht wert sind, unter vernünftigen Menschen das Wort zu ergreifen. Mein Vorschlag allein ist weise und staatsmännisch: *Machen wir die Juden zu unseren Sklaven!*«

Ein furchtbarer Lärm entstand bei diesen Worten. Die einen glaubten, der Redner sei verrückt geworden, die anderen, er mache sich über die Versammlung lustig, wieder andere waren wie elektrisiert von dem

neuen Gedanken, liefen von einem Tisch zum andern und riefen:

»Ja, Sklaven, Sklaven!«

Umsonst bemühte sich der Vorsitzende, dem Unfug ein Ende zu machen. Als sein Drohen, die Versammlung zu schließen, nicht half, fragte er, ob die Anwesenden Lust hätten, den Redner noch länger anzuhören. Da erhoben sich aller Hände, und Victor sprach weiter:

»Über diejenigen, welche die Juden nur beschimpfen, ihnen aber nicht ernstlich wehe tun wollen, brauche ich kein Wort zu verlieren. Denn entweder die Vorwürfe sind unberechtigt: dann hat das Schimpfen keinen Sinn, oder man tut den Juden mit dem Schimpfen kein Unrecht: dann geschieht ihnen damit viel zu wenig.«

Einzelne Bravorufe ertönten.

»Diejenigen aber, welche die Juden austreiben oder totschlagen wollen, fallen von meinem Standpunkte aus unter dieselbe Kategorie kurzsichtiger, ja gemeinschädlicher Menschen. Was ich statt dessen vorgeschlagen habe, wäre noch vor hundert Jahren, in der berühmten Aufklärungszeit, kaum von gebildeten Menschen diskutierbar gewesen. Heute aber, hundert Jahre später, haben wir es unter der Herrschaft der neuen realpolitischen Ideen ziemlich soweit gebracht, daß uns der alte lederne Humanismus nicht mehr kümmert,

daß wir uns von Redensarten wie Menschenrecht, Freiheit, Menschenwürde, Gleichheit, Brüderlichkeit und ähnlichen Flausen nicht beirren lassen. Wir sind Barbaren und rühmen uns dessen!«

Heinrich begann für seinen Freund zu fürchten. Man mußte doch endlich die bittere Ironie seiner Worte bemerken, und dann standen sie zwei einer wütenden Schar von ungefähr zweihundert gegenüber. Aber mit nachdenklichen Mienen hörten die Männer zu und viele nickten beifällig mit dem Kopfe.

Victor warf einen verächtlichen Blick über seine Hörer und fuhr fort:

»Nun haben wir aber einmal eine Masse Juden, über viermalhunderttausend in Deutschland. Diese Juden haben Geld, Kräfte, Talente, Weiber und Kinder. Wäre es da nicht törichter Mißbrauch des Nationalvermögens, wenn wir uns selbst dieser Juden beraubten? Wenn wir sie nämlich aus dem Lande treiben, so gehen uns ihr Geld, ihre Geistes- und Körperkräfte, ihre Weiber und deren Leibesfrucht auf einmal verloren. Wenn wir sie totschiessen, so behalten wir zwar ihr Geld, aber das Kapital, welches in ihren Fähigkeiten steckt, ist unwiederbringlich dahin. Wollen wir diesen beiden Fehlern ausweichen, so müssen wir sie einerseits im Lande behalten, andererseits ihre Kräfte unserer Volke nutzbar machen. ›Wir müssen sie zu unseren Sklaven machen!«

Von allein Seiten wurde ein beifälliges Gemurmel laut. Der Einfall war neu, aber er schien der Partei der Erwägung wert.

Victor sah nicht, wie Heinrich ihm winkte, den Saal zu verlassen. Mit schneidendem Hohn, die Augen bald dieser, bald jener Gruppe, die ihm gerade Beifall zollte, zugewendet, sprach er weiter:

»Der praktischen Ausführung meiner Idee steht nichts im Wege als etwa das Vorurteil einiger unverbesserlicher Gefühlspolitiker, welche glauben, daß die Abschaffung der Sklaverei auf dem Programm jedes gebildeten Menschen stehen müsse. Regeln der Humanität existieren nicht mehr für uns! (Bravo!) Und um die Meinung der gebildeten Welt kümmern wir uns erst recht nicht. Das Ausland mag meinetwegen über Barbareien schreien, wenn wir nur unsere jüdischen Sklaven besitzen und mit ihrer Hilfe zum Gipfel der nationalen Wohlfahrt und der echt nationalen Zivilisation emporklimmen.

Die juristische Formulierung der Sache können wir getrost den Fachleuten überlassen. Mir war es nur darum zu tun, Ihnen die neue großartige Idee vorzutragen, damit sie im Kreise Ihrer Familien und Ihrer Kneipen für deren Verbreitung Sorge tragen und der großen nationalen, patriotischen und sozialen Idee die Wege ebnen. Nur in einigen wenigen Zügen will ich versuchen, Ihnen die Wirkungen des epochemachenden neuen Gesetzes vor Augen zu führen:

Sie alle werden zugestehen, daß die meisten Juden fleißige, intelligente, nüchterne Arbeiter sind. (Ja, ja!) Nun, sollten wir die Früchte dieser Arbeit für uns verlorengelassen lassen? Nein, sage ich! Wir wollen alles daran setzen, daß wir den Ertrag dieser Arbeit noch steigern!

Haben wir erst durch eine neue gesetzliche Bestimmung die Juden zu unseren Sklaven gemacht, so beginnt natürlich zuerst die Verteilung der Juden unter den Germanen. Ich denke mir die Sache etwa so: jeder erwachsene Jude ist als Ware seine fünftausend Mark unter Brüdern wert. Wieviel man für eine jüdische Frau und für Kinder geben will, das hängt von Umständen ab. Wenn nur der Staat seine Juden gegen Rückgabe des gleichen Wertes fünfprozentiger Staatspapiere hingibt, so gewinnt er bei dem Geschäft gleich auf einmal über zwei Milliarden (Sensation). Dabei habe ich das jüdische Kapital, das natürlich eingezogen würde, gar nicht gerechnet.

Unsere Kapitalisten und Großgrundbesitzer würden dadurch in den Besitz einer Menge von Sklaven kommen, welche sie, je nach den Fähigkeiten derselben, ausnutzen könnten. Bedenken Sie doch, daß im alten Rom die eigentlichen Angehörigen der Nation vollständig müßiggingen und alle körperliche und geistige Arbeit von Sklaven geleistet wurde. Ja, der wahre Luxus der herrlichen römischen Imperatorenzeit bestand in der Anzahl von Sklaven, die jedem echten Römer zur

Verfügung standen. Und zu dieser Höhe des nationalen Luxus müssen auch wir uns erheben, wenn wir der großen Zeit, der wir doch in manchen andern Dingen nahegekommen sind, auch in dieser Beziehung ähnlich werden wollen.

Nicht nach amerikanischem Muster, nein, nach dem unvergleichlichen Vorbilde der Alten denke ich mir unsere jüdischen Sklavenpferche eingerichtet. Diese beschränkten amerikanischen Pflanzer waren so töricht, ihre Schwarzen in Baumwoll-, Zuckerrohr- und Kaffeepflanzungen verkümmern zu lassen. Freilich hatten sie auch nur Neger zu ihrer Verfügung. Wir aber, die wir über die intelligenten Juden verfügen werden, wir werden uns durch sie zum Höhepunkt der Menschenwürde erheben. Wir beschäftigen zu groben Arbeiten nur die dummen Männer und die häßlichen Frauen. Die besseren Elemente aber machen wir, wie die Römer, zu unseren studierten Sklaven. Soll einer witzig sein, der Sklave ist's für ihn. Soll einer was wissen – der Sklave weiß es für ihn. Und unser Ideal wird jener edle Senator, der nicht mehr selbst dachte, sondern sich z. B. einen besonderen Sklaven hielt, der ihm sagte: »Herr, Du sitzt!« – wenn die andern Diener ihn niedergesetzt hatten.

Und wissen Sie auch, verehrte Genossen, durch welchen glücklichen Umstand Rom so gedieh? Hören Sie und staunen Sie! Die Blütezeit der Römer beginnt von

dem Tage, da sie als Besieger Karthagos die Bevölkerung der punischen Stadt in die Sklaverei schleppten. Jene wunderbaren Sklaven, welche für die Römer arbeiteten, dachten, dichteten und Künste trieben, waren also Karthager, waren *Semiten!* (Allgemeines Staunen) Was ich Ihnen da sage, habe ich mir nicht aus den Fingern gesogen. Ich habe es bei Friedländer gefunden, in dessen ›Sittengeschichte Roms‹ Sie Näheres über die Behandlung der Sklaven nachlesen können.«

Aus dem Saale ruft jemand: »Dieser Friedländer ist gewiß ein Jude. Dem ist nicht zu trauen.«

Aber mit pathetischer Stimme fiel Victor ein:

»O, wie kurzsichtig doch der Herr ist, der mich eben unterbrochen hat! Dieser Friedländer mag ein Jude sein, ist aber sicherlich ein guter Schriftsteller. Es ist ja gar kein Zweifel daran, daß die Juden unter anderem auch bedeutendes Talent zum Bücherschreiben haben. Auch aus diesen Anlagen wollen wir Nutzen ziehen. Ich sagte ja schon, daß wir schlau zu Werke gehen müssen. Wir wollen die Talente unter den Juden züchten wie feine Wolle bei den Schafen. Auch das muß groß angefaßt werden. Damit unter unseren jüdischen Sklaven die Kenntnisse nicht vergehen, werden auf großen Plätzen umfassende jüdische Sklavenschulen errichtet: Volksschulen, Gymnasien und Universitäten. Dafür kann unsere eigene Jugend, die so sehr

unter der Überbürdung mit Lehrstoffen seufzt, entlastet werden. (Bravo! Bravo!) Die meistern unserer jüdischen Sklaven werden sich freilich am besten im Handeltreiben verwenden lassen. Wir machen sie zu Leitern unserer Unternehmungen, sie handeln und schachern, sie mischen und fälschen, sie machen betrügerische Bankrotte, aber sie haben nur die Schande davon, wir, ihre Herren, stecken den Gewinn ein! (Bravo!)

Doch es wäre ja töricht, die Juden auch dann auf das Handeltreiben beschränken zu wollen, wenn sie unsere Sklaven sind. Jede Arbeit, die uns Mühe macht, sollen sie uns abnehmen, damit der Deutsche endlich wie ein Herrgott in Frankreich leben kann. Ja, und mein trunkenes Auge sieht schon in der Zeiten Hintergrunde eine neue Epoche der Weltgeschichte erstehen, hervorgerufen allein durch den großen Gedanken: die Juden zu den Sklaven der Christen zu machen! Ich sehe, wie alle Kulturländer das erhabene System annehmen, ich sehe, wie die bekannte Fruchtbarkeit der Juden dazu benützt wird, große Armeen aus unseren jüdischen Sklaven zu formieren, sehe, wie die großen Kriege unserer Kulturländer nur noch mit jüdischem Blute geführt werden. Wir aber begnügen uns, die Peitschen über unsere Sklaven zu schwingen und die Früchte ihres Fleißes zu genießen. So, meine Herren, kann allein das wahre Ideal unserer Zeit, das *Ideal des Inhumanismus* erfüllt werden!«

Victor schloß. Eine Beifallssalve brach los, und bald hatten Hunderte den Redner umringt, ließen ihn hochleben, nannten ihn den größten Mann in dieser ganzen Bewegung und tranken ihm zu. Es war kein Zweifel möglich, sie hatten seinen Vorschlag, mit dem er sie ironisch zur Vernunft bringen wollte, ernst genommen und erwarteten von ihm, daß er sich an die Spitze der Agitation stellte.

In düsteren Gedanken verließ Heinrich den Raum. Er mochte dem Freunde nicht mehr begegnen, nachdem dessen gute Absicht vereitelt war. Eilig wollte er in die nächste Querstraße einbiegen, als er rasche Schritte und dann den Ruf: »Halt, Sklave!« hinter sich vernahm.

In diesem Augenblicke hatte ihn Victor bereits eingeholt und sagte lachend, indem er seinen Arm unter den des Arztes schob: »Lauf nicht so schnell, Sklave! Was sagst Du nun! Kann's noch ein Judenheter mit mir aufnehmen? War ich nicht gründlich? Es war furchtbar komisch, wie die Sklavenhalter mir mit offenem Munde zuhörten! Ich hatte einmal nicht übel Lust, meine famose Rede mit einem Kernspruch abubrechen und mich satt zu lachen. Aber was hast denn Du? Warum lachst Du nicht?«

Heinrich hatte sich wie ein Besinnungsloser führen lassen. Jetzt machte er sich von Victor los und bat, ihn allein zu lassen. Er könne nicht lachen, nicht sprechen, nicht Rede stehen.

Victor versuchte mühsam, den übermütigen Ton festzuhalten.

»Du wirst doch den Geisteszustand dieses Narrenvereins nicht ernst nehmen?« rief er lebhaft. »Nein, liebster Freund, so rasch geben wir uns nicht geschlagen! Auch war die Sache zu lustig, um den Spaß nicht zu wiederholen.«

»Du wirst Dich nicht zum zweiten Male einem Skandal aussetzen,« sagte Heinrich bestimmt. »Der Versuch ist angestellt und ist mißlungen. Jetzt gib mich auf und laß mich meiner Wege gehen!«

»Fällt mir gar nicht ein!« rief Victor. »Nun muß ich Dir erst recht in den Weg treten, um Dich von Deinem Spleen kurieren zu können!«

»Laß mich, ich habe die Wette gewonnen!«

»Bah, eine Wette! Wir sind doch Männer!«

»Ja, Männer!« rief Heinrich bewegt. »Und der Preis dieser Wette, Herr Leutnant, ist eine Ehrenschild, ich fordere mein Recht. Ja, eine Ehrenschild! Laß mich, Victor, laß mich. Es ist vorbei! Es war kein Narrenverein! Du hast es so gut bemerkt wie ich! Es saßen viele harmlose Bürger des neunzehnten Jahrhunderts dabei, die sich nicht alles bieten ließen, die sogar die Güte hatten, über Herrn Bumcke zu lachen! Aber in der Hauptsache sind sie alle einig: Sie machen einen Unterschied zwischen mir und den anderen Deutschen! Ich kein Deutscher! Victor, fühlst Du, was das heißt? Ich habe für Deutschland nicht mehr getan, erstrebt

und gelebt als hunderttausend andere. Aber doch auch nicht weniger! Ich kein Deutscher! All die Tränen des Zornes und der Freude, die ich in den Kriegsjahren vergossen habe, waren falsch! Mein Blut, das sich jenseits der Loire mit dem Deinen vermischt hat, war unechtes Blut! Ich soll ja kein Deutscher sein! Vielleicht werden sie mir noch verbieten, deutsch zu reden, deutsch zu schreiben, deutsch zu denken! Warum nicht? Ich bin ja kein Deutscher! Nicht wahr, Victor, Dein Vater hat niemals um seines deutschen Namens willen leiden müssen? Mein Vater aber – er war Arzt wie ich – wußte davon zu erzählen. Weil er ein Deutscher war, mitten unter Slaven, wurde er mit seiner jungen Frau von der Stätte seines ersten Wirkens vertrieben, weil er ein deutscher Arzt war, und dies in einer tschechischen Landschaft nicht vergaß, warf der Pöbel Steine in das Zimmer, in welchem meine Mutter ihr erstes Kind, meine Schwester, gebar. Meine Mutter blieb am Leben, das Kind starb. Weil mein Vater ein Deutscher war und für sein Volk eintrat, wurde er bis zu seinem Tode verleumdet und geschmäht. Ich aber bin kein Deutscher! Was bin ich denn? Ein Jude nicht! Wahrhaftig nicht! Dann bin ich ein wesenloser Mensch, der keinen Schatten wirft! Dann bin ich ein Gespenst, Ahasverus, den man nicht töten kann, weil Ahasverus keine verwundbare Stelle hat, keine Heimat, kein Haus, kein Weib, kein Kind!«

Victor hatte bewegten Herzens zugehört. Sie waren in einer breiten, öden Straße von Ostberlin angelangt, wo sie unbeachtet zwischen den neugepflanzten Bäumen auf und nieder gingen.

»Verzeih! Ich begreife Deinen Schmerz! Ich will Dich nicht mehr zu täuschen suchen. Was willst Du tun?«

»Wandern will ich, wandern wie Ahasverus!« rief Heinrich mit erstickender Stimme. »Vielleicht kehre ich dann am Ende meines Lebens nach Böhmen zurück und lasse mich in dem Orte nieder, wo mein Schwesterchen starb. Dann kämpf' ich, so lange ich's aushalte, für die deutsche Sache, und wenn einmal wieder die Pöbelwut losgelassen wird, dann stell' ich mich ihr entgegen. Dort werden sie mich als einen Deutschen hasen, dort werden sie nach dem Deutschen mit Steinen werfen. Wenn ich schon der Gemeinheit unterliegen soll, so will ich doch als Deutscher von Slaven gepeinigt werden, nicht als Jude von Deutschen! Und nun gute Nacht! Du bis Bräutigam, Victor, Du sollst keine Erinnerung an meine böse Laune zu Deiner Braut bringen! Scheiden wir!«

»Nicht eher, als Du mir in die Hand versprochen hast, daß Du in vierzehn Tagen auf Eggerwitz erscheinst und als mein Trauzeuge mir Deine Freundschaft beweisest. Wenn Du unser Glück siehst, wirst Du, mußt Du auf bessere Gedanken kommen! Versprichst Du's?

»Nein! Ich bin zu Deinem Zeugen nicht gut genug. Wenn ihr auch alle vergessen könntet, wenn auch Herr

Kurt nicht da wäre, ich dürfte doch in der Kirche nicht erscheinen. Vielleicht ist der Pastor, der ja nicht fehlen darf, auch einer von den neuen Pfaffen, einer von der Pächtern der Wahrheit, und dann wird er einen Juden nicht im Hauses seines Gottes dulden. Einst hatte ich Ehrfurcht vor jeder Religion. Jetzt betrete ich keine Kirche mehr. Gute Nacht, Victor und vergiß alles Trübe, wenn Du bei Evchen bist. – Nein, laß mich allein! Gute Nacht.«

## 20. KAPITEL

Was Heinrich auch unternahm, um seine Verbitte-  
rung zu überwinden, es mißlang.

Er versuchte, bei seinen Kranken in der Vorstadt Ver-  
gessen zu finden. Hier brauchte er nicht zu fürchten,  
daß er einem ärztlichen Nachfolger in die Quere kam.  
Die Arbeiterbevölkerung vor dem Rosenthaler Tor, wo  
er früher seine ärmsten Patienten wohnen hatte, rief  
keinen Arzt, der mehr als Mühe für sich verlangte.

Aber fast niemand mehr war aufzufinden. Im Laufe  
des Jahres waren die Leute noch weiter hinaus gezo-  
gen und Heinrich sah sich überall fremden Gesichtern  
gegenüber.

Als er jedoch einmal, am Tage vor Victors Vermäh-  
lung, die Wohnung eines Feilenhauers betrat, fand er  
endlich das Ehepaar noch da und den Mann in der

traurigsten Lage. Die Brustkrankheit, an der er litt, hatte sich verschlimmert. Nun lag er seit drei Tagen im Fieber; die Frau war auf Arbeit ausgegangen.

Heinrich beeilte sich, seine Untersuchung zu beenden, um selbst einige Erfrischungen für den Patienten holen zu können. Kaum hatte er jedoch den Kranken wieder sorgsam zurecht gelegt, als die Frau in Begleitung eines hartblickenden Herrn zurückkehrte, der das Ansehen eines Predigers hatte. Als sie den Arzt gewahrte, wurde sie verlegen und flüsterte dem Fremden etwas zu.

Dieser setzte sich, ohne zu grüßen, an das Bett, holte ein Gesangbuch aus der Tasche, nannte die Nummer des Liedes und begann mit rauher, kräftiger Stimme ein Gebet zu singen. Die Frau stimmte etwas leiser ein und der Feilenhauer, der ängstlich nach dem Arzte blickte, röchelte hie und da ein paar Worte mit.

Heinrich hörte eine Weile überrascht zu. Dann wandte er sich zornig an die Frau und rief:

»Das kann ich als Arzt nicht dulden! Abgesehen davon, daß Ihr Mann in seinem jetzigen Zustande seinen Atem schonen muß, greift ihn schon das Hören an. Ich muß Ihnen den Gesang verbieten!«

Da warf der Fremde sein Buch wütend zur Erde und fing an, schreiend gegen die Juden und Heiden zu eifern, welche das Wohl des elenden Körpers über das Heil der Seele stellten. Die Frau fiel keifend ein. Der Arbeiter schloß zitternd seine Augen.

Die Nachbarn liefen zusammen. Mehrere von ihnen bedauerten den Feilhauer und schlugen sich auf Heinrichs Seite.

Da berief sich die Frau, die mit dem Fremden wieder einige Worte gewechselt hatte, auf ihr Hausrecht, und Heinrich mußte den Kranken preisgeben.

Zu Hause fand er eine Botschaft des Schneiders vor. Siegfried sei schwer erkrankt.

Als er eine Stunde später das Kind aufsuchte, fand er es von einer gefährlichen Halskrankheit ergriffen. Die Eltern standen, blaß vor Kummer und Angst, neben dem Bettchen.

Er konnte den Eltern nicht viel Tröstliches sagen. Sie waren aber schon durch sein Versprechen, täglich einmal nachzusehen, beruhigt.

Heute mußte Heinrich noch nach Eggerwitz schreiben. Er zögerte lange.

Endlich richtete er an Victor ein paar herzliche Zeilen, in welchen er ihn seines innigsten Anteils versicherte und, ohne sein Fernbleiben zu entschuldigen, seinen Glückwunsch für den Freund und das liebe Evchen vorbrachte.

Einen zweiten Brief richtete er an Clemence. Er teilte ihr mit, daß das Söhnchen des Schneidermeisters in Lebensgefahr schwebe, daß er darum Berlin nicht verlassen könne. Er erinnerte sie an ihr Versprechen, die arme Doretta nach ihrer Rückkunft aufzusuchen. Von seiner Liebe schrieb er nichts.

Nun hatte er endlich eine Tätigkeit gefunden, die ihn völlig in Anspruch nahm und ihm zu seinen traurigen Gedanken keine Zeit ließ. Es galt, den Kampf um das schwächliche Leben mit der tückischen Krankheit aufzunehmen.

Tag um Tag verging, ohne daß die Besorgnis um den kleinen Siegfried geschwunden wäre. Erst hatte das Fieber dem Kinde arg zugesetzt und seitdem es ein wenig nachgelassen, wollte ein böartiger Husten nicht schwinden.

Da – eines Morgens, wohl vierzehn Tage nach Victor's Vermählung, erhielt Heinrich durch die Rohrpost eine Karte, auf welcher in ungefügten Buchstaben geschrieben stand:

»Siegfried scheint gerettet! Husten locker, Appetit. Über Nacht! Aber ich bin verraten! In der Freude ihres Herzens hat Doretta gebeichtet. Dieser Wurm! Es war töricht, mit Erdenwürmern Sonnenkindschaft teilen zu wollen. Oswald, Schneider auf Erden.« Heinrich beeilte sich, zum Schneider zu gelangen. Er fand das Kind fieberfrei.

Oswald hielt donnernde Reden, in welchen sich Entzücken über die Genesung des Kindes mit Zorn gegen den »Erdenwurm« mischten.

Doretta, die weinend über das Bettchen des Kindes gebeugt stand, mußte hinzutreten und die Redeweise des Schwärmers erklären.

Des Morgens hatte sie ihm die unzüchtige Annäherung des Mieters mitgeteilt. Darauf war Oswald, der sanfte Oswald, in einen unglaublichen Zorn geraten und hätte den Schuldigen ermordet, wäre Doretta nicht dazwischen getreten. So begnügte sich Oswald, den Willenlosen erst fast aus dem Fenster herauszudrängen und ihn dann die steile Treppe hinunterzuwerfen.

Heinrich wünschte dem Schneider Glück dazu, daß er den schlechten Menschen los sei, aber Oswald schüttelte den Kopf: »Er ist freilich nur eine irdische Kreatur, aber er war ein gutes Werkzeug. Es zu wetzen, war meine Lust, es dem Gegner in die Brust zu stoßen, war mein Beruf. Nun bleibt mir niemand mehr als Samuel Schöpfs. Aber Samuel, ich fürchte, ist der Erde noch näher verwandt als Stropp. Auch auf Sie, Herr Doktor, hatte ich stark gerechnet. Aber Sie sind lau.«

Als Heinrich den Schneider verlassen hatte und eben aus dem engen Gäßchen herausbog, glaubte er hundert Schritte vor sich plötzlich das aschfarbene Gesicht Stropps auftauchen zu sehen. Er blieb stehen, aber der Agitator – wenn er es war – verschwand in derselben Sekunde hinter einem offenen Haustor.

Seit dem Morgen war Stropp in diesem Wirrwarr von krummen, engen Straßen umhergeirrt. Niemand hatte ihn gesehen, als er vor Schmerz aufstöhnend, aber mit heilen Knochen, vom Pflaster wieder aufstand, niemand hatte den wahnsinnigen Blick des Hasses und

der Furcht wahrgenommen, welchen Stropp, an allen Gliedern zitternd, nach den Fenstern des Hauses emporschickte. Seit dieser Stunde hatte er das Haus nicht aus den Augen gelassen.

Er wagte es nicht, dem Schneider entgegenzutreten; ein Schüttelfrost packte ihn schon bei dem Gedanken. Aber wimmernd und halblaut vor sich hin heulend, streckte er immer wieder die Hand wie eine Kralle in die Luft, als ob er den Schneider greifen und zerreißen wollte.

»Sterben soll der Hund,« stieß er hervor, »heut' noch ... es muß sein ... und eine Flasche Sekt trinke ich extra, wenn der fürchterliche Mensch die fürchterlichen Augen geschlossen hat ... Hurra ... Nicht ich verlange seinen Tod: Germanien verlangt ihn, weil er es gewagt hat, sich an dem großen Reformator zu vergreifen. Ach, es tut dem Herzen weh, sich an einem verirrten Bruder rächen zu müssen. Schafskopf! Was heuchelst Du denn so, Du bist ja mit Dir ganz allein! Aber die verdammten Gesetze! Ich werde meine Stimme erheben und rufen, die Gesetze Germaniens finden keine Anwendung auf den großen Reformator. Lache nicht so unanständig, Stropp! Ich war's nicht, es war mein Schatten! Ja, wir werden ihn schon kaltmachen, meine Kerle müssen es besorgen. Aber wie? Mein Schatten wird's wissen! Dieser schreckliche Schatten!« Und er sprang beiseite von seinem Schatten hinweg. Und als sein Schatten ihm folgte, begann er zu weinen.

So trieb sich Stropp umher. Leise sprach er immer mit sich selbst. Und wenn ihm ein leiser Ruf entschlüpfte, so blickte er sich scheu um, eilte von der Stelle hinweg und versuchte unschuldig vor sich hin zu blicken.

Stunde um Stunde verging. Er wagte es nicht, in ein Restaurant zu treten, um seinen Hunger zu stillen. Nur dann und wann trat er in eine der zahlreichen Branntweinschenken und stürzte rasch ein Glas Fusel die Kehle herunter. Es wurde spät, und Stropp hatte immer noch keinen Bissen gegessen, aber er fühlte sich kräftiger und tapferer den je. Jetzt sollte der Schneider nur kommen, jetzt würde er ihn . . . da erblickte er den Arzt und flog wie gehetzt in das nächste Versteck.

Was wollte der Arzt hier?

Das war eine Verschwörung! Eine Verschwörung gegen ihn, den großen Reformator; es kamen seine Feinde und wollten ihn töten. Und »Mord, tötet sie, Gnade!« lallte er durcheinander und schielte nach seinem Schatten.

Da schrak er wieder zusammen. Ein wohlbekanntes Gesicht tauchte vor ihm auf, das dunkle Gesicht Omars.

Als der Schwarze seinen Freund erkannte, grinste er ihm fröhlich entgegen. Stropp faßte sich, so gut er konnte. Mit unsicherer, schwer verständlicher Stimme fragte er den Genossen, der sich auf Kurts Befehl und aus Vergnügen an der Sache an allen lärmenden Taten der wüsten Agitation beteiligte, was ihn hierher führe in das schmutzige Judenquartier. Omar lachte

verschmitzt, wollte aber anfangs die Wahrheit nicht sagen. Auch war es schwer, sich sein Kauderwelsch zusammenzureimen. Als Stropp aber seine Autorität als Parteihaupt geltend machte, kratzte sich Omar den wolligen Kopf und gab sich Mühe, sein Geschäft in dieser Gegend zu erklären. Sein Herr, der Herr Hauptmann von der Egge, sei furchtbar eifersüchtig auf den Doktor Wolff, den Betrüger, den sie drüben in Omars Heimat für einen Kaiser gehalten hatten. Und da werde Omar oft hergeschickt, um aufzupassen, ob die schöne weiße Geliebte des Hauptmanns nicht den Schneider besuche. Der Schneider mache den Kuppler und müsse noch einmal erwürgt werden.

Stropp faßte den Schwarzen heftig am Arm.

»Erwürgt!« rief er außer sich. »Omar, Du bekommst trotz deines schwarzen Fells das schöne gelbe Abzeichen vom Verein, wenn Du dazu hilfst. Heute noch, gleich!«

Omar schüttelte den Kopf. Erst müsse er bestimmt wissen, daß die schöne weiße Geliebte wirklich zum Stelldichein komme.

»Gewiß kommt sie,« schrie Stropp, »eben erst ist der Doktor, der Betrüger, vom Schneider herausgekommen. Und der war doch nur des Mädchens wegen da. Das Mädchen aber wirst Du nie zu sehen bekommen. Die läuft gewiß davon, sobald sie Deinen teuflischen Kopf nur von ferne sieht.«

Omar grinste vergnügt. Da sei hier im Hause eine fromme jüdische Restauration, drinnen sitze er stundenlang am Fenster, esse die ausgezeichneten fetten Speisen, die ganz nach seinem Geschmack seien, und unten auf der Straße komme niemand unbemerkt vorüber. Stropp solle ich doch hinaufbegleiten. Samuel Schöppts sei auch oft da.

Anstatt einer Antwort riß Stropp den Schwarzen plötzlich zur nächsten Haustür hinein und zeigte nach einer Droschke, die vor einem unpässierbaren Seitengäßchen stehengeblieben war. Clemence von Auenheim stieg aus, erwiderte mit dem unveränderlich milden Gesicht den Dank des Kutschers und wandte sich ruhigen Schrittes der Wohnung des Schneiders zu. Wie hungrige Tiere schlichen die beiden ihr nach und als sie wirklich in Oswald Fränkels Hause verschwand, faßt Stropp die Hand des schwarzen Freundes und rief:

»Tod dem Schneider! Tod dem Kuppler! Tod den Juden!«

Omar war von einem furchtbaren Zorn erfaßt, der Schaum stand ihm vor dem Munde. Er heulte nur immer: »Juden tot« und ließ sich willenlos führen.

In hellem Wahnsinn aber jubelte Stropp auf.

»Komm, komm,« rief er dem Schwarzen zu. »Wir wollen überall, wo wir Freunde finden, erzählen, wie hier in diesem Judenhause ein Christenmädchen durch Gift und Zauberei um Leben und Ehre gebracht wird.«

Allerorten in dem ganzen Straßengebiet war das Pflaster aufgerissen, deutsche und polnische Arbeiter schaufelten um die Wette in dem grauen Sande herum. Auf dem großen Marktplatz, den Stropp mit seinem Begleiter passieren mußte, schien es zu einem Streit gekommen zu sein. Gegen hundert Arbeiter hatten ihr Handwerkszeug fortgeworfen und fluchten wild durcheinander auf die Stadtbehörde, auf die Regierung, auf Gott und die Welt. Sie waren mit ihrem Lohn unzufrieden und verlangten mehr Geld für weniger Arbeit.

Unter den müßigen Neugierigen, welche umherstanden und den Auflauf vergrößerten, erblickte Stropp plötzlich einige seiner Agenten und Freunde.

Er führte den Schwarzen unter sie, rief ihm noch ein Wort zu und trat dann beiseite. Während man den Schwarzen unter lustigen Reden umringte und Omar erregt auf alle einzureden begann, trieb es den wahn-sinnig Gewordenen ruhelos auf dem Platze umher.

Wenn es jetzt zum Mord und Totschlag kam und die Polizei faßte ihn und der Richter sagte: »Schuldig« und er stand unter dem Galgen ... die Knie schlotterten ihm. Dann kicherte er wieder in schlauem Irrsinn und hob keck den Kopf. Wer konnte ihm denn was anhaben? Wer außer ihm und etwa Kurt konnte sich mit dem närrischen Schwarzen verständigen? Mochte geschehen, was wollte, er ging frei aus.

Jetzt kam unter die Menschenmenge eine neue Bewegung. Von allen Seiten liefen Leute herzu, unter ihnen zögernd auch Stropp. Jeder fragte, was es gäbe?

»Es ist ja nicht wahr ... ein Jude ... ein jüdischer Schneider ... Oswald Fränkel, der verrückte Schneider ... hat eine Christin tot geschlagen ... erstochen ... erschossen ... zwei Christenmädchen ... erwürgt ... der Mohr hat es selbst gesehen!«

So ging es durcheinander. Stropp fühlte, wie die Kehle sich ihm zusammenschnürte.

»Schlagt ihn tot, zündet sein Haus an,« tönten die Rufe aus dem Haufen der auswärtigen Tagelöhner.

»Laßt die Behörden in Ruh!« rief ein junger Vereinsgenosse, der neben Stropp stand, den Arbeitern zu. »Die Behörden meinen es gut, die Juden sind an allem schuld. Wir wollen uns nicht von ihnen morden lassen.«

»Es ist ja alles Schwindel; unsere Juden schlachten auch lieber eine Gans ab als Christenkinder!« sagte einer der einheimischen Arbeiter und schickte sich an, mit seinen Genossen nach Hause zu gehen. Die polnischen Leute jedoch vereinigten sich mit Omar und seiner Gruppe zu einem wilden Haufen, und unter Drohrufen und wüsten Worten ging es eilig fort nach des Schneiders Wohnung.

Als der Haufe das öde Seitengäßchen erreicht hatte, stellte sich ihm ein Schutzmann entgegen. Aber mit

Hohngelächter wurde er von der Überzahl beiseite gestoßen, und als er sich mit Aufbietung seiner ganzen Kraft durch die Masse drängte und forteilte, um Verstärkung zu holen, jubelten die Leute auf und einer von Doktor Stropps Freunden rief:

»Ich hab' es Euch ja gesagt: Sie dürfen uns nichts tun, wenn es über die Juden geht.«

Schon hatte der Schwarze mit phantastischen Gesten das Haus gewiesen, in welchem das Christenmädchen sich befand. Hier staute sich nun der Haufe in dichtem Gedränge und erfüllt mit seinem Geschrei die Luft, daß an vielen halbblinden Fenstern des Gäßchen entsetzte bleiche Gesichter erschienen. Gegen alle Fenster erhoben die tobenden Männer ihre Fäuste und zu der Wohnung Oswalds sandten sie wüste Drohungen empor.

Oben war die Freude über den Besuch der schönen Clemence immer noch zu groß, als daß die Annäherung des Pöbels sofort bemerkt worden wäre. Clemence hatte dem kleinen Siegfried allerlei Spielzeug mitgebracht, und das blasse Kind umschloß in seinem Bettchen mit einer weiten Umarmung das Pferdchen, den Gummiball, die Bleisoldaten, alles. Oswald stand mit stolzer Freude daneben und meinte, die Freude eines solchen Kindes wäre für jeden anderen als für Fräulein Clemence schon zuviel des Dankes. Doretta

aber sprudelte nur so hervor, was sie in langen Wochen und Monaten dem gnädigen Fräulein zu sagen sich vorgenommen hatte.

Plötzlich horchte der Schneider auf und Doretta erbleichte. Der Lärm von der Straße hatte vor ihrem Haus zugenommen und ... Was war das? »Tod den Juden! Nieder mit dem Schneider!« hörte man deutlich aus dem Getöse heraufschallen.

Und in demselben Augenblicke stürzte Samuel Schöppts atemlos die Treppe herauf. Er hatte eben das Haus verlassen wollen, als die Mordbrenner heranrasten und ihn zwangen zurückzukehren.

»Weh, schrie Samuel ein über das andere Mal. »Ich bin gefangen, ich bin verbrannt, ich bin gespießt! Polizei! Weißt Du, weshalb sie kommen? Sie sagen, Du hast das Fräulein hier umgebracht!«

Bevor noch jemand weitertragen konnte, stürzte Samuel in sein Zimmer und drehte zweimal den Schlüssel um. Man hörte noch, wie er Kisten und Kasten vorschob und heulend hebräische Psalmen zu singen begann.

Da flog der erste Pflasterstein schwer gegen die Wand, daß das Haus erbebte. »Herr Jesus!« schrie Doretta, stürzte am Bett des Kindes nieder und streckte die Hände schirmend über Siegfried aus.

Oswald richtete in wilder Bewegung die Augen zur Decke empor, breitete die Arme aus und rief mit donnernder Stimme:

»Die Erde hat ihre Kreaturen ausgesandt wider mich! Die Sonnenkinder aber kennen keine Furcht. Heran Ihr Hunde! Du, heilige Sonne, nimmst mich auf.«

Clemence stand wie versteinert in dem Aufruhr. Da flog schon der zweite Stein gegen die Mauer des Hauses, ein dritter und vierter folgte, schon klirrten die Scheiben, ein Stein traf das Fensterkreuz und die Glassplitter flogen weit umher.

Da faßte sich Clemence und sagte mit fliegender Hast:

»Tragen Sie das Kind in die Hinterstube. Beide! Lassen Sie mich hier allein! Die Leute glauben, ich sei in Gefahr. Ich werde mich beim Fenster zeigen.«

Doretta eilte weinend und schreiend mit dem Kinde hinaus, Oswald aber schritt mit hoch erhobenem Kopfe dem Mädchen voran, das sich ruhig dem Fenster näherte.

Auf der Straße – es war kaum eine Minute vergangen, seitdem der Haufe das Haus erreicht hatte – liefen von allen Seiten Neugierige herbei. Doch nur die Freunde des Agitators und die polnischen Arbeiter beteiligten sich an dem Krawall. Stropp lief mitten unter den Leuten hin und her; an allen Gliedern zuckend, rief er bald dem, bald jenem einige Worte zu, man wußte nicht, ob er zum Kampfe hetzte oder davon abmahnte.

Plötzlich entstand an dem einen Ende des Gäßchens eine Bewegung.

»Die Polizei!« rief jemand.

In diesem Augenblicke nahte in berückender Schönheit ein bleiches Mädchen dem Fenster oben. Vor ihr erschien, mit den Fäusten nach der Straße drohend, der rotköpfige Schneider. Die Arme der Steinwerfer waren wie gefesselt. Das Mädchen drängte den Schneider zur Seite, da . . . Wer hatte den gräßlichen Schrei ausgestoßen? Aus der Hand Omars flog der letzte Stein empor, mit blutiger Stirn sank das Mädchen nieder, mit ihr verschwand der gespensterhafte Kopf des Schneiders, und in wilder Flucht vor der heraneilenden Polizeimacht stoben die Mörder auseinander . . .

In der Stube des Schneiders war es still geworden. Man hörte nur aus den Nebenräumen das widerliche Murmeln Samuels und das leise Wimmern des Kindes, das nach der schönen Tante verlangte. Clemence aber lag blaß und bewußtlos auf dem Sofa. Ihr zu Häupten stand Doretta, die stumm, mit tränendem Blick Versuche machte, dem Mädchen neues Leben einzuflößen. Neben dem Fenster, auf den Knien lag der Schneider und stierte mit ungeheurem Entsetzen auf einen Blutfleck.

Ein Polizeioffizier trat ein und verlangte Auskunft. Man hatte nach einem Arzte geschickt. Nach wenigen Minuten war er zur Stelle und begann eben die Wunde zu untersuchen, als die Türe heftig aufgerissen wurde und mit farblosem Antlitze, mit verzerrten Zügen Heinrich hereinschwankte. Der Offizier und der Arzt machten ihm mit scheuer Achtung Platz.

Heinrich ging mit gelähmten unhörbaren Schritten bis zum Lager der Geliebten. Hier, als er das teure Antlitz wiedersah, das die rote Wunde unter dem Stirnhaar nicht zu entstellen vermochte, verließ ihn die Kraft. Er stürzte zusammen und barg sein Gesicht in den Falten ihres Kleides.

Lange Zeit lag er so. Man hörte nichts als sein dumpfes Stöhnen.

Endlich hob er wieder die Augen. Mit einem furchtbaren Entschluß raffte er sich auf. Alle Muskeln seines Gesichtes zitterten, aber ruhig ging er ans Werk, den Zustand der Verwundeten zu prüfen. Nach wenigen Sekunden winkte er den Kollegen zu sich heran, wies in stummer Verzweiflung auf die gräßliche Verletzung und brach wieder zusammen. Der fremde Arzt aber näherte sich dem Offizier und sagte laut genug, daß der Schneider und Doretta aufschriean vor Schmerz:

»Sie stirbt!«

Jetzt flog ein Schauer über den Körper des Mädchens. Sie hob ein wenig die Lider und bewegte die Lippen. Kein Laut drang aus ihrem Munde. Auch war sie nicht mehr imstande, die Augen völlig zu öffnen. Aber sie mußte den Geliebten dennoch erkannt haben, denn leise legte sich ihre Hand um die seinige und das holdseligste Lächeln huschte flüchtig wie ein letzten Sonnenschimmer über ihre Züge. Dann fielen ihre Lider wieder herab, langsam löste sich ihre Hand von der seinen, und Heinrich glitt ohnmächtig zu Boden . . .

Als er wieder zu sich kam, lag er selbst auf dem Sofa, auf welchem Clemence den letzten Atemzug getan. Es war dunkel geworden. Nebenan sang Doretta mit zitternder Stimme dem Kinde ein trauriges Lied, beim Fenster saß müßig der Schneider. Heinrich rührte sich nicht. Er überschaute wie im Vorüberlaufen, was er durchlebt.

Er hatte nacheinander das Vaterland und die Geliebte verloren. Dieselben Leute hatten ihm beides gemordet. Nun blieb nur eins übrig: den lebenslangen Kampf mit den Mördern aufzunehmen oder zu sterben, von denselben Händen zu sterben.

Grimmig zuckte es um seine Lippen. Und er sprang jäh von seinem Lager empor, daß der Schneider entsetzt zusammenfuhr. Als er aber den Arzt kräftig vor sich stehen sah, fiel er ihm um den Hals und rief schluchzend:

»Was haben wir verloren! Der Pöbel hat seine Hand erhoben gegen die Witwe Juda, aber das schöne Christenmädchen trägt die Wunde auf seiner weißen Stirn!«

Heinrich wollte stark bleiben.

»Lieber Oswald,« bat er, »sprechen Sie nicht von ihr, ich ertrage es nicht. Ich habe eine große Bitte an Sie.«

»Außer meinem Siegfried alles,« rief Oswald rasch.

»So tun Sie, was ich Ihnen sage, ohne zu fragen, ohne zu zögern. Gehen Sie sofort zu Kurt von der Egge.

Sie wissen seine Wohnung. Dort richten Sie meine Meldung aus. Merken Sie sich genau, was ich sagen lasse: Herr von der Egge möge sich irgendwo in einem entlegenen Teile des Tiergartens einfinden. Um acht Uhr. Verabreden Sie mit ihm genau eine bestimmte Stelle. Bringen Sie die Antwort ins Hotel und warten Sie dort auf mich. Herr Kurt soll selbst geladene Pistolen mitbringen. Sollte der Herr den Einwurf machen, daß der Duellant oder der Sekundant ihm nicht passe, so sagen Sie ihm, daß ein dreifacher Verbrecher froh sein müsse, wenn Ehrenmänner ihm einen Waffengang gönnen. Wenn er sich auch dann noch weigert ...« Heinrich hielt zögernd inne.

»So schlag ich ihn tot wie einen Hund,« schrie Oswald, ergriff seinen Stock und eilte fort.

Heinrich ließ sich von Doretta das Schreibzeug reichen und schrieb hastig folgende Zeilen nieder:

»Lebe wohl, mein Victor. Clemence ist tot. Ich folge ihr. Ich bitte Dich, die Mühwaltung eines Erben zu übernehmen. Gib dem guten Oswald soviel Geld, als er nötig hat, um in Amerika ein neues Leben zu gründen.

Lebe wohl, mein Victor. Ich habe Dich lieb und drücke Dir noch einmal die Hand. Wenn Du mit Deiner jungen Frau aus Norwegen zurückkehrst, wirst Du zwei Gräber zu besuchen haben. Halte Dich dann nicht zu lange bei uns auf. Küsse Dein Evchen auf beiden Augen, sei ein Mann und nimm's nicht zu schwer.

Lebt wohl! Euer Glück ist das Leben. Unser Glück ist der Tod. Gönnst uns die Ruhe. Klagt nicht zu sehr.

Grüß das Evchen von mir. Und küß ihr die Tränen von den Augen. Dein Heinrich.«

Er schloß den Brief in einen Umschlag und übergab ihn der Frau. Sie sollte ihn aufbewahren und dem Freunde nach dessen Rückkunft übergeben. Dann reichte ihr Heinrich die Hand zum Abschied.

»Ich lasse Sie nicht fort,« rief Doretta ängstlich, »warten Sie doch bis Oswald wiederkommt. Was wollen Sie denn tun? Sie sehen aus wie der Tod!«

Heinrich wehrte ab und ging.

Fühllos und absichtslos schritt er viele Straßen lang durch die Menge, bis er plötzlich vor einem Hause stand, um dessen geschlossenes Tor sich einige Neugierige drängten. Er stand Unter den Linden, vor dem Auenheimschen Hause.

Er ließ öffnen und ging langsam, müde hinauf. Dem Diener, der ihn empfing, stürzten die Tränen bei seinem Anblick hervor. Heinrich trat in das Zimmer, wo Eberhard von Auenheim schluchzend vor dem Sofa auf den Knien lag. Die Leiche war im Nebenzimmer aufgebahrt.

Als Herr von Auenheim die Schritte des Eintretenden vernahm, hob er den Kopf und rief wimmernd:

»Ich bin ein alter Mann und beide Kinder haben mich verlassen, beide!«

Ohne den Schmerz des Vaters zu stören, ging Heinrich mit leisen Schritten vorüber und trat zur Leiche. Hier sank er stöhnend nieder.

Es war still. Man hörte es, wenn im oberen Stockwerk gesprochen wurde.

Stunde um Stunde verging und Heinrich rührte sich nicht.

Da vernahm er, wie eine verhaßte Stimme im Korridor ertönte. Jäh sprang er auf, einen letzten Abschiedsblick warf er auf das Antlitz der Toten, dann eilte er hinaus und stand dem erschreckten Kurt gegenüber, als dieser eben im Begriffe war einzutreten.

Kurt sah schrecklich aus; das Haar hing ihm straff in die Stirn, das Gesicht war feucht von Schweiß. Er wollte dem Gegner trotzig in die Augen blicken, vermochte es aber nicht.

Heinrich faßte ihn hart an der Schulter.

»Sie werden die Tote nicht sehen!« rief er außer sich.  
»Nicht, so lange ich am Leben bin!«

»Wie wollen Sie mich hindern?«

»Wagen Sie es! Wagen Sie es!« rief Heinrich drohend mit gedämpfter Stimme. »Unser Duell geht vor! Sind Sie bereit?«

»Der tolle Mensch war bei mir. Ist es Ihr Ernst, sich mit mir zu schlagen? Jetzt, nachdem es keinen Kampfpfeil mehr gibt? Gut!« Und Kurt biß die Unterlippe.  
»Ich habe die Waffen im Wagen unten. Ich wollte von hier aus zum Rendezvous fahren. Kommen Sie!«

Als sie in den Wagen steigen wollten, bemerkte Kurt den Doktor Stropp, der mitten unter andern Leuten zu den Fenstern des ersten Stockwerks emporstarrte.

»Doktor Stropp kann mein Sekundant sein!« sagte Kurt und rief laut den Namen.

Stropp zuckte zusammen und rührte sich nicht von der Stelle.

Da schritt Kurt fluchend zu ihm hinüber und führte den Willenlosen zum Wagen. Schlotternd nahm Stropp auf dem Rücksitz Platz.

Sie fuhren zuerst die wenigen Schritte in Heinrichs Hotel, um den Schneider abzuholen, dann aus der Stadt hinaus an die verabredete Stelle.

Als Oswald mit feierlicher Miene sich neben Stropp niedersetzen wollte, kreischte dieser auf und während seine Zähne aneinander schlugen und seine Augenmuskeln zuckten, murmelte er schluchzend: »Ich bin kein Judenfeind! Der Schwarze war's! Häng' den Schwarzen auf! Tu mir nicht weh!«

»Fürchte Dich nicht, schlechter Erdenwurm!« sagte Oswald gelassen. »Der Schmerz der Sonnenkinder ist zu groß, als daß sie Deiner achten sollten. Und die irdische Welt ist zu niederträchtig, als daß sie Dich hängen sollte, wie Du's verdienst. Sieh nur, wie die Sonne sich beeilt unterzugehen, weil Du ins Freie fährst!«

Bald waren sie an Ort und Stelle, stiegen aus und begaben sich auf einen freien Platz mitten im Gehölze.

Der Schneider mußte den keuchenden Doktor Stropp fast gewaltsam hinführen.

»Unsere beiden Sekundanten sind sonderbare Käuze!« sagte Kurt mit nervösem Lachen. »Da mich jedoch die heutigen Ereignisse veranlassen, sofort nach Konstantinopel abzureisen, muß ich mich über jede Form hinwegsetzen.«

»Gegen die Zeugen ist nichts einzuwenden,« erwiderte Heinrich in bitterem Zorn. »Der Wahnsinn hat's begonnen, der Wahnsinn hat die Tat vollführt, so mögen auch Wahnsinnige rechts und links die Zeugen sein! Doch zur Sache. Sie begreifen, um was es sich handelt. Es wird wohl kein regelmäßiges Duell werden, und auf diese beiden können wir uns ja nicht verlassen.«

Kurt nickte. »Das ist zwar kein Duell!« rief er. »Das ist Mord und Selbstmord! Mir auch recht. Also: zehn Schritt Distanz. Und Sie mögen den ersten Schuß haben.«

Er nahm die Pistolen aus dem Kasten und ließ den Gegner eine wählen.

Stropp fiel beim Anblick der Waffen stöhnend zu Boden und jammerte in einem fort:

»Sie wollen den Befreier umbringen! Laßt es nicht zu, Ihr Fürsten und Großen! Geld, mehr Geld her! Ich liebe die Juden! Ich liebe alle Menschen! Ich bin der große Reformator Deutschlands und will Sekt!«

Der Schneider stand mit über der Brust gekreuzten Armen vor dem Wahnsinnigen und sprach verächtlich:

»Gibst Du es jetzt zu, daß Du nur ein Erdenwurm bist, Du schlechter Kerl? Aber habe keine Angst, ich tue Dir nichts.«

Indessen hatten die Gegner Stellung genommen. Mit düsterer Miene, in fester militärischer Haltung stand Kurt da. Heinrich hob die Waffe und plötzlich wollte ihn eine jähe Rachelust überwältigen. Deutlich sah Kurt, wie Heinrich die Zähne zusammenriß und die Pistole gegen die Brust des Gegners richtete, dann heftig atmend auf Stropp zielte und wieder auf Kurt. Es dauerte eine ganze Weile, Kurt stand bewegungslos. Plötzlich hob Heinrich den Arm und feuerte die Waffe grimmig lachend gegen den Himmel ab.

»Jetzt Sie!« rief er.

Kurt zögerte.

»Vorwärts doch! . . . Schuft!« stieß Heinrich hervor.

»So hab's denn,« rief Kurt wild und der Schuß fiel. Langsam und schwer stürzte Heinrich zu Boden. Kurt beugte sich einen Augenblick ängstlich über ihn, dann warf er die Waffe fort und eilte zu der Stelle, wo er den Wagen zurückgelassen.

Heinrich atmete noch, aber Oswald, der ihn in seinen Armen hielt, fühlte, wie das Leben des Arztes mit seinem Blute entschwand.

Neben dem Sterbenden wälzte sich der wahnsinnige Stropp auf dem Boden und rief noch immer:

»Ich bin der große Reformator! Sekt her!«

Der Schneider aber fuhr ihn hart an:

»Schweige still, Du Narr, und störe nicht die Seele, die sich vorbereitet heimzugehen zu der leuchtenden Sonne.«

Der Wahnsinnige schwieg erschreckt und kroch auf allen vieren ins Gebüsch.

Oswald streckte den Sterbenden sanft auf den Rasen aus, kniete neben ihm hin, breitete die Arme zum Himmel empor und murmelte:

»Heilige Sonne, die Du uns einen letzten Blick noch gönnest, ein Festtag ist es heute für Dich. Zwei Sonnenkinder kehren zu Dir zurück, aufzugehen in Deiner heiligen Glut und in seliger Einheit ewig zu lächeln über die jammervolle Erde. Heilige Sonne! Nicht allen ist es beschieden, zu Dir zurückzukehren, solange Du noch flammst in sengender Pracht. Wenn Du aber einst erkaltet sein wirst, ein Tummelplatz für niedrigere Geister, dann sei uns gnädig, heilige Sonne, und nimm auch uns auf in Deine Herrlichkeit, die edle Doretta, den stattlichen Siegfried und auch mich, den Schneider Oswald Fränkel, dem die Erde ganz und gar nicht mehr gefällt.«